MEMORIES OF AN AFRICAN HUNTER

DENIS D. LYELL

Lyell, Denis David - Erinnerungen eines afrikanischen Jägers 1932

ERINNERUNGEN EINES AFRIKANISCHEN JÄGERS

DENIS D. LYELL

MEINER FRAU GEWIDMET

VORWORT

Die folgenden Seiten enthalten meine Erinnerungen an viele Jahre im afrikanischen Busch, in denen ich kaum etwas anderes tat, als Wild zu jagen und dessen Gewohnheiten und Fährten zu studieren.

Im Jahr 1906 brachten mein Freund, der verstorbene Major (damals Hauptmann) C. H. Stigand, und ich das Buch *Central African Game and its Spoor* heraus, und danach schrieben wir beide unabhängig voneinander weitere Bände über das Wild. Ich zweifelte, ob ich genug Material für einen weiteren Band hätte, doch beim Durchsehen meiner Tagebücher stellte ich fest, dass noch eine Menge ungesagt geblieben war.

Das erste Kapitel befasst sich mit einigen meiner Erfahrungen während der Zeit als Teepflanzer in Ostindien, aber ich hatte dort so wenig Gelegenheit für wirklich guten Sport, dass ich es für das Beste halte, meine Aufmerksamkeit hier hauptsächlich auf Afrika zu beschränken, wo ich eine herrliche Zeit verbrachte.

Ostindien ist so dschungelartig, dass es für einen Mann mit dem Gewehr ohne den Einsatz ausgebildeter Elefanten unmöglich ist, viel auszurichten. Zentralafrika hingegen ist ein Land, in dem jeder so viel jagen kann (oder vielleicht sollte ich sagen: konnte), wie er möchte, sofern er ein guter Läufer ist und in der Lage, Entbehrungen in einem schlechten Klima zu ertragen; denn es ist kein Erholungsort.

Natürlich ist das Leben eines Jägers im tropischen Afrika nicht „eitel Sonnenschein", obwohl es wunderbare Entschädigungen für die Strapazen und das Fieber gibt.

Was die Gefahren der Jagd auf Elefanten, Büffel und anderes Wild betrifft, so würde ich solche Risiken unendlich vorziehen, als den Piccadilly Circus zur belebtesten Stunde des Tages zu überqueren. Ein rasender Elefantenbulle wird gewiss nicht

einen menschlichen Körper übler zurichten als ein mittelgroßes Kraftfahrzeug.

Viele Leute sagen, das Jagen sei grausam, und das ist es auch; aber bei weitem nicht so brutal wie die Gräueltaten, die bei der Schlachtung von Nutztieren für den menschlichen Verzehr begangen werden. Ein gejagtes Tier, wenn es ordnungsgemäß angeschlichen und erlegt wird, leidet unendlich weniger als ein Ochse oder Schaf, das durch den Blutgestank eines Schlachthofes in den Tod geführt wird; daher sind jene, die das verurteilen, was sie „Blutsport" nennen, Heuchler, solange sie weiterhin Fleisch essen.

Ich habe erneut die Freundlichkeit meines Freundes George Garden aus Mlanje, Njassaland, für die Erlaubnis zur Verwendung einiger seiner hervorragenden Wildtierfotografien zu danken, und seine Großzügigkeit in dieser Hinsicht wird sehr geschätzt. Das Foto eines Elefanten mit einem missgebildeten Stoßzahn wurde mir vor einigen Jahren von meinem Freund, dem verstorbenen Hauptmann Martin Ryan, geschenkt. Damals sagte er mir, ich könne es für ein Buch verwenden, wenn ich wolle, und das tue ich nun, da es ein interessantes Beispiel für eine Missbildung ist. Die anderen

Bilder wurden von mir selbst mit einer „Kodak"-Filmkamera aufgenommen, sind aber nicht besonders gut, da Feuchtigkeit und Hitze die Filme beeinträchtigen.

Abschließend spreche ich meinen Dank gegenüber meinen Verlegern aus.

D. D. L.

Eastwood,

Broughty Ferry, N.B.

1. April 1923.

INHALTSVERZEICHNIS

KAPITEL I DAS LEBEN AUF TEEPLANTAGEN IN OSTINDIEN

KAPITEL II FRÜHE TAGE IN NJASSALAND

KAPITEL III TAGE AUF DER GROSSWILDJAGD

KAPITEL IV BEMERKUNGEN ÜBER ELEFANTEN, REISEN UND EINGEBORENE

KAPITEL V ELEFANTENJAGD

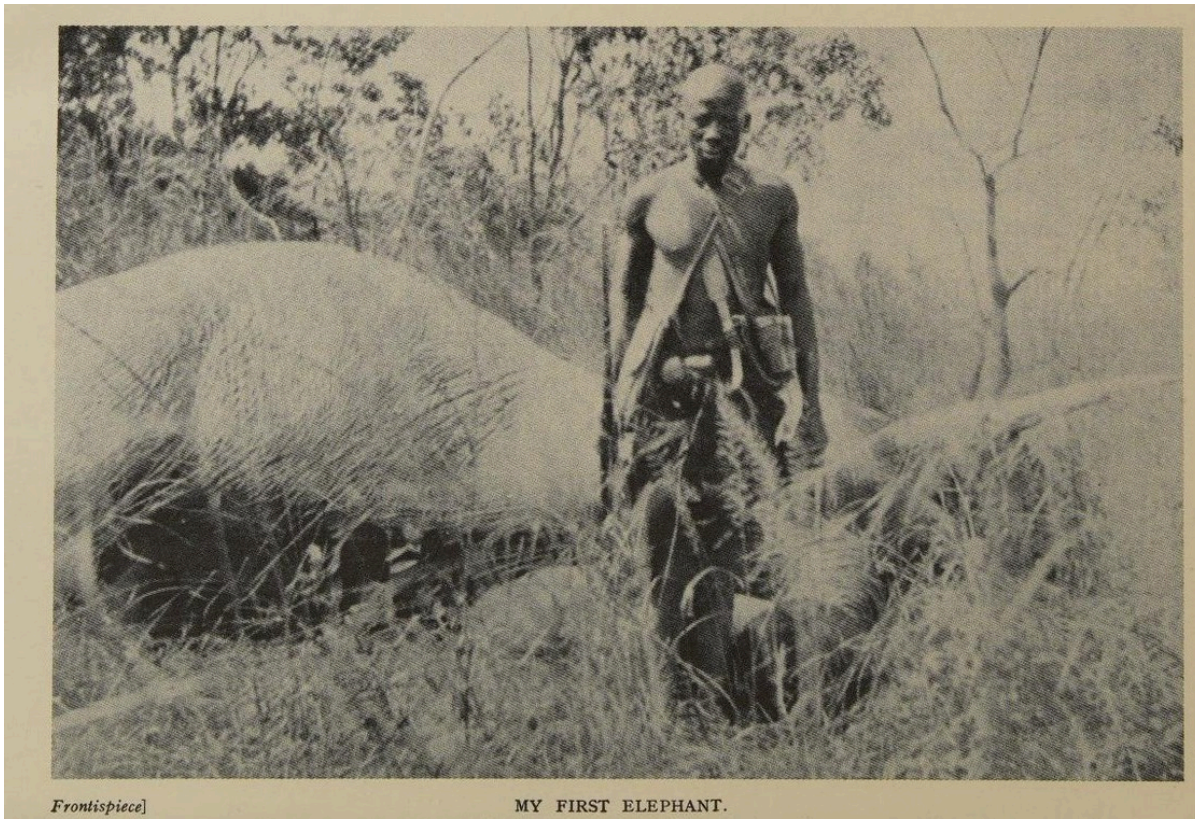
KAPITEL VI ÜBER NASHÖRNER, BÜFFEL, FLUSSPFERDE UND LÖWEN

KAPITEL VII EINIGE ERFAHRUNGEN MIT ANTILOPEN

KAPITEL VIII VERSCHIEDENE TIERE

KAPITEL IX EINIGE SELTSAME VORFÄLLE UND KONTRASTE

KAPITEL X SPORTLICHE METHODEN, GEWEHRE, TROPHÄEN, TRÄGER, ETC.



Frontispiece] MY FIRST ELEPHANT.

Kapitel I

DAS LEBEN AUF TEEPLANTAGEN IN OSTINDIEN

Meine ersten Erfahrungen in den Tropen begannen in Kalkutta, doch diese frühen Erlebnisse liegen ganz im Nebel der Kindheit verborgen, und meine Erinnerungen reichen nicht ganz so weit zurück.

Ich erinnere mich stets daran, ein extremes Interesse an Reiseberichten gehabt zu haben, und wenn solche Bände Geschichten über die Jagd auf großes und gefährliches Wild enthielten, war ich völlig gefesselt und wünschte mir, ich wäre älter und in der Lage, es ebenso zu tun.

Glücklicherweise gab es in meinem Elternhaus viele Reisebücher und reichlich Nachschub in einer guten Leihbibliothek in Dundee, sodass ich ausgiebig über Afrika, Indien und Amerika las.

Bald kannte ich die Werke von Gordon Cumming, Selous, Baker, Forsyth, Kinloch, Roosevelt und vielen anderen Jägern von Großwild.

Gewehre mit ihren Geschossen sowie Flinten waren mein Hobby; wäre es heute gewesen, im 21. Jahrhundert, wäre ich wohl vom Tierschutzverein wegen des Erlegens von Katzen mit Kleinkalibergewehren belangt worden.

Da Löwen und Tiger fehlten, musste ich mich mit räuberischen Katzen begnügen, und letztendlich tat ich nicht sehen (und kann immer noch nicht erkennen), warum es für einen Menschen grausamer ist, eine Katze zu töten, als für die Katze, hübsche kleine Vögel zu zerfleischen und zu quälen. Dennoch ist die Katzenjagd kein gesundes Thema, obwohl ich eine recht amüsante Geschichte über eine erzählen könnte, die ich nach vielen Nachtwachen erlegte und die ein blaues Band um den Hals trug. Dieses Tier hatte gerade eine junge Drossel verstümmelt, tatsächlich wurde es auf frischer Tat getötet.

Ich baute mir eine Hütte in einer Gruppe von Tannen, und dort röstete ich junge Amseln und dachte, ich führte das Leben eines Jägers und Fallenstellers in der Wildnis Kanadas, denn Ungava hatte mich völlig fasziniert.

„Groschenromane" waren ebenfalls eine Zeit lang eine fesselnde Leidenschaft, und obwohl solche Literatur vielleicht nicht die beste Lektüre für Jugendliche war, bin ich sicher, dass es männlicheres Zeug war als das melodramatische und unerwünschte Material, das in den Kinos der heutigen Zeit gezeigt wird.

Im Jahr 1893 reiste ich mit der S.S. Clan Macarthur nach Ceylon und verbrachte dort einige Monate. Die Seereise war sehr unruhig, besonders in der Biskaya, als wir in einen heftigen Sturm gerieten. Dies war der Sturm, der den alten Kai in Brighton zerstörte, und auf mich wirkten die gewaltige See und die peitschende Gischt höchst faszinierend.

Während zwei andere Männer und ich beobachteten, wie das Schiff seinen Bug in die großen Brecher senkte, sahen wir zwei Seeleute, die zum Backdeck eilten, um etwas zu befestigen, das sich losgerissen hatte. Gerade als sie dort ankamen, tauchte das Schiff in eine riesige Welle ein und die beiden Männer wurden völlig eingehüllt. Einer landete auf dem Deck unter uns, und der andere stürzte auf einen Teil einer Winde, wobei sein Gesicht schrecklich zertrümmert wurde. Das Hauptdeck war eine kochende Masse aus reißendem Wasser, sodass es einige Zeit dauerte, bis die Leute, die den Unfall gesehen hatten, sie fassen konnten. Derjenige, der die Winde getroffen hatte, war bewusstlos, und der andere, der nicht so schwer verletzt war, war ebenfalls erheblich benommen. Der Schiffsarzt wurde herbeigerufen, und beim Betreten des nassen Decks rutschte er aus und renkte sich beinahe das Hüftgelenk aus, sodass er zurück zu einer Couch getragen werden musste, wo er einige Zeit unter großen Schmerzen lag. Nach einer halben Stunde war er in der Lage, sich um die Verletzten zu kümmern. Beide erholten sich, obwohl einer für das Leben gezeichnet blieb.

Später geriet ich in einen weiteren schweren Sturm im Indischen Ozean. Die P. & O. Aden hatte Colombo etwa eine Stunde vor der P. & O. Sumatra aus Kalkutta verlassen, auf der ich Passagier war. In diesem Sturm erlitt die Aden Schiffbruch an der Insel Sokotra, und wir wären beinahe selbst auf Grund gelaufen, da der Dunst des peitschenden Regens einen angemessenen Ausguck verhinderte. Wir wussten zu diesem Zeitpunkt nicht, dass die Aden auf Grund gelaufen war und viele Passagiere und Besatzungsmitglieder ihr Leben verloren hatten, aber wir hörten es in Suez, als wir dort ankamen.

Ich erinnere mich, wie die Sumatra rollte und stampfte, und an den Zustand ihres Schornsteins und der oberen Armaturen, als wir nach Hause kamen. Ihr Schornstein war mit einer Schicht aus Salz bedeckt, sicher einen Viertelzoll dick, das durch die gegen ihn gepeitschte Gischt kristallisiert war. Die Sumatra war ein Dampfer, der seine gut 300 Meilen am Tag zurücklegte, aber auf dem Höhepunkt des Sturms schaffte sie bei voller Fahrt voraus zwei Tage lang weniger als vierzig Meilen. Der Kapitän war drei Tage und Nächte lang auf der Brücke, und die Passagiere überreichten ihm bei der Ankunft in England ein Dankschreiben. Er hatte es verdient.

Im Jahr 1894 trat ich eine Stelle auf dem Cossipore Tee-Gut in Cachar an, in dem Glauben, dass ein Leben im Teegarten mir wahrscheinlich die beste Chance auf eine gute Jagd bieten würde. Ich stellte fest, dass kleines Wild wie Dschungelhühner, Schnepfen und Enten reichlich vorhanden war, aber es war schwierig, Schüsse auf Großwild abzugeben, da die Dschungel so dicht sind, dass sie ohne die Hilfe von Elefanten meist völlig undurchdringlich sind – und ein armer Assistent in einem Teegarten konnte sich solchen Luxus absolut nicht leisten.

Es gab eine ganze Menge Tiger und Leoparden in der Gegend, und die Dorfbewohner verloren ständig Vieh, weil sie es nachts unvorsichtigerweise draußen ließen. Ich pflegte an den Rissen auf der Lauer zu liegen und kam zweimal dazu, auf einen Tiger zu schießen; einen verfehlte ich und den anderen traf ich, der jedoch entkam und erst einige Zeit später tot aufgefunden wurde.

Während meiner Zeit in Cossipore hatte ich zwei aufregende Erlebnisse mit zwei Tigern – obwohl es, soweit ich weiß, derselbe Tiger gewesen sein könnte. In einer dunklen Nacht stellten der Verwalter und ich gerade einige Berichte für die Hauptgeschäftsstelle in Kalkutta zusammen, als wir feststellten, dass ein notwendiges Buch nicht aus dem Büro heraufgebracht worden war, das tiefer gelegen in der Nähe der Fabrik lag. Also bat mich der Verwalter, eine Sturmlaterne zu nehmen und hinunterzugehen, um den Band zu holen.

Es gab zwei Wege dorthin: einen, eine Art Pfad der Einheimischen durch die Teebüsche, und den anderen von der Vorderseite des Bungalows über eine breite Allee. Ich nahm den Pfad und ging entlang, als ich an einer scharfen Biegung einem prächtigen Tiger direkt gegenüberstand; die Entfernung betrug sicher nicht mehr als 6 Fuß. Ich will nicht leugnen, dass ich Angst hatte, denn das hatte ich, da ich nicht daran gewöhnt war, Tigern im Dunkeln zu begegnen. Ich schwenkte ihm die Lampe so vor das Gesicht, bis er wohl dachte, dass etwas nicht stimmte. Ich kann mich noch an das Klopfen seines Schwanzes erinnern, den er von einer Seite zur anderen schwang und dabei mit der Bewegung die Teebüsche berührte. Es fühlte sich wie eine Ewigkeit an, obwohl es wohl nicht mehr als zwanzig Sekunden waren, in denen wir uns ansahen. Dann gab er ein „Wuff-Wuff“ von sich und rannte in Richtung der Allee davon.

Zu diesem Zeitpunkt hatte ich die Hälfte des Weges zum Büro hinter mir, und ich wollte nicht umkehren und dem Verwalter sagen, dass ein Tiger mich nach Hause gejagt hatte; und da ich wusste, dass er ein ziemlich sarkastischer Kerl war und den Witz lange Zeit aufrechterhalten würde, ging ich weiter, um das Buch zu holen. Als ich im Büro war, schloss ich die Tür und verbrachte einige Minuten in dem, was ein Pfarrer tiefes und kontemplatives Nachdenken nennen würde, aber es schien nicht viel zu nützen. Dann überlegte ich, ob der Pfad oder die breitere Allee, in deren Richtung der Tiger verschwunden war, der gesündere Heimweg sei, und entschied, dass der Tiger (bei dem ich keinen Grund zu der Annahme habe, dass er ein Menschenfresser war), nachdem er die erste Chance auf ein leichtes Abendessen verpasst hatte, vielleicht nicht so erpicht auf eine zweite Gelegenheit war; also kehrte ich auf dem schmalen Pfad zurück.

Ich kam wohlbehalten zurück und gestehe, dass der Ort gemütlicher aussah als zuvor – ungeachtet der Anwesenheit des Verwalters, der über die Geschichte schallend lachte, zumal er selbst keine Tiger verloren hatte und nie losging, um welche zu suchen. Ob es derselbe Tiger war, der mir einen zweiten Schrecken einjagte, werde ich nie erfahren, aber auch er war kein schlechter Kerl.

Ein Freund von mir namens Stoddard war Assistent auf dem Arcuttipore-Gut, das an Cossipore grenzte. Sein Bungalow war etwa drei Meilen von meinem entfernt, und der Weg führte durch eine Masse dichten Dschungels, der hier und da von Schilfsümpfen durchzogen war. Eines Abends war ich bei ihm zum Abendessen gewesen und machte mich gegen 23 Uhr auf den Heimweg. Es gab keinen Mond, aber es war eine klare, sternenklare Nacht.

Ich ritt auf dem alten Garten-Pony, einem netten, ruhigen Tier, das diesen Weg in seinem Leben schon viele Male gegangen war. Da ich gut gegessen hatte, war ich ziemlich schläfrig, also ließ ich dem Pony die Zügel locker und ließ es sein eigenes Tempo gehen,

was ein schneller Schritt war. Plötzlich, ohne die geringste Warnung, riss es den Kopf hoch, der mich im Gesicht traf. Dann begann es am ganzen Körper zu zittern. Ich wusste, dass es etwas gewittert hatte, das ihm nicht gefiel, da es solche Anfälle nicht oft hatte, nachdem es das Alter der Vernunft erreicht hatte. Ich gab ihm einen Hieb mit dem Rohrstock, den ich bei mir hatte, stieß meine sporenlosen Fersen in seine Flanken und brachte es dazu, sich weiterzubewegen, wobei es immer noch vor Erregung bebte. Dann hörte ich rechts von mir etwas in Bewegung und war sicher, dass es ein Tiger war; und das Tier hielt zweifellos Schritt mit uns, denn je schneller das Pony ging, desto schneller kam der Tiger, obwohl er etwa dreißig Meter entfernt im Dschungel blieb und nicht auf dem Pfad.

Ich war erst auf halbem Weg nach Hause und völlig außer Hörweite beider Güter, also beschloss ich, mehrere gellende Schreie auszustoßen, was ich auch tat. Sofort hörten die Geräusche der Verfolgung auf, und ich kam sicher nach Hause. Am nächsten Tag, nach der Arbeit, ritt ich mit demselben Pony zurück zu der Stelle und fand die Spuren (oder „Pugs", wie man in Indien sagt) deutlich im feuchten Boden markiert. Als ich geschrien hatte, hatte der Tiger seine Krallen ausgefahren und war sofort stehen geblieben und dann schnell davongelaufen. Er hatte uns offensichtlich nicht gewittert, sondern die Hufe des Ponys auf dem harten Pfad gehört und war dem Geräusch gefolgt, nicht dem Geruch. Hätte der Tiger nach dem Geruch gearbeitet, hätte er mich genauso wie das Pony gewittert, und da er kein Menschenfresser war, hätte ihn das abgeschreckt. Da er nur das Pony hörte, dachte er, es sei allein.

Etwa ein Jahr zuvor war ein Bezirksarzt in der Nähe derselben Stelle von seinem Pony durch einen Tiger heruntergeworfen worden und hatte den Rest der Nacht in einem Baum verbracht, während er dem Verzehr seines Reittiers zuhörte; daher ist es wahrscheinlich, dass das Tier, das meinem Pony folgte, dasselbe war.

Man konnte an einem „Riss" leicht erkennen, ob ein Tiger oder ein Leopard verantwortlich war, da die Bisse des Tigers am Hals eines Ochsen oder einer Kuh immer oben waren, während die Zahnspuren des Leoparden an der Kehle oder Luftröhre lagen. Während meiner Zeit in Cossipore sah ich gut dreißig Kadaver von Rindern und Ziegen, die von Tigern und Leoparden getötet worden waren.

In einer Nacht während der Regenzeit war ich beim Assistenten auf dem Außen-Gut von Felixstowe zu Gast. Ich hatte vorgehabt, an diesem Abend zurückzukehren, aber ein heftiges Gewitter zog auf, also bat er mich, die Nacht über zu bleiben, was ich gerne tat. Kurz vor Dunkelheit bemerkten wir einen zahmen Büffel, der in einem etwa eine Meile entfernten Sumpf weidete, und bemerkten, was für eine gute Chance das für einen Tiger wäre, falls einer in der Nähe sei. Die Einheimischen waren, wie ich bereits sagte, extrem unvorsichtig, indem sie ihr Vieh draußen ließen, anstatt es in Schutz und Sicherheit zu bringen, besonders da sie wussten, dass ständig Rinder getötet wurden.

Nach dem Abendessen, auf dem Höhepunkt des Sturms, hörten wir das Brüllen eines Büffels und das Knurren eines Tigers, und es war offensichtlich, dass der Kampf angesichts der Zeit, die er andauerte, heftig war. Das Grollen und Krachen des Donners, das schmerzhafte Brüllen des verstümmelten und sterbenden Büffels und die tiefen, drohenden Laute des raubgierigen Tigers waren die Klänge der Natur in ihrer wildesten Form, und dies war eine Nacht, an die man sich erinnern sollte.

Der Idealist, der glaubt, dass die Natur nur Sanftmut und Frieden ist, wäre desillusioniert gewesen, hätte er hier gestanden und diesem Kampf von roher Kraft gegen Zahn und Klaue gelauscht. Seine Überzeugungen hätten sich geändert, als ihm klar wurde, dass die Natur ein unerbittlicher Überlebenskampf ist, in dem der Sieg dem Starken gehört.

Darwin hatte recht, als er es „das Überleben des Tüchtigsten“ nannte. Die Zivilisation mit ihrer falschen Politik, die Kranken und Untauglichen zu hegen, bringt für eine Zeit das Gleichgewicht der Natur durcheinander, aber die Natur hat einen Weg, die Waagschalen wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

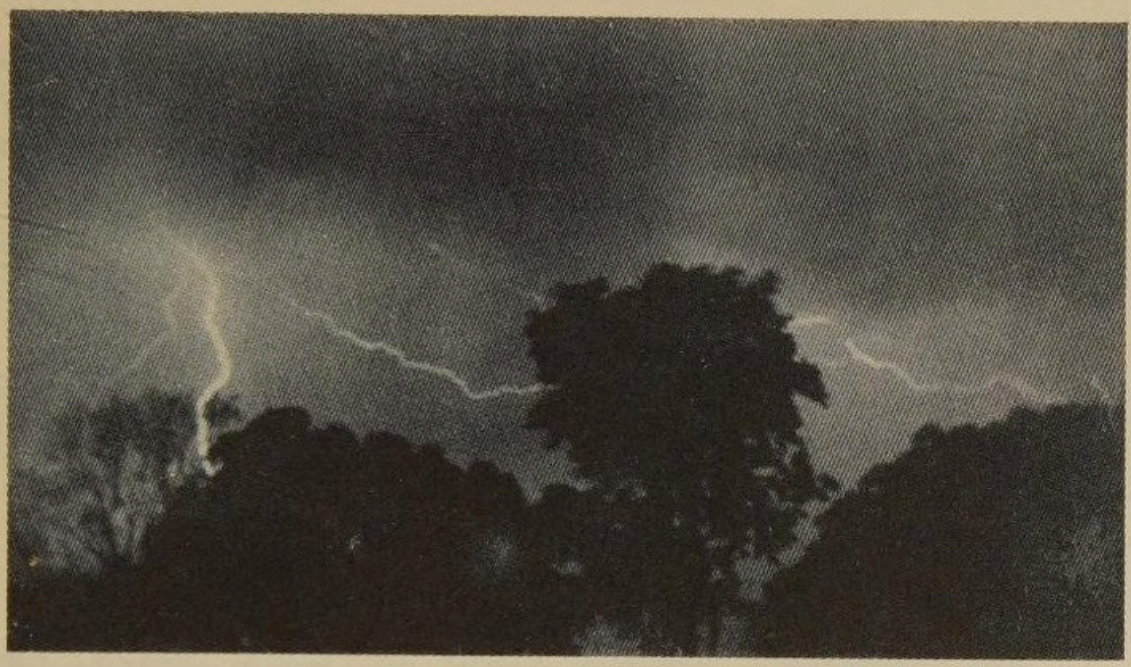
Herr (jetzt Lord) Balfour sagt in seinem Werk „Grundlagen des Glaubens“: „Wir blicken auf die Vergangenheit und sehen, dass ihre Geschichte aus Blut und Tränen besteht, aus hilflosem Stümpern, aus wilder Revolte, aus dumm-ergebener Fügsamkeit, aus leeren Bestrebungen. Wir loten die Zukunft aus und erfahren, dass nach einem Zeitraum, der lang verglichen mit dem individuellen Leben, aber kurz im Vergleich zu den Zeitepochen ist, die unserer Untersuchung offenstehen, die Energien unseres Systems verfallen werden, der Glanz der Sonne getrübt wird und die Erde, gezeitenlos und träge, die Rasse nicht länger dulden wird, die für einen Augenblick ihre Einsamkeit gestört hat. Der Mensch wird in den Abgrund fahren, und all seine Gedanken werden vergehen.“

Dies ist ein feiner Text, aber ob er wahr ist, kann weder der Autor wissen, noch der letzte Mensch, der übrig bleiben wird, um sich seine erfrorenen Zehen an einem kärglichen Lagerfeuer zu wärmen. Eines Dinges können wir sicher sein, und das ist, dass der wahre Gott des Menschen die gütige Sonne ist, denn ohne ihre wärmenden Strahlen würden wir alle zugrunde gehen, und ohne sie gäbe es kein Leben auf dem Antlitz unserer Welt.

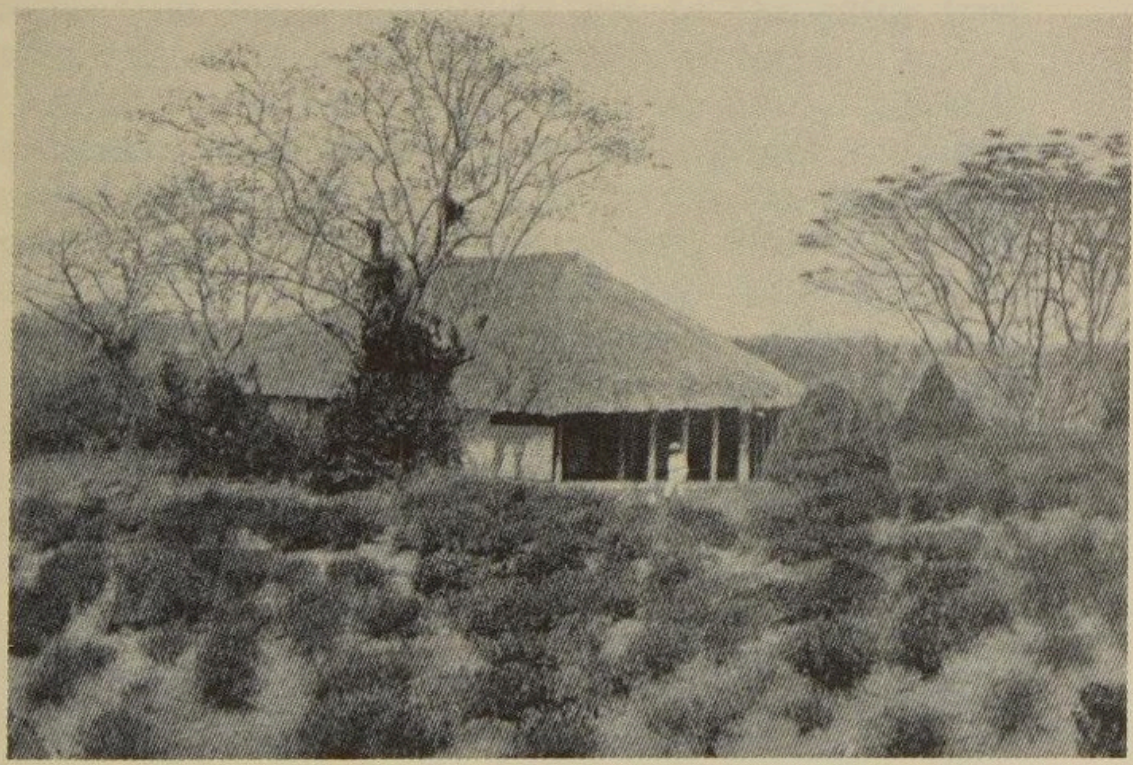
Es ist eine traurige Tatsache, dass das Wissen des Menschen so begrenzt ist und dass früher oder später die klügsten Köpfe unter uns gegen jenen undurchdringlichen Felsen stoßen, der ein weiteres Wissen über das wahre Schicksal des Menschen im Plan des Unendlichen verwehrt. Es ist das oberste Problem des Lebens.

Um nach Cachar und zu meinen frühen Erfahrungen in einem Teegarten zurückzukehren: Leider wurde ich kurz nach meiner Ankunft schlimm von Malaria-Mücken gebissen und war mehrere Monate lang sehr hinfällig. Als ich eines Nachts gequält wurde, nahm ich törichterweise eine Kleiderbürste, um die Stiche zu schrubben, und zog mir eine Art Blutvergiftung zu, die mich zusammen mit dem Fieber einige Zeit kränklich machte, aber allmählich ging es mir besser.

In jenen Tagen herrschte eine drückende Hitze. Etwa eine Woche lang sank die Temperatur nachts kaum unter **100°F (ca. 38°C)**. Das war zwar außergewöhnlich, aber äußerst unangenehm.



A THUNDERSTORM AT MLANJE, NYASALAND.
Photograph by George Garden.



THE AUTHOR'S BUNGALOW ON COSSIPORE TEA ESTATE, CACHAR.

Es gab einen netten alten Pflanzer namens Edgar, dem zuvor das Cossipore-Anwesen gehört hatte, bevor er es an eine Firma in Kalkutta verkaufte. Er hatte die Leitung eines kleineren Gartens in der Nähe von Cossipore übernommen. Er gehörte zum alten Schlag der Pflanzer, dessen Haus für jeden offen stand; er betrachtete es fast als Beleidigung, wenn jemand an seinem Haus vorbeiritt, ohne ihn zu besuchen. Viele Menschen, die seine

großzügige Gastfreundschaft genossen hatten, als er noch wohlhabend war, waren gemein genug, ihn zu verlassen, als er den Großteil seines Geldes verlor. Doch auf solche Blutsauger konnte er gut verzichten, und er hatte noch genügend Freunde übrig.

In früheren Tagen hatte er ein Dampfboot auf dem Barak-Fluss besessen, der am Garten vorbeifloss, und es später an die Regierung verkauft. Der Bischof von Kalkutta war mit seinem Kuraten auf einer Inspektionsreise weiter nördlich unterwegs, und Edgar war gebeten worden, zu einem Ort zu reiten (dessen Namen ich vergessen habe), um das Boot nach Silchar zu bringen, da er den Barak-Fluss so gut kannte. Als er an Cossipore vorbeikam, hielt er auf einen Drink an. Da er hörte, dass ich kränklich gewesen war, schlug er seinem Freund, dem Verwalter, vor, dass ich ihn begleiten solle, da er glaubte, die Abwechslung würde mir gutun. Mein Verwalter stimmte zu, und so brachen wir nach dem Mittagessen auf. Jeder von uns trug einen Revolver bei sich, da wir durch einige wilde Naga-Dörfer reiten mussten, um zu dem Ort zu gelangen, von dem das Boot und der Bischof ablegen sollten.

Nachdem wir einige Meilen zurückgelegt hatten, entgingen wir beim Überqueren eines Bachs nur knapp einer Katastrophe. Edgar ritt ein ziemlich schweres Waler-Pferd, ich saß auf dem alten Garten-Pony. Als wir den Bach durchquerten, der weich und schlammig war, spürte ich, wie die Beine des Ponys einsanken, aber es schaffte es, sich zu fangen und herauszukommen. Edgar, dessen Gewicht zusammen mit seinem schwereren Reittier größer war, geriet in Treibsand. Das Pony versank bis zum Sattelgurt, also ritt ich zu einem nahegelegenen Dorf, um Dorfbewohner mit einem Seil zu holen. Etwa zwanzig von ihnen kehrten mit mir zurück und zogen das Tier bald heraus. Während ich weg war, war es Edgar gelungen, einige abgebrochene Äste unter den Bauch des Tieres zu schieben, was verhinderte, dass es völlig unterging. Es war eine knappe Angelegenheit für das Pony, das einen heftigen Schrecken bekam und am ganzen Leib zitterte.

Nachdem wir den Dorfbewohnern ein Trinkgeld gegeben hatten, ritten wir weiter und kamen in ein Naga-Dorf, wo wir die Schreie eines Schweins hörten, das offensichtlich unter Qualen litt. Als wir hindurchritten, sahen wir, dass die Nagas ein Schwein an einen Bambusrahmen gebunden hatten und eine Art Fest um das arme Tier feierten, das sie auf eine Weise folterten, die ich nicht beschreiben werde; es war ein schrecklicher Anblick, besonders für einen Jüngling, wie ich es damals war. Ich sagte zu Edgar: „Lass uns sie aufhalten"; aber er wusste es wohl besser als ich, denn er sagte: „Komm weiter; wir verschwinden von hier." Natürlich hätten wir Gewalt anwenden müssen, um die Eingeborenen an ihrem Mord zu hindern, und da wir ohnehin nicht lange hätten bleiben können, hätten sie ihr Treiben fortgesetzt, sobald wir den Ort verlassen hätten.

Diese Nagas sind ein grausames, wildes Volk, das kaum Kleidung trägt und in höchstem Maße tückisch ist. Im wildesten Afrika habe ich nie einen primitiveren Haufen von Wilden gesehen. Wenn sie zu Handelszwecken nach Silchar oder an andere Orte kommen, muss die Polizei sie zwingen, ihre Blöße zu bedecken, bevor sie in die Stationen dürfen, in denen sich weiße Frauen aufhalten.

Während wir weiterritten, erzählte mir Edgar, dass Angehörige dieses Stammes in den Mord an Horne verwickelt waren, an dessen Bungalow wir keine Stunde nach dem Verlassen des Dorfes vorbeikamen. Horne war etwa einen Monat zuvor in einer dunklen Nacht zusammen mit zwei *Chowkidars* (Wächtern) und einer einheimischen Frau von einer Bande von Schurken ermordet worden. Horne schlief wohl mit einem Revolver auf einem Tisch neben seinem Bett. Als er jemanden an die Tür klopfen hörte, ging er törichterweise – wohl noch schlaftrunken – nachsehen, wer dort war, ohne seinen Revolver mitzunehmen. Beim Hinausschauen wurde er sofort mit einem scharfen *Dhao* (einheimisches Haumesser) niedergestreckt; nach dem Schlag lehnte er sich gegen die

weiße Wand, die, wie wir sahen, mit Blut bedeckt war. Seine Halsschlagader war durchtrennt worden, und das Blut war ein ganzes Stück an der geweißten Wand entlanggespritzt.

Später wurden die Leichen der beiden Wächter vor und hinter dem Haus gefunden; die Übeltäter hatten zudem eine einheimische Frau getötet, der sie in der Nähe begegnet waren. Ich habe vergessen, was mit den Mördern geschah, aber ich glaube, es wurde nie mit Sicherheit geklärt, ob die Polizei die richtigen Männer fassen konnte. Dieser Garten war einer der abgelegensten in Cachar, auf allen Seiten von Urwald und sehr primitiven Menschen umgeben.

Am Abend erreichten wir den Ort, an dem das Boot unter der Obhut zweier Einheimischer wartete, und wir schliefen die Nacht in der kleinen Kajüte. Unter den Sitzbänken befanden sich geräumige Staufächer mit Lebensmitteln und mehreren Flaschen Whisky und Sodawasser. Diese Flüssigkeiten führten am nächsten Tag zu einer amüsanten Episode, wie ich berichten werde.

Am nächsten Morgen, kurz nach dem Frühstück, trafen der Bischof und sein Kurat ein. Da wir Silchar bis zum Abend erreichen wollten, legten wir ab und summten bald den Fluss hinunter, der mit Palmen, fiedrigen Bambussträuchern und anderer tropischer Vegetation auf beiden Seiten sehr schön war. Auch die Vogelwelt war zahlreich und interessant. Es war sehr heiß und schwül, daher wurden der Bischof und der Kurat nach dem Mittagessen mit Kissen auf den Liegen in der Kajüte untergebracht. Edgar, der steuerte, und ich saßen unter einem kleinen Sonnensegel im Heck.

Edgars einziger Fehler war eine Vorliebe für „Pegs“ (Whiskys), und gegen 15 Uhr hatte eine Flasche Whisky ihren letzten Tropfen hergegeben und er dürstete nach mehr. Er bat mich, eine Flasche „Scotch“ und einige Flaschen Soda aus dem Fach zu holen, über dem der Bischof gerade sein Schläfchen hielt. Ich sagte Edgar, er solle sie sich selbst holen. Er zögerte, da er ja das „biestige Boot“ steuern müsse, woraufhin ich, ohne zu glauben, dass er es wirklich tun würde, sagte: „Setz es auf jene Sandbank.“ Er hatte seit dem Morgengrauen schon einige Drinks gehabt und legte sofort das Ruder um und steuerte direkt auf die Sandbank zu. Wir waren ziemlich schnell unterwegs, aber die Bank war flach ansteigend; als wir aufschlugen, legte sich das Boot auf die Seite und stoppte. Der Kurat wurde von seinem Lager geworfen und kam zur kleinen Tür gerannt, wobei er schrie: „Was ist los? Sind wir Schiffbruch erlitten?“ Sein Gesicht war pummelig und sehr rot; er war ein typischer Kurat, jener Schlag, der bei verwelkten Jungfern so beliebt, im wilden Teeland jedoch weniger populär war.

Der alte Bischof, ein prächtiger, männlicher Kerl, folgte etwas gesetzter. Sobald er an Deck erschien, huschte Edgar hinein, holte sich sein „Gift“ aus dem Fach und sagte: „Ich denke, dies ist der Zeitpunkt, an dem uns allen ein Drink gutun wird.“ Der Bischof war nicht abgeneigt, da er erhitzt und durstig war, aber sein Kurat sagte: „Ein wenig Soda, bitte; keine Spirituosen.“

Das Boot saß fest im Sand, also riefen wir einige Einheimische herbei und versprachen ein Trinkgeld für die Hilfe. Es brauchte gut vierzig von ihnen, um das Boot wieder flottzumachen. Weiter geschah nichts von großem Interesse, und wir alle erreichten Silchar am Abend nach einem durchaus angenehmen Tag.

Ich glaube, mein alter Freund Edgar ist inzwischen verstorben, aber ich erinnere mich noch immer an sein freundliches, fröhliches Gesicht und sein Herz aus Gold. Er war kein Heiliger, aber wie die Schotten sagen: „He was nane the waur o' that“ (Er war deshalb

kein schlechterer Mensch), und ich denke, seine Aussichten auf Unsterblichkeit waren ebenso gut wie die des einfältigen Kuraten.

Cachar war in jenen Tagen ein wilderer Ort, als er es vermutlich heute ist, und die Pflanzer hatten eine herrlichere Zeit. Als der Wettbewerb zunahm und die Geschäftsmethoden detaillierter wurden, wich der wilde Typus zahmeren Exemplaren der Menschheit – eine Veränderung zum Schlechteren, wie ich finde. Obwohl ich gelegentlich einen Schweinshirsch erlegte, gab es keine nennenswerte Großwildjagd, daher widmete ich Schnepfen und Dschungelhühnern, die in ordentlicher Zahl vorhanden waren, mehr Aufmerksamkeit.

Ein Hockey- (oder Polo-) Club wurde gegründet, und wir lieferten uns spannende Spiele, besonders an den Trainingstagen, wenn Shave – der Assistent auf Felixstowe, dem Außen-Gut – und ich mit den Manipuris spielten, die im Distrikt lebten. Ein Bruder (oder war es ein Cousin?) des Rajahs von Manipur lebte mit einigen Angehörigen seines Clans, die Manipur aus dynastischen Gründen hatten verlassen müssen, in der Nähe von Cossipore. Er war ein angesehener Mann; wenn er den Poloplatz betrat, stiegen die Manipuris ab, gingen zu ihm und verbeugten sich tief, wobei sie vor ihm auf die Knie gingen.

Da die Manipuris beim Hockey auf Ponys keine Regeln kennen, gibt es viel Kreuzen, Schlagen mit den Stöcken und Kollisionen, was immer zu viel Gelächter führt, selbst wenn jemand einen gefährlichen Sturz auf den sonnenverbrannten Boden erleidet.

Ich hatte dort zwei Unfälle, die ich beschreiben werde. Der erste war auf eine Kollision zurückzuführen, bei der beide Parteien vom Pferd fielen. Als ich mit Shave zum Poloplatz kam, bemerkten wir, dass eine Bambusbrücke, die die Garten-Coolies repariert hatten, unfertig zurückgelassen worden war. Die scharfen Enden der großen 4-Zoll-Bambusrohre lagen offen, anstatt mit Erde oder Rasen bedeckt zu sein, um zu verhindern, dass Menschen oder Vieh sich die Füße verletzten. Wir bemerkten, wie gefährlich das war, und ich beschloss, am nächsten Morgen beim Appell mit dem Aufseher zu sprechen, da sie alle wussten, dass Arbeit nicht in diesem Zustand hinterlassen werden durfte.

Als ich stürzte, verdrehte sich mein Fuß im Steigbügel und ich saß fest. Mein Pony war aufgeregt und begann über den Platz zu rennen, direkt auf die Straße zu, die über die Brücke führte. Zu meinem Glück sah Shave mich; da er die Brücke kurz zuvor überquert hatte, erinnerte er sich an ihren gefährlichen Zustand. Er ritt ein schnelles Pony, also galoppierte er unter Einsatz der Sporen, was er nur konnte, auf die Brücke zu. Das regte mein Tier zusätzlich auf, und sie beschleunigte ebenfalls, wurde aber durch mein Gewicht behindert. Sie schlug immer wieder mit den Beinen aus, wobei sie mich mehrmals unsanft an den Oberschenkeln traf und mich jedes Mal hart auf den ziegelsteinartigen Boden aufschlagen ließ. Glücklicherweise gewann Shave das Rennen; als mein Pony seins erreichte, das quer im Weg stand, hielt sie an, und Shave konnte den losen Zügel fassen. Andere kamen hinzu, der Steigbügelriemen wurde aus der Halterung gezogen und ich wurde befreit. Ich fühlte mich am ganzen Körper zerschlagen, aber meine Knochen waren heil geblieben. Was von meinem Hemd und dem Unterhemd übrig war, war nur noch ein Haufen zerfetzter Lappen, und mein Rücken sowie meine Beine waren noch lange Zeit danach verfärbt.

Der zweite Unfall war folgender: Ich lehnte mich weit hinaus, um einen Ball zu schlagen, als der rechte Steigbügelriemen samt Bügel riss und ich auf meiner rechten Schulter auf dem harten Boden landete. Ich spürte, wie etwas nachgab, und mir wurde ziemlich übel. Shave und einige Manipuris trugen mich zum Bungalow und schickten einen Mann nach dem Bezirksarzt. Es war etwa 17 Uhr, und ich wartete bis 22 Uhr, bevor der Mediziner

eintraf – und er war ziemlich aufgekratzt, da er auswärts diniert hatte. Mit Shaves Hilfe renkte er mir bald die Schulter wieder ein, während er ein Klagelied über „Maxwelltown's braes are bonnie, etc." sang. Das Eigentümliche an einer schweren Ausrenkung ist, dass sie einen nach unten ziehenden Effekt auf den Körper hat; ich konnte nicht bequem im Bett liegen, also legten sie mir eine Matratze auf den Boden, was angenehmer war.

Kurz bevor ich in Cachar ankam, war ein Pflanzer namens McDonald in einer dunklen Nacht gewaltsam ums Leben gekommen. Er war bei einem Freund zum Essen gewesen und war auf dem Hinweg durch eine lange Bambusallee gekommen, deren Stämme im Schnitt gut 4 Zoll dick waren. Als er im Dunkeln schnell zurückkehrte, kam sein Pony ohne ihn zu Hause an, mit Blut auf dem Sattel und der Kruppe. Seine Diener machten sich mit Lampen auf die Suche und fanden seinen Körper in der Allee, aufgespießt von einem Bambus, der ihn fast vollständig durchbohrt hatte.

Was geschehen war, war Folgendes: Nachdem er die Allee zum ersten Mal passiert hatte, war ein Einheimischer vorbeigekommen, der einen Bambus benötigte und einen abschnitt. Um eine dieser Stangen zu schneiden, biegt man sie zur Erde und muss dann mit einem *Dhao* oder Haumesser schräg schneiden, da Bambus außer mit einer Säge nicht gerade durchtrennt werden kann. Der schräge Schnitt hinterlässt eine scharfe Spitze und Kante, die bei einem harten Aufprall sehr gefährlich ist. Der arme McDonald, der im Dunkeln schnell ritt, hatte den Überstand natürlich nicht gesehen, wurde direkt unter den Rippen getroffen und starb vermutlich rasch an seinen schrecklichen Verletzungen.

Es ist unmöglich, lange in wilden Ländern zu leben, ohne viel mit dem Tod konfrontiert zu werden, und ich sollte bald Zeuge von viel zu viel davon werden.

Nachdem ich Cossipore verlassen hatte und während ich in Kalkutta war, sah ich eine Anzeige in den Zeitungen für einen Assistenten zur Erschließung eines neuen Gartens in Sylhet. Ich bewarb mich und bekam die Stelle, und manchmal wünschte ich mir später, ich hätte es nicht getan, denn es war vermutlich einer der härtesten Jobs jener Zeit. Der Ort hieß Ekaruni, ein Stück sumpfiger Dschungel, der zum Etah-Teegut gehörte. Er war eine wahre Todesfalle. Einige Wochen lang lebte ich in Etah und ritt jeden Tag mit dem Pony hinüber, um die Arbeiten zum Anlegen von Gräben im Ekaruni-Sumpf zu beaufsichtigen und den Bau eines Bungalows auf einer Anhöhe zu überwachen, die auf drei Seiten von stinkendem Schlamm und auf der vierten von hügeligem Gelände mit Baum- und Bambuswäldern umgeben war.

Während meiner Zeit in Etah zog ich mir eine Infektion am Kopf zu und war etwa einen Monat lang wegen einer Blutvergiftung krank, die mein Gesicht wie eine verfaulte Rübe aussehen ließ. Meine Wangen waren so stark geschwollen, dass beide Augen zu bloßen Schlitzen wurden. Der Arzt kam dreimal pro Woche, um meinen Kopf „auszupressen", was den brennenden Schmerz linderte, der mir zeitweise – besonders nachts, wenn ich überhaupt nicht schlafen konnte – Qualen bereitete.

Die Zeit heilt oder tötet, und ich wurde gesund und zog bald mit meiner Ausrüstung in den neuen Bungalow um. Eine Beschreibung der Arbeit im Teegarten ist nicht sonderlich interessant; während der sieben Jahre, in denen ich als Teeplanter tätig war, fand meine Arbeit fast ausschließlich im Freien statt. Ingenieure auf großen Gütern werden normalerweise für den Betrieb der Fabrik eingesetzt, wo sich das Blatt zu dem im Handel bekannten Tee entwickelt. Die Arbeit in der Fabrik ist noch heißer als draußen, daher bevorzugte ich Letzteres.

Drei riesige Abflusskanäle wurden mitten durch Ekaruni gezogen, zwei davon waren fast 20 Fuß breit und sehr tief. In diese Kanäle wurden Teilstücke oder Gräben geschnitten,

um das dazwischen liegende Gelände zu entwässern. Dann musste der verschlungene Dschungel gerodet und viele große Wurzeln aus dem Boden entfernt werden, wenn er für Tee nutzbar sein sollte. Baumschulen für die Jungpflanzen mussten angelegt werden; diese waren bei Affen sehr beliebt, die wegen der Teesamen kamen, die sie gerne fressen. Ich musste einige von ihnen erschießen und die Kadaver als Warnung aufhängen. Ich mochte es nicht, Affen zu töten, besonders nach einem Vorfall, bei dem ich ein vertrocknetes Jungtier im hohen Gras fand, offensichtlich der Nachwuchs eines meiner Opfer. Ich hörte seine klagenden Schreie und fand es – ein armes, zitterndes Wesen. Aus Rache für seine Mutter, oder wahrscheinlicher zur Verteidigung, biss es mich in den Daumen, als ich es aufhob. Ich nahm es mit nach Hause und behielt es eine Zeit lang, aber wie die meisten gefangenen Affen holte es sich eine Erkältung und starb, nachdem ich es lieb gewonnen hatte. Da es in seiner Kindheit gehungert hatte, blieb es zeitlebens ein verkümmertes Geschöpf; keine Fütterung schien den geringsten Unterschied in seiner Länge oder seinem Taillenumfang zu machen, obwohl es bis zu seiner letzten Krankheit einen ausgezeichneten Appetit hatte und recht munter war.

Ich habe zwei lebhafte Erinnerungen an Ekaruni: die eine an einen versuchten Raubüberfall, die andere an einen Messerstich in den Kopf von einem Einheimischen, der meinte, es sei besser, wenn ich ginge.

Bevor ich Kalkutta in Richtung Sylhet verließ, hatte mir eine Tante, Frau George Lyell, einen netten kleinen Foxterrier namens „Blackie“ geschenkt, und zweifellos ist es ihm zu verdanken, dass ich heute in der Lage bin, diese Zeilen zu schreiben.

Da ich jeden Monat etwa 300 Coolies zu bezahlen hatte, ließ ich mir monatlich mehrere tausend Rupien schicken, die ich in einem kleinen Stahlsafe im Esszimmer meines Bungalows aufbewahrte. Es war ein kleiner Bungalow mit einer vorderen Veranda, einem Esszimmer und einem Schlafzimmer sowie einem kleinen Raum auf der Rückseite, der als Badezimmer diente. Die Außenwände und die Trennwände zwischen den Räumen bestanden aus Schilf, das mit Schlamm verputzt war, und waren daher nicht sehr stabil. Die einzige Waffe, die ich zu jener Zeit besaß, war eine 12er-Schrotflinte, die Rundkugeln recht gut verschoss. Diese Waffe stand gewöhnlich in einer Ecke des Esszimmers, mit ein paar Kugel- und Schrotpatronen griffbereit auf einem Regal darüber.

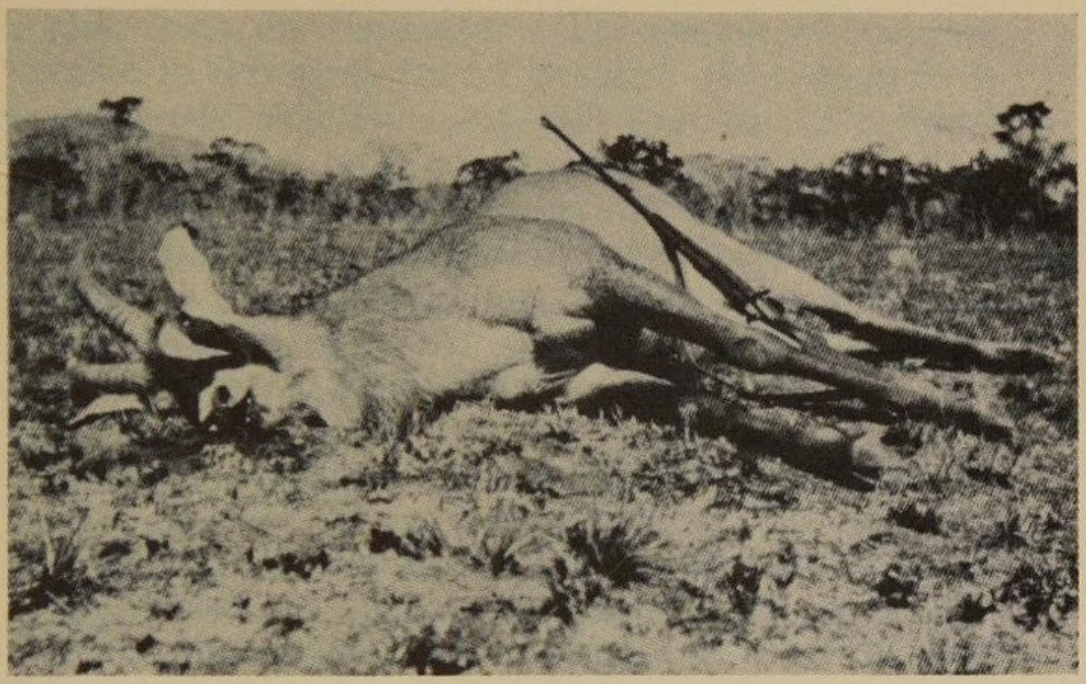
Zuvor hatte es mehrere Raubüberfälle auf Geldtransporte auf den Straßen gegeben, und die Lage wurde so schlimm, dass normalerweise ein oder zwei Männer als Eskorte mitgeschickt wurden, bewaffnet mit alten Vorderladern oder Snider-Gewehren. Zwei Tage zuvor hatte ich 2.000 Rupien in Silber erhalten, um die Arbeiter zu bezahlen, und sie waren im Safe eingeschlossen.

Ich schlief, Blackie lag zusammengerollt in einer Ecke und eine schwach eingestellte Sturmlaterne brannte im Badezimmer, das durch einen Vorhang vom Schlafzimmer getrennt war. Plötzlich wurde ich durch Blackies wütendes Bellen geweckt; ich setzte mich auf und lauschte. Alles war für einige Momente still, außer Blackies Bellen und Knurren, aber ich wusste, dass etwas nicht stimmte. Dann hörte ich ein sägendes Geräusch an der Wand des Esszimmers, direkt am Safe, und ich wusste, dass die Rupien der Grund für meine mitternächtlichen Besucher waren.

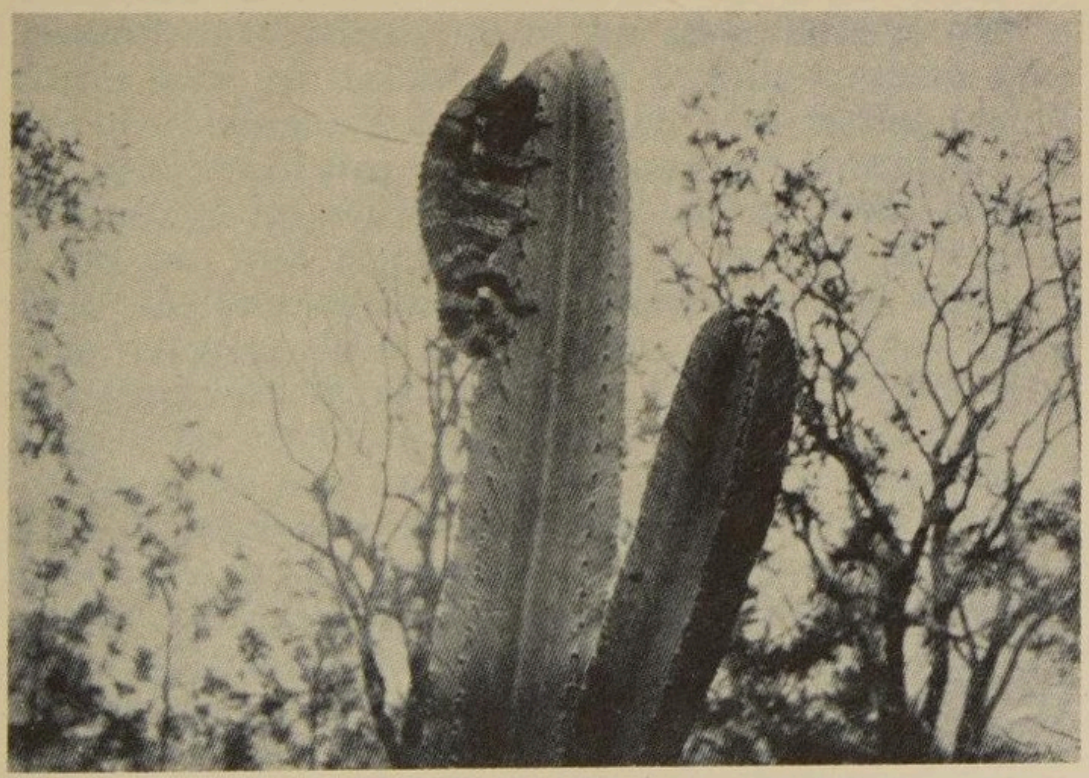
Damals war ich noch nicht so alt, erfahren und geistesgegenwärtig, wie ich es heute wäre, wenn mir dasselbe passieren würde. Als ich also mein Gewehr nahm und zwei Kugelpatronen einlegte, schrie ich, anstatt durch die Wand zu feuern: „Wer ist da? Was wollt ihr?“ Das *Dhao* war inzwischen zurückgezogen worden, aber im Licht der Laterne sah ich ein etwa 18 Zoll (ca. 45 cm) langes Loch in der Wand. Ich hörte auch gedämpftes Geplapper auf der Veranda und rief erneut: „Ich werde schießen!“ Vielleicht hatten sie

das Klicken der sich spannenden Hähne gehört oder sie dachten, dass ihr Abenteuer nun, da ich wach war, zwecklos sei; jedenfalls machten sie sich aus dem Staub, aber das war noch nicht ganz das Letzte, was ich von ihnen hörte.

Der Lärm weckte meinen Koch und meinen Diener (*Bearer*); sie kamen von ihren Hütten herauf zum Bungalow, und ich ließ sie hinein. Als wir auf der vorderen Veranda standen und in der Dunkelheit Ausschau hielten, sahen wir etwas über den Bungalow fliegen, das wie ein fallender Meteorit aussah. Ich fragte: „Was ist das?“, aber ich verstand Hindustani noch nicht sehr gut und konnte die Antwort des Kochs nicht ganz deuten. Dann kam ein weiteres Licht und landete auf dem Dach des Bungalows. Der Koch stieg auf eine Bambusleiter, die ich zum Ausbessern des Reetdachs hatte, und holte einen Pfeil herunter, an dessen Spitze öliges Werg befestigt war. Glücklicherweise war das Gras durch den jüngsten Regen feucht, und es ist zweifelhaft, ob es Feuer gefangen hätte, wenn man es dort gelassen hätte. Ich feuerte nun eine Kugel in den Dschungel, und die Räuber verschwanden endgültig, denn wir wurden nicht mehr von ihnen belästigt. Blackie, der eine so große Hilfe gewesen war, fand sein Ende etwa zwei Jahre später, als er in der Obhut eines Freundes war. Entweder ein Schakal oder ein Pariahund biss ihn in den Nacken; er wurde mir mit einer septischen und verrotteten Wunde zurückgebracht, und obwohl ich mein Bestes tat, konnte ich meinen kleinen Freund nicht retten.



ROAN ANTELOPE BULL SHOT IN NORTH-EASTERN RHODESIA.



CHAMELEON ON PLANT, NYASALAND.
Photograph by George Garden.

Der andere Vorfall war in mancher Hinsicht eigenartig. An einem freien Tag hatten die Einheimischen in den Arbeiterunterkünften (*Lines*), etwa eine Dreiviertelmeile von meinem Bungalow entfernt, einen Streit untereinander begonnen. Der Lärm des Tumults wurde so heftig, dass ich beschloss – obwohl ich mich wegen des Fiebers ziemlich hinfällig fühlte –, hinüberzugehen, um die Störung zu beenden, wobei ich lediglich einen Spazierstock mitnahm. Als ich bei den Hütten ankam, sah ich einen verwirrten Mob von

Männern, die versuchten, sich gegenseitig mit *Latees* (Stöcken) die Köpfe einzuschlagen; es war genau so, wie man sich einen Jahrmarkt in Donnybrook vorstellt, außer dass ein wilder Ire wahrscheinlich drei indischen Coolies gleichkäme, wenn er auf Randale aus ist.

Ich ging auf den Mann zu, der eine führende Rolle im Geschehen einzunehmen schien, und hatte ihm gerade gesagt, er solle ruhig sein, als ich ohne die geringste Warnung „einschlief". Als meine Sinne zurückkehrten, lag ein seltsamer Geruch von Iodoform in der Luft, und ich stellte fest, dass mein Rücken vom *Doctor Babu* (dem medizinischen Assistenten) des Gartens gestützt wurde, der mich fürsorglich fragte, wie ich mich fühle. Als ich mich umsah, war kaum noch ein Einheimischer zu sehen. Sie waren alle getürmt. Ein oder zwei Männer, die offensichtlich nicht in die Angelegenheit verwickelt waren, halfen dem *Doctor Babu*, mich zu meinem Bungalow zu bringen, wo mich ein Glas Whisky wieder zu Kräften brachte. Nach Nachforschungen fand ich heraus, dass, während ich mit einem der Rädelsführer sprach, dessen Sohn auf meinen Rücken gesprungen war und mir mit einem Rebmesser auf den Scheitel geschlagen hatte. Ein Rebmesser hat glücklicherweise eine stark abgerundete Spitze, sodass es nicht tief eindrang; nur die Spitze ging hinein, und obwohl es eine Zeit lang stark blutete, trug ich keinen großen Schaden davon.

Der junge Mann, der auf Blut aus war, sein Vater und einige andere wurden schließlich gefasst und für ihre Beteiligung an dem Aufruhr bestraft. Tatsächlich glaube ich, dass sie entweder *Bhang* (Hanf) geraucht oder sich mit Opium betäubt hatten und nicht genau wussten, was sie taten.

Ekaruni war ein schrecklicher Ort, was Todesfälle betraf, und viele der Coolies starben an Fieber, Geschwüren und Cholera; Letztere war zu jener Zeit in den umliegenden Distrikten sehr verbreitet. Ein alter Coolie, der alleine lebte, erkrankte an Pocken, also wies ich den *Doctor Babu* an, ihn in einer Hütte in einiger Entfernung von den Unterkünften zu isolieren. Wir konnten niemanden finden, der ihn trug, also legten der Arzt – ein kleiner, schwacher Mann – und ich ihn auf eine Trage aus Bambus und Schilf und trugen ihn zur Hütte. Sein Gesicht, sein Körper, seine Arme und Beine waren eine einzige Masse aus septischen Wunden. Während ich das Kopfende der Trage hielt, rutschte eine seiner Hände, die er unter seinen Kopf gelegt hatte, ab und streifte meine rechte Hand, wobei ein Schmier aus Eiter darauf zurückblieb. Nachdem ich ihn in seinem neuen Quartier abgesetzt hatte, ging ich weg, wusch mich gründlich und rieb meine Hand mit Karbolöl ein. Da ich keine Hautabschürfung hatte, trug ich keinen Schaden davon, obwohl das Tragen und Hantieren mit einem Pockenpatienten nicht angenehm ist.

In wenigen Tagen starb der alte Mann und gesellte sich zu den vielen anderen in jenem Dschungelstück nahe der Unterkünfte, wo zahlreiche Erdhügel alles waren, was von vielen menschlichen Geschöpfen übrig blieb.

Ekaruni war in der Regenzeit ein sehr nasser Ort, da dort etwa **450 Zoll (ca. 11.430 mm)** Niederschlag im Jahr fielen. Es lag nicht weit von Cherrapunji in den Khasi-Bergen entfernt, wo der Durchschnitt bei **600 Zoll (ca. 15.240 mm)** pro Jahr liegt.

Bevor die Beulenpest große Teile der Bevölkerung in Indien dahinraffte, war die Cholera die schlimmste Geißel. Ich erinnere mich, wie ich auf einem Flussdampfer den Brahmaputra hinauffuhr, zusammen mit vielen Gartenarbeitern, die für die Teegärten in Assam bestimmt waren. Zwischen Goalundo und Dibrugarh warfen wir vierzehn Leichen von Männern und Frauen über Bord, die alle innerhalb weniger Stunden gestorben waren, nachdem sie vom Cholera-Erreger befallen worden waren. Ich habe gesehen, wie ein kräftiger Mann erkrankte und innerhalb einer halben Stunde an dieser schrecklichen Krankheit starb.

Nachdem ich etwa ein Jahr in Ekaruni verbracht hatte (der europäische Name für den Ort unter den Pflanzer im Distrikt war „Der Sarg"), brach ich nach Assam auf, wo ich einige Zeit verbrachte. Ich war gezwungen, Ekaruni wegen meines schlechten Gesundheitszustands zu verlassen, denn ich war voller Fieber. Während ich dort lebte, waren die Moskitos so zahlreich, dass ich unter einem großen Netz leben und alle meine Mahlzeiten dort einnehmen musste. Auch mein Blut geriet durch die Stiche von Blutegeln in einen schlechten Zustand; diese entwickelten sich oft zu tiefen Geschwüren, die sehr schwer zu heilen waren. Die Egel existierten in Myriaden, und es war unmöglich zu verhindern, dass sie einen befielen, während man die Arbeit im Dschungel beaufsichtigte. Diese kleinen, drahtigen Egel sind sehr dünn, bevor sie gefressen haben, und können fast überall eindringen. Ich habe gesehen, wie einer durch ein Schnürsenkelloch in meinen Stiefel kroch; sie wechseln augenblicklich von einem Blatt auf die Kleidung über. Ich erinnere mich an eine Gelegenheit, bei der ich über fünfzig von ihnen von meiner Haut und Kleidung zog und etwas Salz auf sie streute, was sie sofort dazu bringt, sich zu erbrechen oder das Blut auszustoßen. Wenn ich die Menge sah, die aus ihnen herauskam, wunderte es mich nicht mehr, warum ich in dem Jahr in Ekaruni von über zehn auf etwas mehr als sieben Stone (ca. 45 kg) abgemagert war. Die Einheimischen litten schlimm unter ihrer Unvorsichtigkeit, die Dinger einfach abzureißen, nachdem diese sich festgesaugt hatten. Wenn man einen Egel gewaltsam entfernt, reißt er ein winziges Stück Haut mit sich fort, aus dem sich wahrscheinlich ein Geschwür oder eine Wunde entwickelt, wenn es nicht behandelt wird. Ich pflegte eine kleine Flasche Salz bei mir zu tragen und eine Prise davon auf den Egel zu geben, was ihn dazu brachte, sich sofort zu übergeben und loszulassen. Ein anderer Plan ist, ein scharfes Messer zu benutzen und die Klinge zwischen Saugnapf und Fleisch zu schieben, aber feines Salz ist die beste Behandlung.

Assam ähnelte Cachar und Sylhet oder den Terai-Dooars, wo ich einmal einige Monate verbrachte; sie sind alle sehr heiß und schwül, und das Fieber ist allgegenwärtig. Manche Menschen bekommen das remittierende, andere das intermittierende Fieber. Bei Letzterem ist die Regelmäßigkeit der Anfälle erstaunlich. Ich kannte einen Mann, der sich an jedem zweiten Tag alle vierzehn Tage auf seinen Anfall vorbereitete, und er wurde selten enttäuscht, denn sie kamen gewöhnlich wie am Schnürchen. Ärzte mögen dies bezweifeln, aber es ist dennoch eine Tatsache, zumindest war es so im Fall der Person, von der ich schreibe.

Während meiner Zeit in Assam traf ich Needham, der in jener Gegend als hervorragender *Shikari* (Jäger) bekannt war. Er war Magistrat und Polizeibeamter in Sadiya an der Grenze und hatte viele Büffel und anderes Wild zu Fuß erlegt. Er sagte mir, wenn ich Urlaub bekäme und nach Sadiya käme, würde er mir einen Führer in das Büffelland geben. Als es so weit war, schrieb ich ihm und brach nach Sadiya auf.

Es war im Mai 1897, als ich Sealkottic verließ, den Garten, auf dem ich gearbeitet hatte. Nachdem ich einen Ort namens Talup erreicht hatte, fand ich einen Ochsenkarren (*Bullock Gharrie*) vor, der auf mich wartete; ich lud mein Gepäck darauf und marschierte in der heißen Sonne zum Rasthaus von Saikam. Nachdem ich mehrere Tassen Tee getrunken hatte, nahm ich mein Gewehr und ging hinaus, um zu versuchen, einen Hirsch zu finden, sah aber nichts außer ein paar Dschungelhühnern. Zum Abendessen gab es ein frisch geschlachtetes Huhn, und dann ging ich zu Bett. Ich lag im Bett und döste gerade, als es an der Tür klopfte; ich stand auf und fand einen Mann mit einer Nachricht von Needham vor, in der stand, dass er mir ein Boot und einige Männer geschickt habe. Ein eiliges *Chota Hazri* (kleines Frühstück) am nächsten Morgen, und ich war unterwegs nach Sadiya, das wir in drei Stunden erreichten, da die Strömung gegen uns stand.

Sadiya war zu jener Zeit der äußerste Außenposten an der Nordostgrenze Indiens, und es waren dort einige Gurkha-Truppen unter Needham stationiert. Ihre Aufgaben waren hauptsächlich polizeilicher Natur, es sei denn, es gab einen Aufstand oder Unruhen unter den wilden Bewohnern dieses Teils von Indien. Die wichtigsten Stämme sind die Abors, Mishmis, Miris und Khamtis – allesamt primitive Völker, die eine starke Hand zur Kontrolle benötigen. Needham war nicht nur ein so bekannter *Shikari*, sondern in ganz Assam als höchst fähiger Grenzbeamter bekannt, der in seinem Distrikt stets für Ordnung sorgte. Sein Bungalow war auf Pfählen gebaut, und darunter befanden sich viele Schädel und Hörner von Wildbüffeln. In seinem Haus zeigte er mir die Hörner jenes seltenen Tieres, des Takin, sowie Exemplare des Eld-Hirsches, der ebenfalls eine lokal begrenzte Art ist. Nach dem Abendessen erzählte er mir von der letzten Abor-Expedition, an der er maßgeblich beteiligt war, und zeigte mir ein Kartenspiel, das ihm Prinz Henri d'Orléans geschenkt hatte und das er mit seinen Gefährten auf ihrer abenteuerlichen Reise von China aus benutzt hatte. Hier war es, wo er nach vielen Tagen in der Person von Needham zum ersten Mal wieder Kontakt zu einem weißen Mann hatte.

Am nächsten Morgen, nachdem die einheimischen *Shikaris* eingetroffen waren, machte ich mich auf den Weg. Mein Ziel war das Khamti-Dorf Sanpoora, etwa vierzig Meilen flussaufwärts von Sadiya, und die beiden *Shikaris* sollten am Ufer entlanglaufen und mich am nächsten Tag dort treffen. Needham gab mir einen Brief an das Oberhaupt des Ortes mit, der als eine Art Reisepass dienen sollte. Bald nach der Abfahrt begann ich, im Sand entlang des Flusses Wildspuren zu sehen; es gab zahlreiche Abdrücke von Büffeln und Hirschen und an einer Stelle auch solche von wilden Elefanten.

Mir schien, als wäre ich nun im Land meiner Träume angekommen – einem Jägerparadies –, und ich freute mich sehnsüchtig auf die nächsten Tage, an denen ich meine Lehrlingshand an etwas Großem und Gefährlichem versuchen könnte. Zu jener Zeit steckten Nitro-Gewehre mit hoher Mündungsgeschwindigkeit noch in den Kinderschuhen, daher hatte ich ein .500er Schwarzpulver-Expressgewehr von Holland & Holland, das 5 Dram Schwarzpulver und schwere **440-Grain-Bleikugeln** verschoss – eine recht schlagkräftige Waffe und stark genug für alles, wenn man sie gerade hielt.

Bis zum Abend hatte ich drei Viertel des Weges nach Sanpoora zurückgelegt. Da die Männer ein gutes Tagewerk vollbracht hatten, machten wir an einer Sandbank fest, und ich nahm mein Gewehr und ging an Land spazieren, da ich vom langen Sitzen im Kanu etwas steif war. Der Ort war übersät mit Spuren von Büffeln und Hirschen, und überall gab es auch Spuren zahlreicher Schweine. Ich schreckte drei große Hirsche auf, die entweder Sambar- oder Sumpfhirsche waren, und gab einen Schnappschuss ab, der jedoch sein Ziel verfehlte. Der Dschungel auf den Ebenen am Fluss war furchtbar dicht und schwer; das Schilfgras war sicher **12 Fuß (ca. 3,6 m)** hoch und fast undurchdringlich.

Als es dunkel wurde, kehrte ich zum Boot zurück und fand meinen Koch Kali bei der Zubereitung des Abendessens vor. Ich aß bald und ging zu Bett, wurde aber in der Nacht durch das Knurren eines Tigers in der Nähe gestört. Ich hatte das Zelt, das Needham mir geliehen hatte, nicht aufgestellt und lag auf einer wasserdichten Plane, die ich im Sand ausgebreitet hatte, nahe der Stelle, an der meine Männer schliefen. Gegen Mitternacht weckten mich meine Männer mit ihrem Geplapper. Auf die Frage, was los sei, sagten sie, dass gerade eine Büffelherde am Lager vorbeigezogen sei, um zum Fluss zu trinken. Ich war gerade wieder eingeschlafen, als ich durch Regen geweckt wurde, der auf mein Gesicht und die Decke fiel, die mich bedeckte. Danach konnte ich nicht mehr schlafen, also saß ich am Feuer und rauchte und kochte mir um 2 Uhr morgens eine Tasse Kakao, um mich aufzuwärmen, da es durch den Regen ziemlich kalt geworden war.

Kurz nach dem Morgengrauen nahm ich mein Gewehr und machte einen Spaziergang; ich fand ganz in der Nähe unseres Lagers eine Stelle, an der eine Büffelherde in der Nacht gelegen hatte. Der Ort verströmte einen starken aromatischen Geruch, und das Gras, wo sie gelegen hatten, war noch warm; sie mussten also gerade erst weggegangen sein.

Seit dem Verlassen von Sadiya hatte ich die herrlichsten Ausblicke auf den Schnee der gewaltigen Kette des Himalaya, die sich im Norden entlang des Horizonts erstreckte. Ich wünschte, ich wäre ein Künstler gewesen, fähig, den Zauber solcher Aussichten zu malen, aber ich hatte nicht einmal eine Kamera bei mir. Der schlimmste Aspekt des Reisens auf dem Fluss ist die grelle Blendung, die vom Wasser ausgeht; sie ist zeitweise fast erblindend und macht die Verwendung von getönten Gläsern eigentlich unumgänglich. Ich glaube, dass Überanstrengung der Augen oft eine Ursache für Fieber ist; zumindest habe ich mich oft fiebrig gefühlt, nachdem meine Augen unter der Blendung der heißen Sonne gelitten hatten, und natürlich verursacht solche Exposition oft starke Kopfschmerzen.

Kurz vor Erreichen von Sanpoora sah ich beim Umrunden einer Flussbiegung eine Herde von acht Büffeln, die sich etwa 300 Yards entfernt auf den Dschungel zubewegten. Ich wies meine Männer an, so schnell wie möglich zum Ufer zu rudern, sprang dann heraus und rannte, um zu versuchen, sie abzufangen. Ich gab einen Schuss auf das letzte Tier ab – ich glaube, der Bulle der Herde – und bei meinem Schuss stolperte er und fiel fast hin, fing sich jedoch wieder und lief mit den anderen weiter. Ich folgte ihm ein Stück und fand einige Blutspritzer, aber das schwere Schilf war so dicht und die Sonne so stark, dass ich es aufgeben musste. Solange Blut zu sehen war, folgte ich ihm, aber die Spuren vermischten sich mit vielen anderen, und es war völlig aussichtslos.

Als ich Sanpoora erreichte, etwa eine halbe Stunde nachdem ich die Büffel gesehen hatte, wurde ich vom Oberhaupt empfangen, dessen Name Sonirang war – ein großer, hagerer Mann, alt und zahnlos. Ich gab ihm den Brief, den Needham mir für ihn mitgegeben hatte. Viele seiner Dorfbewohner, die sich versammelt hatten, um den weißen Mann zu sehen, waren von etwas gezeichnet, das wie Pocken aussah; tatsächlich waren bei einigen die Wunden in einem eiternden Zustand. Andere hatten Schwellungen am Hals, einen Kropf (*Goitre*), wahrscheinlich verursacht durch das Trinken von Schmelzwasser in den Bergbächen. Der alte Häuptling schien freundlich und erfreut, mich zu sehen, aber natürlich verstanden wir uns beide nicht, und ich musste jene meiner Männer, die seine Sprache verstanden, als Dolmetscher benutzen.

Nachdem wir uns von Sonirang verabschiedet hatten, stießen wir für eine Strecke von etwa zehn Meilen flussaufwärts ab, wo wir lagerten und das Zelt in der Nähe des Wassers aufstellten. Da ich gut geschlafen hatte, wachte ich auf und rief die *Shikaris*, während ich meinen Morgen-Tee trank. Needham hatte mir gesagt, dass der Mann, den er eigentlich für mich gewinnen wollte, wegen einer Beinverletzung nicht kommen könne, und er hielt nicht allzu viel von den Männern, die er für mich engagiert hatte. Einer war sicherlich ein schlechter *Shikari*, denn er trug einen weißen Turban (*Pugaree*), und kein erfahrener Jäger würde dies tun. Ich brachte ihn dazu, ihn mit einem Lumpen zu bedecken, der so schmutzig war, dass er als grau durchging, und wir brachen auf. Diese Männer konnten kein Hindustani sprechen, sodass es für uns unmöglich war, einander zu verstehen – ein schlechter Anfang.

Als wir auf frische Büffelspuren stießen, wies ich die Jäger an, ihnen zu folgen, aber sie waren dazu nicht lange in der Lage. Also beschloss ich, auf gut Glück umherzuwandern, um etwas zu sehen, wobei ich natürlich gegen den Wind blieb. Nachdem wir durch schreckliches Gelände vorangeschritten waren, sahen wir eine Büffelherde, die in einen dichten Dschungel zog. Als wir an die Stelle kamen, hatten die Männer keine Lust auf die Aufgabe und weigerten sich praktisch, das offene Gelände zu verlassen. Es schien

ziemlich aussichtslos, und natürlich sprachen meine Unerfahrenheit im Land und die Unkenntnis der Sprache gegen mich. Ich versuchte es alleine, indem ich den Männern sagte, sie sollten auf mich warten, aber der Dschungel war so dicht und das Schilf so scharf, dass ich mir die Arme schlimm zerkratzte. Törichterweise war ich mit hochgekrempelten Ärmeln unterwegs. Es muss ein reizendes Gift im Schilf gewesen sein, denn bald wurden meine Arme entzündet und schmerzhaft. Die Sonne brannte die ganze Zeit unbarmherzig herab, und es war schrecklich heiß für diese Art von Arbeit; zudem begann das Fieber in meinem Körper sich bemerkbar zu machen.

Als ich zum Zelt zurückkam, ging es mir sehr schlecht, also musste ich mich hinlegen, nachdem ich etwas Tee getrunken hatte, den Kali, mein Koch, für mich zubereitet hatte. Ich bekam nun einen schlimmen Fieberanfall; mir war abwechselnd brennend heiß und eiskalt, und meine Arme pochten schlimmer als je zuvor und schmerzten so sehr, dass ich nicht schlafen konnte.

Am nächsten Morgen merkte ich, dass ich zu nichts zu gebrauchen war. Es war mir unmöglich, meine Arme zu heben oder zu benutzen, da sie schlimm eiterten und zudem schmerzhafte Schwellungen in beiden Achselhöhlen auftraten. Ich war vernünftig genug einzusehen, dass ich so schnell wie möglich medizinische Hilfe brauchte. Ich war törichterweise ohne jegliche Medikamente aufgebrochen, abgesehen von etwas Chinin und Phenacetin, die beide gegen eiternde Arme völlig nutzlos waren.

Die beiden (sogenannten) Jäger sollten mich ein Stück begleiten und dann über Land nach Sadiya zurückkehren. So gelang es mir unter großen Schwierigkeiten – meine Finger waren taub und geschwollen –, eine Nachricht an Needham zu schreiben, in der ich meine Lage erklärte. Ich versprach den Bootsleuten ein Geschenk, falls sie Saikam noch am Abend erreichten. Sie arbeiteten den ganzen Tag über prächtig; mit der Strömung brachten sie das Kanu sechsmal schneller voran als auf dem Hinweg flussaufwärts.

Da es mir ziemlich schlecht ging, verbrachte ich einen sehr ungemütlichen Tag auf einer wasserdichten Plane am Boden des Kanus. Ich nahm keine Nahrung zu mir, bis wir Saikam erreichten, als die Sonne gerade im Westen versank. Kali bereitete etwas Tee zu, und nachdem ich ein paar Kekse gegessen hatte, legte ich mich in einem wackeligen Bett im *Dak*-Bungalow (Rasthaus) nieder. Ich traf Vorbereitungen, damit mich am nächsten Tag ein Ochsenkarren mitsamt Gepäck nach Talup bringen konnte.

Schließlich erreichte ich Sealkottie und wurde mit der Hilfe des Arztes in einigen Wochen wieder gesund. Er sagte mir, wäre ich nicht genau zu diesem Zeitpunkt zurückgekehrt, hätte ich mich vielleicht nie wieder erholt, da mein Körper voller Gift war. Obwohl dieser Jagdausflug kein Erfolg war, war er in vielerlei Hinsicht eine gute Lehre, und bis zu meiner Erkrankung hatte ich ihn immens genossen. Verglichen mit den späteren Tagen in Afrika war er jedoch ein Fiasko.

Die herrliche Landschaft und die Fülle an Wild waren höchst interessant, aber ich hatte den Fehler begangen, genau zu Beginn der Regenzeit aufzubrechen, als das Wetter unbeständig war.

Assam war in seinen nördlicheren Teilen zu jener Zeit ein sehr wildes Land und wimmelte von Wild. Es war jedoch ein raues Jagdrevier, da man zu Fuß durch das meiste Gelände kaum vorankam und Elefanten notwendig waren, um sich fortzubewegen. Morgens hörte man die lauten Rufe der Hulman-Affen, wenn sie erwachten und umherzogen. Affen müssen in einem Land wie diesem wachsam sein, da der Leopard ihr Fleisch liebt und ihnen auflauert, wenn sie abends zum Trinken kommen.

Jagd-Anekdoten und der „Einarmige“ Pflanzer

Als ich in Cachar war, kannte ich einen Pflanzer namens Bradford, der nur einen Arm hatte, da er den anderen als Junge bei einem Schusswaffenunfall verloren hatte. Er besaß einen teilweise zahmen Hulman-Affen, der oben im Dach seiner Veranda auf Querbalken saß. Bradford hatte einen Lieblingsscherz, den er bei jedem Neuling anwandte, der noch nichts von seinem Affen gehört hatte. Er platzierte den Gast geschickt unter dem Tier und bot ihm eine Banane an. Sobald man danach griff, ließ sich der Affe – der darauf dressiert war – auf den Kopf und die Schultern des Betreffenden fallen und schnappte sich die Frucht. Es jagte einem einen gewaltigen Schrecken ein, plötzlich von einem großen, haarigen Etwas wie einem Hulman eingehüllt zu werden. Einmal machte er sich die Frau eines Magistrats zur lebenslangen Feindin, da die Dame bei diesem Scherz in Ohnmacht fiel und ihr schöner Londoner Hut, den sie erst kürzlich aus der Heimat erhalten hatte, ruiniert wurde.

Neben dem Affen hielt Bradford einen Kampfwidder in einem Gehege vor seinem Bungalow. Er bot einem ein etwa **3 Fuß (ca. 90 cm)** langes Holzbrett an und wettete 5 Rupien, dass man dem Ansturm des Widders nicht standhalten würde. Die Bedingung war, dass man dem Tier gegenüberstehen und nicht zur Seite springen durfte. Die meisten nahmen die Wette an und erlitten beim Aufprall, der außerordentlich heftig war, einen ordentlichen Sturz – sehr zur Belustigung der Zuschauer.

Das richtige Vorgehen dabei war, das Brett am oberen Ende fest mit beiden Händen zu greifen und das untere Ende mit einem Fuß zu blockieren. Dann war es möglich, dem Schock standzuhalten, obwohl man durch den harten Schlag und die Vibration fast zurücktaumelte. Bevor ein indischer Widder angreift, tritt er erst einige Schritte zurück und stürmt dann mit hoher Geschwindigkeit los. Bei meinem ersten Versuch beschrieb ich einen Purzelbaum, während der Widder schon wieder ein paar Fuß entfernt seinen Rückwärtsschritt machte; ich stieg mit ziemlich steifen Knien über den Zaun. Dann gab mir Bradford den entscheidenden Tipp, und ich wagte einen zweiten Versuch, der diesmal erfolgreicher war.

Bradford war trotz seines fehlenden Arms ein exzellenter Schütze auf Schnepfen und anderes Kleinwild. Er war ein netter Kerl, aber wie alle alten Pflanzer war er dem „Refresher“ (Drink) etwas zu sehr zugetan – eine Gewohnheit, die im Übermaß meist ein kurzes, aber lustiges Leben bedeutet. Ein guter Plan ist es, sich vorzunehmen, erst nach Sonnenuntergang zu trinken und es dann langsam angehen zu lassen. Ratschläge sind billiger als Whisky!

Begegnungen mit Tigern und Leoparden

In Cossipore hörte ich, dass ein Pflanzer namens Crozier einen Leoparden mit Schrot erlegt hatte, nachdem dieser in ein Hühnerhaus eingedrungen war. Wegen der Dunkelheit verfehlte er ihn mit dem ersten Lauf, streckte ihn aber mit dem zweiten Schuss nieder. Ich sah das Fell später und bemerkte, dass der Schrot wie eine Kugel eingedrungen war.

Ich erlebte selbst einen aufregenden Abend, als ich auf einen Tiger ansitzte, der inmitten der Teebüsche nahe einem Dschungelstück eine Kuh gerissen hatte. Ein großer Bambushain befand sich innerhalb von **20 Yards (ca. 18 m)** vom Riss entfernt, also ließ ich dort in etwa **12 Fuß (ca. 3,6 m)** Höhe einen *Machan* (Hochsitz) errichten. Der Mond sollte erst gegen 20:30 Uhr aufgehen, und da es schon vor 19:00 Uhr dunkel wurde, bezog ich bis dahin meinen Posten. Ich hatte den Einheimischen gesagt, sie sollten sich nicht nähern, es sei denn, sie hörten einen Schuss, um nicht gestört zu werden.

Die Moskitos waren eine große Plage, ebenso wie die Ameisen. Ich stellte fest, dass ein Hochsitz in einem Bambushain nicht sehr ideal war, da die kleinste Bewegung die Stämme aneinanderreiben ließ, was Knarren und Quietschen verursachte. Vor mir lagen zwei kleine Gräben mit einem erhöhten Pfad dazwischen, dahinter eine Teefläche und weiter weg der Dschungel.

Als es so dunkel wurde, dass ich den Riss kaum noch sehen konnte, hörte ich den Tiger aus dem Dschungel kommen; er machte ordentlich Lärm, zerbrach Zweige und raschelte in der Vegetation. Törichterweise blickte ich zum Riss, da ich dachte, er würde aus einer anderen Richtung kommen, und ich hätte meine Position ändern sollen, solange noch Zeit war. Plötzlich hörte ich ihn über den Graben vor mir springen und auf den Pfad treten. Ich versuchte mich umzudrehen, um schießen zu können, aber der Bambus knarrte so laut, dass ich innehalten musste. Er hörte das Geräusch offensichtlich, denn anstatt zum Riss zu gehen, verschwand er im Dschungel hinter dem Hochsitz und legte sich dann direkt unter meinen *Machan*. Ich hörte ihn sich lecken und mehrere tiefe Seufzer ausstoßen, die nach Zufriedenheit klangen. Meine Beine wurden taub und die Moskitos bissen so heftig, dass ich mich einfach bewegen musste. Als ich es tat, verschwand er sofort; ich hörte ihn leise davonziehen. Da es dunkel war und der Tiger im hohen Gras verborgen lag, konnte ich beim Hinuntersehen nichts erkennen. Es war eine bittere Erfahrung, denn der Tiger kehrte nicht zurück; weil ich von Anfang an nicht in die richtige Richtung geblickt hatte, verpasste ich eine großartige Chance.

Später in Assam, als ich hinter einem gefährlichen Elefantenbullchen her war, verlor ich einen Leoparden, auf den ich geschossen hatte. Auf dem Rückweg von der Elefantenjagd durch schrecklichen Dschungel und Sumpf sahen wir einen kleinen Hirtenjungen auf uns zulaufen. Er sagte, ein *Chota-Bagh* (Leopard oder Panther) habe gerade eine Kuh in einem dichten Grasstück gerissen, auf das er deutete. Wir gingen dorthin und fanden die Kuh; ich ließ meine Männer schnell eine Plattform in einem nahen Baum bauen. Ich wies sie an, beim Weggehen laut zu reden. Ich saß erst etwa zehn Minuten, als ich den Leoparden direkt neben dem Riss liegen sah. Wie er dorthin gekommen war, ohne dass ich ihn bemerkt hatte, kann ich nicht sagen. Ich schoss sofort mit einem Schwarzpulver-Rigby .500, den ich für die Elefantenjagd in Kalkutta gekauft hatte. Der Qualm des Schwarzpulvers hing wie eine graue Decke vor mir. Plötzlich sah ich den Kopf und die Pfoten des Leoparden durch den Rauch kommen – er sprang auf meine Füße zu, die herunterhingen. Ich zog sie hoch und fiel fast rückwärts aus dem Baum, da die Plattform nach hinten offen war. Der Leopard fand keinen Halt, rutschte am Stamm hinunter – wobei seine Krallen laut scharrten – und verschwand mit Sätzen im Gras. Die Einheimischen trafen ein, und wir folgten ihm ohne Erfolg.

Kurz darauf erkrankte ich schwer an Fieber und musste zur Behandlung ins Krankenhaus nach Kalkutta. Dank der Fürsorge von Dr. Pilgrim und seinen Krankenschwestern erholte ich sich rasch und reiste kurz darauf nach Südafrika, was das Thema meines nächsten Kapitels sein wird. Ich fürchte, meine Berichte über den Sport in Indien sind dürftig, aber ich verspreche dem Leser interessanteres Material, wenn ich über den afrikanischen Busch schreibe, der viel bessere Jagdmöglichkeiten bietet als die dichten und undurchdringlichen Dschungel Ostindiens, in denen man ohne Elefanten wenig ausrichten kann.

Kapitel II: Frühe Tage in Njassaland

Im Jahr 1899 kehrte ich nach Hause zurück, da ich in Assam stark unter Fieber gelitten hatte, und mein Vater ermöglichte es mir freundlicherweise, das Mashonaland zu besuchen. Die Reise von Kapstadt nach Bulawayo erfolgte mit dem Zug. Da die Eisenbahn damals dort endete, suchte ich nach einer Transportmöglichkeit nach Salisbury. Schließlich wurde ich einem stattlichen alten Buren namens W. Vanzyl vorgestellt, der in Kürze mit drei Wagen nach Salisbury aufbrechen wollte. Ich vereinbarte mit ihm, mich und mein Gepäck für 5 £ mitzunehmen. Die Maultierkutsche, die zwischen den beiden Orten verkehrte, verlangte erheblich mehr und erlaubte nur 30 Pfund Gepäck.

Mein Hauptziel war es, jagen zu gehen. Ich hatte ein doppelläufiges .500er Schwarzpulver-Expressgewehr von Holland & Holland dabei, ein Geschenk meines Vaters, sowie eines der neuen .303-Magazingewehre, das mir ein Freund in Schottland geschenkt hatte. Ich wollte das *Trekking* erleben, über das ich so viel in Büchern über Afrika gelesen hatte. Besonders interessiert war ich, weil der alte Vanzyl Selous gekannt hatte, als dieser so viel im Mashonaland jagte, und er selbst eine Zeit lang Elefantenjäger gewesen war. Er sprach nur gebrochenes Englisch, und ich natürlich kein Niederländisch (Afrikaans), aber wir schafften es, uns bei unseren langen Gesprächen am Lagerfeuer am Abend zu verstehen. Seine Frau, die kein Wort Englisch sprach, und fünf wilde Kinder waren bei ihm; nachts schliefen alle im überdachten Wagen des prächtigen schwarzen Ochsengespanns. Er hatte drei Gespanne: eines ganz schwarz, eines ganz rot und das letzte in gemischten Farben. Den ersten Wagen fuhr er selbst, mit einem kleinen Mashona-Jungen als *Leader* (Führer vor den Ochsen); für die beiden anderen Gespanne gab es jeweils einen Fahrer und einen Führer.

Anfangs hatte er versprochen, ein Zelt über einem der Wagen für mich zu errichten, damit ich darunter schlafen könne, aber das tat er nie. So schlief ich jede Nacht unter einem Wagen und mir war oft sehr kalt, besonders in den ein bis zwei Stunden vor der Dämmerung, der kältesten Zeit der Nacht.

Jeder Wagen war mit **10.000 Pfund (ca. 4.536 kg)** Waren beladen, die, wie ich bemerkte, aus Konserven und einem beachtlichen Anteil an Whisky bestanden, der in Afrika „Scotch“ genannt wurde. Da Vanzyl 17s. 6d. pro 100 Pfund Fracht erhielt, verdiente er eine Menge Geld. Ich glaube, er besaß eine exzellente Farm im Transvaal, wo er die feinen Trekochsen züchtete, die er bei sich hatte.

Die Burenkinder amüsierten mich oft mit ihren Streitereien, besonders wenn ein Huhn geschlachtet werden sollte; die beiden Ältesten stritten sich um die Ehre, der Scharfrichter zu sein, was unweigerlich damit endete, dass sie dem Tier den Kopf vom Körper abrissen. Frau Vanzyl backte sehr gutes Brot in einem Ameisenhügel; sie tat dies nie, ohne mir einen kleinen Laib oder ein großes Stück zu schenken. Es schmeckte hervorragend, da ich nur Kekse, etwas Tee, Zucker und Konserven mitgebracht hatte. Einer der Wagenfahrer war ein Basuto-Junge namens Abrain, mit dem ich vereinbarte, dass er mein Geschirr reinigte und gelegentlich kochte. Er war ein hilfsbereiter Junge und ein hart arbeitender Mensch.

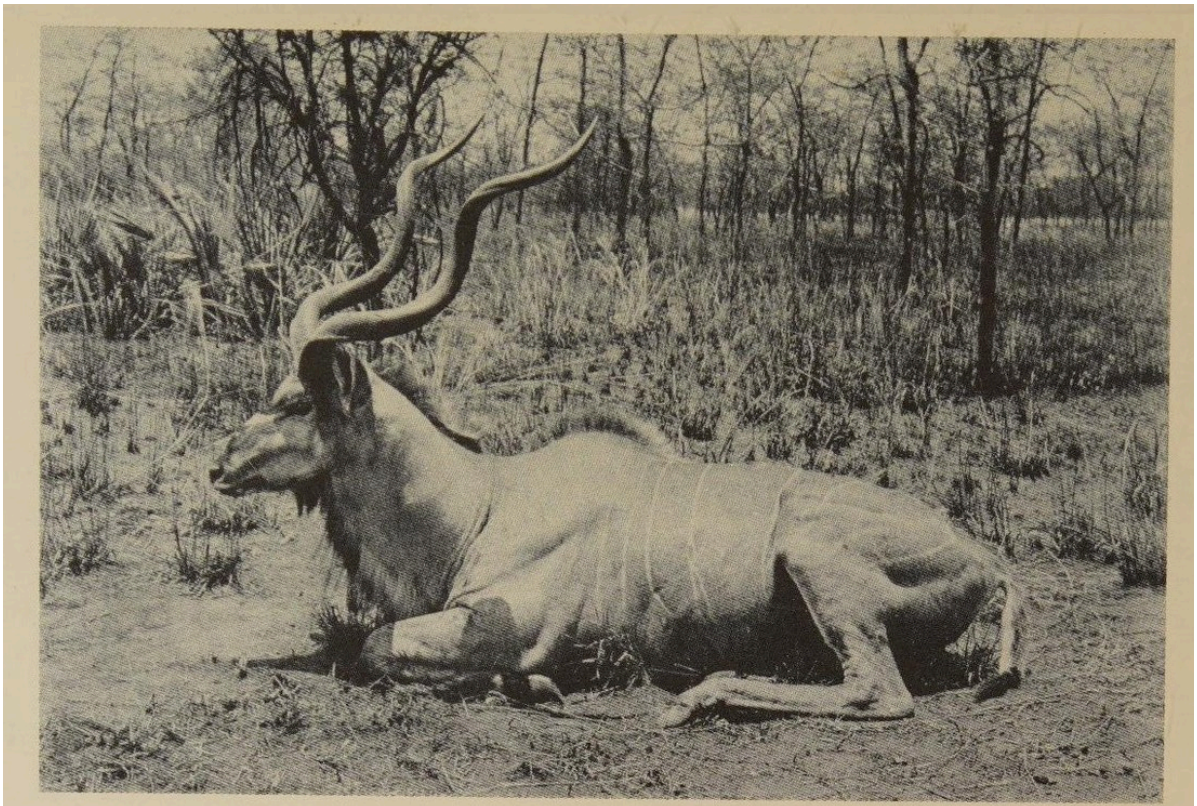
Der Großteil des Trekkings fand am frühen Morgen und am späten Nachmittag statt, oft bis tief in die Nacht. Tagsüber wurden die Rinder in den Busch getrieben, um Wasser zu finden, zu fressen und zu ruhen; die Führer der Gespanne fungierten dabei als Viehhirten. Da es Juli war, herrschte Trockenzeit mit kühlen Nächten, aber die Tage waren sehr heiß.

Vanzyl und ich liefen meist im Hemd umher und trugen nur am späten Abend und frühen Morgen einen Rock.

Ich kam zu einigen Jagderfolgen, nachdem ich viele Meilen gewandert war, während das Vieh weidete. Es gelang mir, einen prächtigen Kudu-Bullen und auch einen guten Wasserbock-Bullen zu schießen, deren Köpfe ich heute noch besitze. Wir passierten viele Orte, die in der Geschichte Südrhodesiens bekannt sind; einige der Forts, die von den Siedlern während des Eingeborenenaufstands genutzt wurden, sahen noch genau so aus, wie sie verlassen worden waren, und hier und da sah man die Gräber gefallener Männer.

Einmal, tief im Busch, wäre ich fast in ein tiefes Loch gefallen, das ein Goldsucher gegraben hatte. Glücklicherweise schaffte ich es, eine Querstange zu greifen und mich herauszuziehen, aber sie wackelte bedenklich. Wäre ich hineingefallen, hätte ich ohne Hilfe sicher nicht herauskommen können, da das Loch zu breit war, um sich mit Rücken und Füßen abzustützen. Da ich gut acht Meilen vom Wagen entfernt war, hätte es wohl eine weitere Busch-Tragödie gegeben, die jemand anderes hätte erzählen müssen, wäre ich in die Tiefe gestürzt.

Nach einem Treck von fünf Wochen erreichten wir Salisbury, und ich verabschiedete mich von Vanzyl und seiner Familie. Dort hörte ich von einer Anstellung auf einer Teeplantage in Indien und beschloss, dorthin zurückzukehren. Ich reiste mit zwei anderen Männern über Umtali nach Beira, um den Dampfer *Umkuzi* nach Indien zu erreichen. Unser Zug blieb liegen, aber glücklicherweise fuhr gerade ein Güterzug an der Stelle ab, an der wir festsaßen. Wir verluden uns und unser Gepäck auf einen leeren, offenen Waggon und wurden mit Funken vom Holzfeuer der Lokomotive überschüttet, was unsere Kleidung und unser Gepäck erheblich beschädigte. Auf dem Weg nach Umtali fing der Personenzug zweimal Feuer durch die Funken, die sich auf dem Dach eines Waggons festsetzten; die Brände wurden mit Wasserflaschen gelöscht. Wir gerieten in eine Heuschreckenwolke, die die Schienen so schlüpfrig machte, dass der Zug bei einer Talfahrt fast verunglückt wäre; es passierte jedoch nichts weiter, als dass zwei Waggons aus den Schienen sprangen. Der Lokführer, der Heizer, der Schaffner und einige Passagiere halfen dabei, die Waggons wieder aufzugleisen.



KUDU BULL.
Shot and photographed by George Garden.
46]

Ein weiterer höchst amüsanter Vorfall war, als der Zug plötzlich hielt. Beim Hinausschauen sah man den Lokführer und den Heizer beim Mittagessen unter einem großen schattigen Baum direkt an der Strecke sitzen. Nach zwanzig Minuten setzten sie den Zug wieder in Gang, bis etwas an der Lokomotive zerbrach und wir drei – wie erwähnt – mit einem Güterzug weiterfuhren und gerade noch rechtzeitig den Dampfer in Beira erreichten, einem sandigen Ort mit schlechtem Klima.

Als ich in den Dooars (Terai) war, brach der Burenkrieg aus. Ich verließ meine Stelle, um nach Kalkutta zu gehen und mich den *Lumsden's Horse* anzuschließen, bekam aber einen schweren Fieberanfall und konnte nicht mit ihnen aufbrechen. Nachdem es mir besser ging, reiste ich nach Hause und startete nach zehn Tagen erneut nach Südafrika. Als ich das Kap erreichte, schloss ich mich den *Western Province Mounted Rifles* an. Ich hatte eigentlich keinen Wunsch, Buren zu erschießen oder von ihnen erschossen zu werden, aber ich lechzte nach Aufregung.

Da so viel über den Burenkrieg geschrieben wurde, muss ich hier nicht viel sagen, außer dass ich nach drei Monaten an schwerem Typhus (*enteric fever*) erkrankte. Ich wurde zehn Tage lang inmitten des Gepäcks in einem Kap-Karren transportiert und bei einem kleinen Hotel abgeladen, das einem alten Schotten namens Macgregor gehörte, der eine Niederländerin geheiratet hatte, mit der er eine große Familie hatte. Ich bekam eine Komplikation namens Herzbeutelentzündung (*pericarditis*), litt unter schwerem Wundliegen und einen Großteil der Zeit unter schrecklichen Zahnschmerzen.

Endlich ging es mir besser und ich reiste nach Ceres und verbrachte anschließend einige Monate in Kapstadt, das mir jedoch zu zivilisiert war. Dann ergab sich die Gelegenheit, nach Njassaland (heute Malawi) zu gelangen. Ich buchte eine Passage auf der *Kildonan Castle* und war nicht traurig, als der Tafelberg, der Devil's Peak und der Lion's Head in der Ferne verschwanden; ich spürte, dass Abenteuer vor mir lagen.

Am 3. März 1903 erreichte ich Durban. Ein Mitreisender namens Pellatt und ich bezogen eine Pension in den Vororten nahe der Durban Bay, die bei Flut mit ihren kleinen Jachten und Segelbooten sehr hübsch aussah. Pellatt hatte im Krieg als Offizier der *Rand Rifles* gekämpft; er war ein alter Kolonist, der viele interessante Geschichten aus den frühen Tagen Südafrikas zu erzählen wusste, besonders über die Diamanten- und Goldfelder.

Eine seiner Geschichten handelte von einem **Schlangenstein**, der einem Farmer namens Jones auf der Farm Reitpoort bei Zeerust gehört haben soll. Pellatts Beschreibung war etwas vage; er sagte, es sei kein eigentlicher Stein, sondern eine hornartige Substanz, die über den Augen einer ungewöhnlichen Schlangenart wachse, deren Namen er nicht nennen konnte. Ich konnte das kaum glauben und fragte ihn, ob er scherze, aber er versicherte mir, dass es sein voller Ernst sei.

Selous erwähnt einen Schlangenstein in seinem exzellenten Buch *Travel and Adventure in South-East Africa* und beschreibt ihn als:

> „[...] eine sehr leichte und poröse Substanz, rund und flach, etwa einen Zoll im Durchmesser und ein Drittel Zoll dick. Die Oberseite war glatt und poliert, mit schwärzlichen und gräulichen Sprenkeln, die Unterseite rau und unpoliert."

Selous berichtet auch, wie dieser Stein das Leben eines weißen Mädchens rettete, das von einer tödlichen Schlange gebissen worden war.

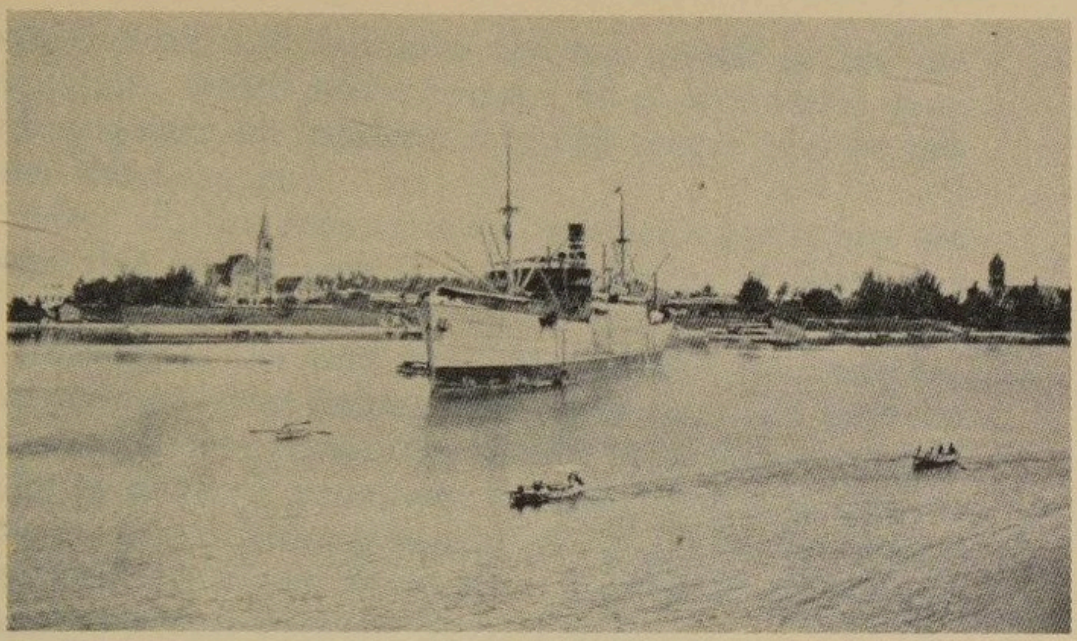
Laut Pellatt wirkte der Stein von Jones so: Auf die Wunde gelegt, saugte er sich fest und blieb dort einige Minuten, bis er abgenommen und in Ammoniak oder Urin gelegt wurde, woraufhin das Gift wie ein weißer Faden austrat. Dieser Bericht deckte sich exakt mit dem von Selous. Dennoch würde ich mich im Falle eines Schlangenbisses eher auf einen tiefen Schnitt quer zur Bisswunde verlassen, in den ich Kaliumpermanganat-Kristalle einreibe. Ich trug diese Kristalle für Bisse und Wunden immer bei mir. Zweimal wendete ich sie bei Einheimischen mit gutem Erfolg an, auch wenn der Patient in beiden Fällen für die Prozedur festgehalten werden musste. Die Einheimischen fügen sich an Baumstümpfen oft schreckliche Wunden an den Füßen zu, bei denen ganze Nägel abgerissen werden, und grinsen nur dazu. Will man ihnen jedoch einen kleinen Schnitt zur Behandlung machen, rennen sie davon wie die Hasen.

In Durban kaufte ich ein Lee-Enfield-Magazingewehr im Kaliber .303, da ich nicht ohne Waffe in ein Wildtiergebiet reisen wollte. Mit dieser Waffe erlegte ich später viel Wild.

Schließlich brach ich mit der *s.s. Induna* auf, einem der ältesten Schiffe an der Küste. Sie beherbergte enorme Kakerlaken und einige der aggressivsten Moskitos, die mir je begegnet waren. Die meisten Passagiere reisten nur bis Beira. Dort stieg ich auf die *Nyasaland* um, einen kleinen Dampfer, der kaum mehr als ein Schlepper war. Seine Kakerlaken übertrafen die der *Induna* an Größe bei weitem. Ich schlief an Deck, trotz der Ratten, die einen Großteil der Nacht damit verbrachten, das seltsame Bündel zu untersuchen, das in ihr Revier eingedrungen war.

Ankunft in Chinde und auf dem Sambesi

Am 13. Mai 1903 erreichten wir die Barriere von Chinde. Dort müssen alle großen Schiffe ankern und ihre Passagiere auf Schlepper umladen. Man wird in einem großen Korb, der etwa sechs Personen fasst, mit einer Winde hochgehievt und auf das Deck des Schleppers hinabgelassen – bei Seegang oft mit einem ordentlichen Rums.



DAR-ES-SALAAM, IN EAST AFRICA.

ROAD TO MLANJE PLATEAU, NYASALAND.
Photograph by George Garden.

Chinde ist ein außergewöhnlicher Ort, der komplett auf Sand gebaut ist, der stellenweise einen Fuß tief sein kann. Es ist schrecklich, darin zu laufen, da er unter den Füßen wegrollt. Da sich die Mündung des Sambesi ständig verändert, müssen Gebäude und Lagerhäuser oft versetzt werden. Große Firmen wie die *African Lakes Corporation Ltd.* (überall im Land als „Mandala“ bekannt) und die *British Central Africa Company* („Kubula“) unterhalten hier Büros.

Ich buchte meine Passage auf dem Flussdampfer *Scorpion*, ebenfalls ein sehr altes Boot. Der Kapitän, Deans, war ein echtes Original und ähnelte verblüffend dem gallant Captain Kettle aus den Geschichten von Cutcliffe Hyne. Der Sambesi hieß mich an jenem Abend mit einem wunderschönen Sonnenuntergang willkommen, der den Fluss und die Mangroven in herrliche Farben tauchte.

Am 15. Mai verließen wir Chinde mit zwei Lastkähnen, die an den Seiten des Dampfers befestigt waren. Schon bald sah ich das erste Nilpferd auftauchen. Später sollte ich viele Nilpferde schießen, aber ich wäre nie auf die Idee gekommen, vom schwankenden Deck eines Dampfers auf sie zu feuern. Leider tun das viele gedankenlose Leute und verwunden die Tiere nur, da ein tödlicher Treffer unter diesen Umständen reiner Zufall ist. Verwundete Nilpferde werden oft bösartig und greifen später kleine Boote oder Einbäume an, was schon manchen Einheimischen das Leben gekostet hat.

Nachts war es faszinierend, den Funkenregen aus dem Schornstein zu beobachten, der durch das verfeuerte Holz entstand. Die einheimischen Piloten müssen wahre Experten sein, um den Kurs in der Dunkelheit ohne Lichter zu finden.

Die Landschaft erinnerte mich stark an den Brahmaputra in Indien. Auch hier liefen Kinder am Ufer mit dem Dampfer um die Wette und stritten sich um leere Flaschen oder Kekse, die über Bord geworfen wurden. In großen Schilfflächen ziehen sich die Nilpferde gerne zurück. Es ist erstaunlich, wie sehr sich Wildtiere an die Zivilisation gewöhnen können; an der Uganda-Bahn sieht man oft Wild direkt neben den Gleisen grasen. Das wäre hier bei den Nilpferden genauso, wenn sie nicht so oft von ignoranten Weißen drangsaliert würden.

Ein Funke aus dem Schornstein brannte ein großes Loch in meinen guten Doppel-„Terai"-Hut. Ich war amüsiert über die Schadenfreude eines Mitreisenden, bis dieser feststellte, dass in seinem eigenen Hut ein noch größeres Loch brannte!

Das Grab von Mrs. Livingstone

Nachdem wir die Missionsstation Shupanga passiert hatten, hielten wir an, um das Grab von **Mrs. Livingstone** zu besuchen. Sie war die Frau des berühmten Missionars und Entdeckers David Livingstone und die Tochter des ebenfalls bekannten Dr. Moffat. Sie starb hier im Jahr 1862. Auf ihrem Grab lag der getrocknete Schädel eines Krokodils, den ich als Souvenir mitnahm.

Dr. Livingstone selbst starb bekanntlich 1873 im Dorf von Chitambo (Nordost-Rhodesien). Seine treuen Diener begruben sein Herz unter einem Baum und trugen seinen einbalsamierten Körper bis an die Küste. Der Baum wurde Jahre später gefällt, als er zu verrotten begann; das Teilstück mit der von den Einheimischen eingeschnitzten Inschrift befindet sich heute bei der *Geographical Society* in London.

Im Jahr 1904 sah ich in einem Laden in Fort Jameson einige Äste liegen. Als ich fragte, warum dort Feuerholz aufbewahrt werde, erklärte man mir, sie stammten vom Livingstone-Baum. Ich durfte mir zwei Stücke absägen. Eines davon schenkte ich später der *Scottish Geographical Society* in Edinburgh, wo es in einer Vitrine ausgestellt wurde. Das andere Stück besitze ich noch heute als Andenken an einen großen Mann. An der Stelle des Baumes im Dorf Chitambo steht heute ein Denkmal.

Dr. Livingstone war ein unbezähmbarer Mann, ruhig und geduldig und genau der Typ Entdecker, der für seine Aufgaben geeignet war. In seinen frühen Tagen wurde er

maßgeblich von dem hervorragenden Jäger William Cotton Oswell unterstützt, der fünf Jahre lang in den Wildgebieten Südafrikas jagte, als es dort noch von Tieren wimmelte. Es war eigentlich Oswells Expedition, die den Ngamisee entdeckte, wobei Dr. Livingstone und Mr. Murray seine Begleiter waren. Meist wird Livingstone die Ehre der Entdeckung dieses Sees zuteil, doch faktisch war es Oswells Expedition, da er die Kosten der Reise trug.

In der Nähe von Mrs. Livingstones Grab in Shupanga gab es zwei weitere Gräber: eines eines Portugiesen und das von Catherine Cameron von der Blantyre-Mission, die 1887 starb. Sie muss eine der ersten Missionarinnen in Zentralafrika gewesen sein. Man kann den Mut einer Frau nur bewundern, die ihre Heimat in Schottland verließ, um hier für ihre Sache zu sterben; denn damals wie heute ist dies ein raues Land für britische Frauen.

Merkwürdig an der Inschrift auf dem Denkmal für Mrs. Livingstone war, dass sie auf Portugiesisch verfasst war, nicht auf Englisch.

Nachdem wir die Gräber verlassen hatten, besuchten wir die französischen Missionare in ihrem großen, von Gärten umgebenen Haus. Dann fuhr der Dampfer weiter und wir kamen an einen Ort namens Lacedonia – ein eigenartiger Name für diese Gegend. Das Land im Süden ist von Wald bedeckt, dem Shupanga-Wald, ein bevorzugtes Revier für Elefanten und Büffel, die dort noch immer vorkommen. Dann kamen die Morambala-Berge in Sicht, die die monotone Linie des flachen Umlands durchbrechen.

Eine Flussreise ist wegen der Vogelwelt immer interessant, obwohl diese hier bei weitem nicht so zahlreich ist wie auf den großen indischen Flüssen. Wir sahen täglich einige Krokodile, schläfrig wirkende Bestien, die in der Sonne auf Sandbänken dosten.

Am 18. passierten wir den Dampfer *Herald* auf dem Weg nach Chinde. Die *Herald* war ein altes Flusskanonenboot, genau wie die *Mosquito*, die ich in Chinde gesehen hatte. Alle Flussdampfer auf dem Sambesi hatten damals Heckräder, keine Seitenräder wie die größeren indischen Schiffe. Dann bogen wir in den Shire-Fluss ein – ein Name, den ich aus Büchern über dieses Land gut kannte. An jenem Abend hielten wir an einem Ort namens Villa Bocage. Wir gingen an Land, um uns die Beine zu vertreten, und auf einem Buschpfad sah ich ein großes, helles Tier den Weg kreuzen. Ich glaube, es war eine Löwin.

Es gibt einen schlammigen Bach nahe dem Shire namens Zwei-Zwei, der sich stellenweise in das größere Gewässer schneidet. Wir passierten einen weiteren Dampfer, der flussabwärts fuhr, und ich bemerkte eine weiße Frau an Bord. Dann erreichten wir Shuanga und brachten einige der Eisenbahnschwellen an Land. Da wir den Dampfer bald verlassen sollten, packte ich zwei Taschen, da wir in einem Hausboot weiterreisen wollten.

Wir saßen täglich mehrmals auf Sandbänken fest, kamen aber meist schnell wieder frei. In der Dunkelheit rammten wir fast einen mitten im Strom ankernden Dampfer, der keinerlei Licht zeigte, was unserem Kapitän einige Kraftausdrücke entlockte. Da der Fluss nur etwa 25 Yards (ca. 23 m) breit ist, bleibt nicht viel Platz für zwei Dampfer zum Passieren.

Am 21. erreichten wir Port Herald. Kurz zuvor sah ich zwei tote Nilpferde am Südufer liegen. Ein Niederländer namens Sinderam kam an Bord und erzählte mir, er habe sie geschossen und zudem ein Jungtier gefangen. Da ich mich für Tiere interessierte, lud er mich ein, es anzusehen. Da die Dampferreise hier endete, nahm ich gerne an. Wir wurden in *Machillas* (Tragesesseln) zu der Stelle getragen, wo die Einheimischen die beiden Nilpferde zerlegten und das Junge mit einem starken Seil am Ufer festgebunden war. Bei einer solchen Zerlegung schreien die Einheimischen und stoßen sich gegenseitig weg, um

einen Anteil zu ergattern – ein amüsanter Anblick, den ich später noch oft erleben sollte. Das junge Nilpferd starb bald an seinen Wunden an Nacken und Rücken. Es schien grausam, es zu töten, aber Einheimische lassen selten eine Gelegenheit für Fleisch aus.

Sinderam organisierte *Machillas*, um unsere fünfköpfige Gruppe nach Chiromo zu bringen, da der Wasserstand im Fluss für den Dampfer zu niedrig war. Die drei Missionare brachen um 22:30 Uhr auf; Ford und ich blieben noch bei Sinderam, der darauf bestand, mehrere Flaschen Champagner zu öffnen und ein großes Abendessen zu unseren Ehren zu veranstalten. Obwohl die Wolken keinen Regen abgaben, war es ein feuchtfröhlicher Abend, und erst gegen Mitternacht brachen Ford und ich auf. Die Träger liefen schnell über den Pfad, der teilweise durch den alten „Elefantensumpf" führt. Dies ist ein bekanntes Löwenrevier, aber da die Träger aus vollem Hals sangen, belästigte uns in jener Nacht kein Löwe.

Sinderam gab mir zum Abschied einen Brief, den ich erst in Blantyre öffnen sollte. Darin stand, dass er mich gerne so lange wie gewünscht in seinem Haus aufnehmen würde, falls ich in Njassaland keine Anstellung fände. Das war eine sehr noble Geste für jemanden, den ich erst seit ein paar Stunden kannte. Diese Gastfreundschaft ist der wahre Geist am „Rande der Welt". Einmal, als Sinderam mit einem Freund namens Walker auf Handelsreise war, wurde ihre *Ulendo* (Karawane) von Einheimischen angegriffen, die einige ihrer Träger töteten. Ich habe erlebt, wie Leute schlecht über ihn redeten, und habe ihnen sofort erzählt, wie er mich behandelt hat, was unangenehme Bemerkungen schnell beendete. Ich nehme einen Menschen immer so, wie ich ihn vorfinde, was der beste Weg ist, da niemand auf dieser Welt ohne Feinde ist.

Die B.C.A. Co. organisierte eine kleine Barke, um die Gruppe zum Dorf Katunga zu bringen. Darin gab es eine Kabine, die die beiden Missionarinnen belegten, während Swinnerton und ich auf einem Oberdeck lebten. Ford reiste über Land, da er es eilig hatte, nach Blantyre zu kommen. Am nächsten Morgen stakte die einheimische Besatzung die unhandliche Barke flussaufwärts, und wir erreichten Katunga um 19:00 Uhr am folgenden Tag. Der Agent der B.C.A. Co. hieß Hastings und organisierte für den nächsten Morgen *Machillas* für uns. Ich bemerkte, dass ihm Finger an der rechten Hand fehlten. Er erzählte mir, dass er Cordit-Pulver in Schwarzpulver-Hülsen geladen und aus seinem Expressgewehr abgefeuert hatte, das nicht für Nitropulver ausgelegt war. Das Gewehr explodierte. Es ist erstaunlich, wie unvorsichtig manche Leute mit Schusswaffen sind!

Am nächsten Morgen brachen wir auf und erreichten Blantyre um 18:00 Uhr. Ich war froh, aus den *Machillas* herauszukommen, da sie einen ordentlich durchschütteln. In den folgenden Jahren legte ich fast alle Strecken zu Fuß zurück, was mir besser zusagte. Ich ging zum Keiller's Hotel in Blantyre und hörte dort von einer freien Stelle im „Camp" in Zomba. Ich reiste hin und erhielt den Posten von Captain C. H. Stigand, nachdem ich ihm eine Nachricht von Major Pearce übergeben hatte, der damals amtierender Kommissar für Njassaland war, da der Kommissar, Sir Alfred Sharpe, auf Heimaturlaub war. In Blantyre hatte mir Richter Nunan geholfen, indem er in meinem Namen nach Zomba schrieb. Mehrere Leute, die ich in Blantyre getroffen hatte, darunter Sinderam, boten mir an, bei ihnen zu wohnen, falls ich feststecken sollte; das Land schien voller guter Kerle zu sein.

Im Camp traf ich die Offiziere der 1. King's African Rifles (K.A.R.), und es wurde vereinbart, dass ich ein gutes Backsteinhaus zum Wohnen bekäme. Meine Arbeit bestand darin, dem Quartiermeister im Büro zu helfen. Obwohl ich kein Freund von Schreibarbeit war, hatte ich Glück, überhaupt einen Anfang gefunden zu haben, da Stellen nicht allzu zahlreich waren.

Als ich in Zomba ankam, ging ich zum Haus des Agenten der B.C.A. Co., einem netten Kerl namens Renny. Da das Datum der 7. Juni war und ich erst am 9. im Camp anfangen musste, erlebte ich direkt etwas Aufregung: Am 8. Juni berichtete ein Einheimischer Renny, ein Löwe habe etwa acht Meilen von der Siedlung entfernt eine Frau getötet. Renny wollte gerne gehen, war aber zu beschäftigt, und fragte mich, ob ich die Sache allein übernehmen wolle.

Einen Tag nach der Ankunft in Zomba die Chance auf einen Löwen zu haben, war mehr, als ich je erhofft hatte. In der Hitze marschierte ich zum Dorf, während der Einheimische vor mir herlief und mein Gewehr trug. Ich war für eine solche Aufgabe nicht passend gekleidet und wurde förmlich gebacken. Die bequeme Ausrüstung für Wanderungen in Njassaland besteht aus Khakihemd, Khaki-Shorts, nackten Beinen und Stiefeln oder Schuhen.

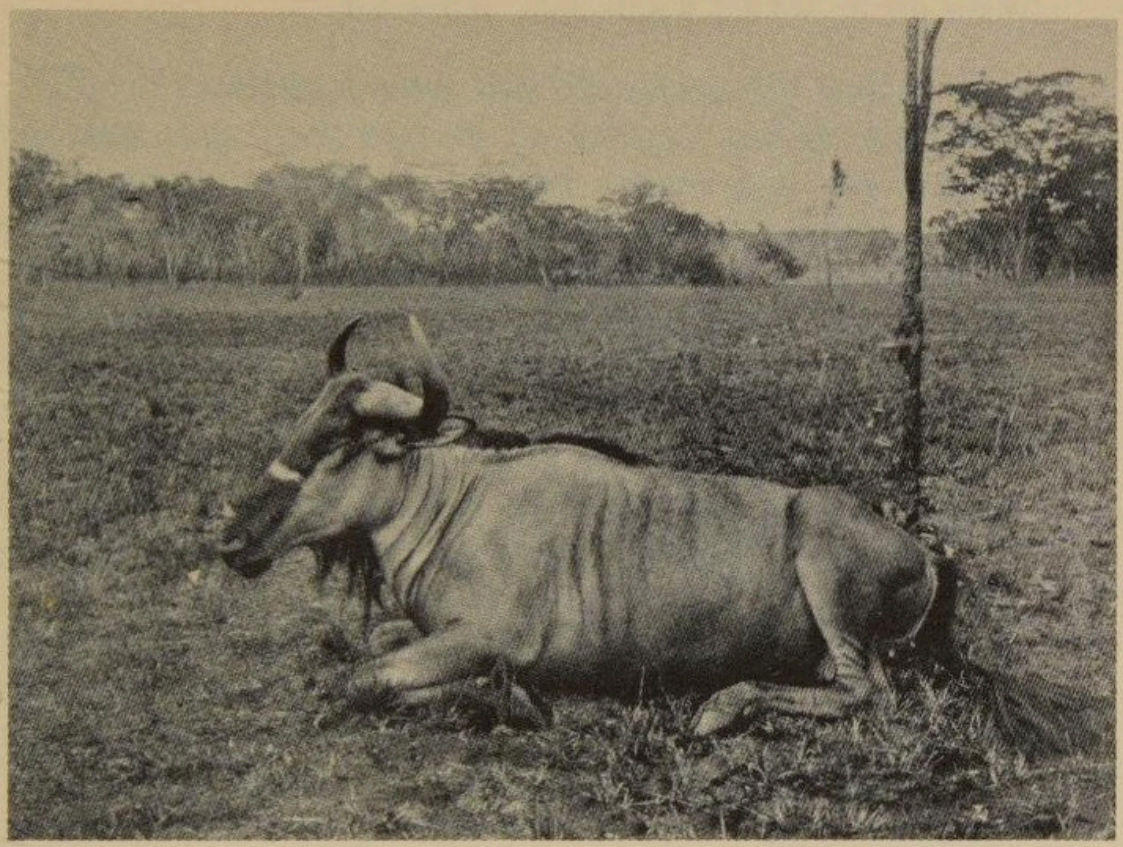
Schließlich erreichten wir das Dorf, in dem die Tragödie stattgefunden hatte. Der Häuptling führte mich zu einer Grashütte und zeigte auf eine Leiche, die auf dem Lehmboden lag. Es herrschte ein furchtbarer Gestank, da der Löwe einen großen Teil der Frau gefressen hatte und der ganze Ort nach Blut roch. Es hieß, der Ehemann der Frau sei in der Hütte gewesen, als der Löwe durch die Wand brach, und er sei sofort durch die gegenüberliegende Seite geflüchtet und habe seine Gattin dem Eindringling überlassen. Ich muss erklären, dass die Hütte ein provisorisches Bauwerk war und keine fest gebaute Hütte aus tief im Boden versenkten Pfählen. Sie bestand lediglich aus kleinen Pfählen im Abstand von einigen Fuß, deren Zwischenräume mit Gras gefüllt waren. Einheimische bauen oft solche instabilen Behausungen, bis sie eine feste Hütte errichten können. Dennoch brechen Löwen manchmal auch in sehr stabil gebaute Hütten ein, wie ich später auf meinen Reisen sehen sollte.

Die Einheimischen versammelten sich bald, einige mit Speeren, einige mit Pfeil und Bogen. Wir trieben durch das hohe Gras, das noch grün war, da es für die jährlichen Grasbrände noch nicht trocken genug war. Einmal störten wir den Löwen auf; er knurrte leise, aber wir sahen nur das Wogen der Grasspitzen. Dann kamen wir zu einem großen Dornbusch, an dem etwas von seiner Mähne und Fleischfetzen der Frau hingen. Ein alter Mann auf einem Ameisenhügel rief aufgeregt etwas – er hatte den Löwen kurz gesehen. Ich rannte hinauf, sah aber nur noch das Gras in etwa 70 Yards (ca. 64 m) Entfernung wogen. Ich war damals unerfahren und hätte eine Treibjagd veranstalten sollen. Ich dachte daran, konnte den Leuten aber nicht begreiflich machen, was ich wollte.

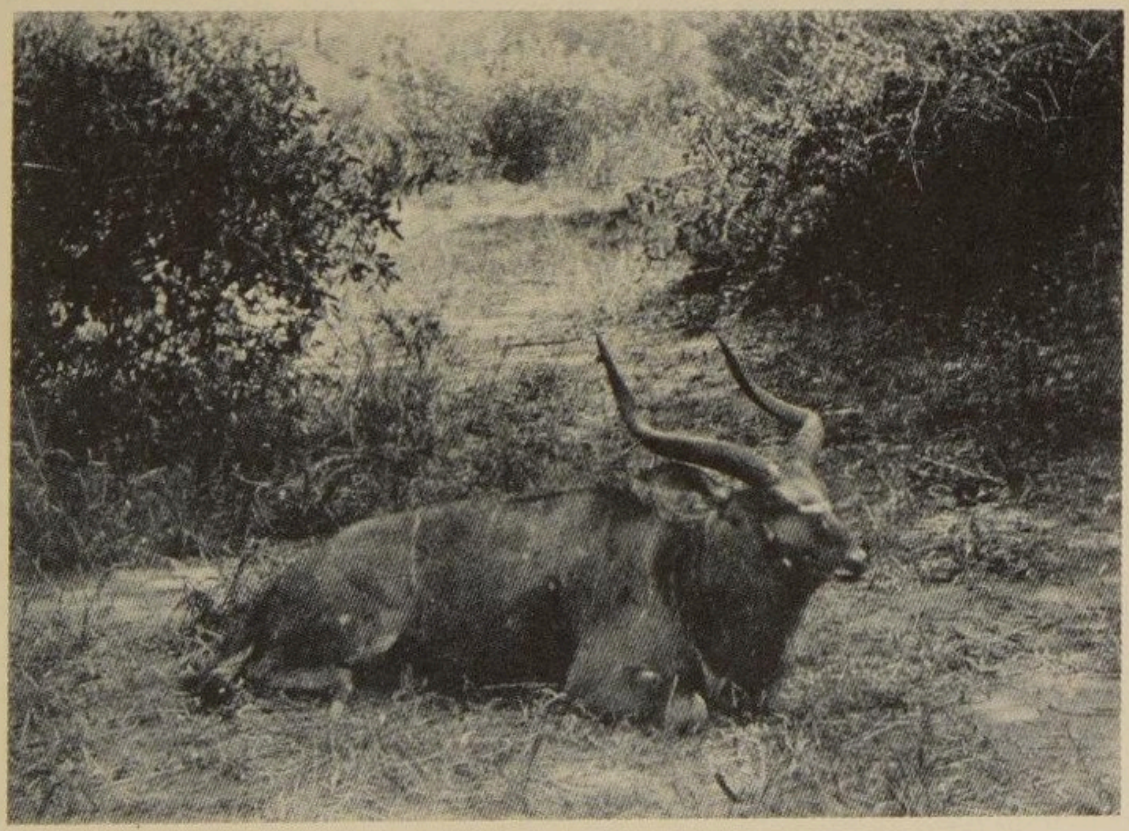
Da ich zurück nach Zomba musste und sah, dass es aussichtslos war, kehrte ich ins Dorf zurück. Der alte Häuptling brachte eine Matte aus seiner Hütte und bat mich, mich zu setzen. Dann brachte seine Frau einen großen Topf einheimisches Bier und eine Schüssel mit gerösteten Heuschrecken. Sie verbeugte sich tief, indem sie auf die Knie ging. Das war höflich; ich habe festgestellt, dass Einheimische meist sehr zuvorkommend sind, besonders der ursprünglichere Typ, der noch nicht von der Zivilisation verdorben wurde. Ich löschte meinen Durst mit dem Bier, aber obwohl ich eine Heuschrecke probierte, konnte ich sie nicht hinunterschlucken und musste sie in mein Taschentuch befördern, während ich vorgab, mir die Nase zu putzen.

Dann machten mein Führer und ich uns auf den Rückweg nach Zomba, das wir kurz nach Dunkelheit erreichten. Am nächsten Morgen erzählte ich Stigand im Camp von meinen Erlebnissen. Er zeigte mir kurz meine Aufgaben und brach dann mit Olivier (einem K.A.R.-Offizier) zum Dorf auf, da sie dachten, der Löwe würde zum Riss zurückkehren. Als er am nächsten Morgen wiederkam, erzählte er mir, dass die Einheimischen die Leiche und die Hütte am Vorabend verbrannt hatten, weil der Geruch unerträglich wurde. Stigand und Olivier saßen dennoch in einer Hütte an und hörten den

Löwen im Gras schleichen, aber das Feuer hatte ihn verschreckt, sodass er sich nicht auf offenes Gelände wagte. Als ich ihm sagte, dass ich auch ans Ansitzen gedacht hatte, meinte er: „Oh, du hättest mir eine Nachricht schicken sollen, dann wäre ich rausgekommen und hätte mit dir angesessen." Ich bedauerte das sehr, denn der Löwe wäre fast sicher zurückgekehrt. Es ist möglich, dass ich diesen Löwen später schoss.



NYASALAND GNU.
This variety of the blue wildebeest is distinguished by the white chevron on face.
Photograph by George Garden.



NYALA (male).
Photograph by George Garden.

62]

Die Offiziere der 1. K.A.R. waren ein sehr angenehmer Schlag Menschen und deutlich sportlicher als manche zivilen Beamten in Zomba. Sie alle liebten die Jagd. Die einheimischen Soldaten gehörten meist zum Stamm der Yao (Ajawa). Damals gab es auch ein Bataillon Sikhs in Zomba, aber diese waren weit weniger angenehm im Umgang; sie stritten ständig untereinander und beschwerten sich über alles, weshalb wir die Einheimischen bevorzugten.

Die Njassaland-Truppen schlugen sich in den Kämpfen in Ashanti und Somaliland hervorragend. Mit guter Führung – und sie hatten immer die beste – gingen sie überallhin. Es gab einen Sikh-Kapellmeister, und es war erstaunlich, wie gut die Einheimischen spielten und wie schnell sie Melodien lernten. Auch beim Signalisieren wurden sie oft in kurzer Zeit profizient.

Die Offiziere waren damals Captain Stokes, Captain Markham, Captain Withers sowie die Lieutenants Mostyn, Stigand, Olivier, McLeod, Walker, Wingfield-Digby und Lewis. Captain Stokes war bei meiner Ankunft krank und starb kurz darauf. Er hatte sich im Kampf einen Namen gemacht, weshalb man nach seinem Begräbnis fürchtete, Einheimische könnten seinen Körper ausgraben, um aus seinem Herzen „Medizin“ zu machen. Daher bewachte für einige Wochen jede Nacht ein Posten von *Askari* sein Grab. Manche Stämme, insbesondere die Anguru, essen menschliche Körper, wann immer sie sie bekommen können.

Kurz nach Stokes' Tod gab es eine Versteigerung der Effekten von Offizieren, die in Somaliland gefallen waren. Ich kaufte ein doppelläufiges .577-Expressgewehr von Jeffries, verkaufte es aber bald wieder, da ich mein .303-Gewehr bevorzugte. Ich hielt nie viel von Großkalibern; mit kleinen Kalibern schießt man genauer, da es kaum Rückstoß gibt. Zudem kommt der Schwarzpulver-Typ aus der Mode, da der Qualm lästig ist.

Das Leben im Camp war sehr angenehm, da wir oft Wochenenden im Busch verbrachten. Ein beliebter Ort war der Lisanjala-Bach, etwa zwanzig Meilen entfernt, hinter dem Zomba-Massiv. Damals waren Büffel und Elande geschützt, aber man konnte eine behördliche Erlaubnis für ein Tier erhalten. Später wurden beide Arten regulär in die Jagdlizenz aufgenommen, da ihre Zahl zunahm. Manchmal besuchten wir die Kaffeeplantage Namitembo und tranken Tee beim Verwalter namens Henry.

Zu jener Zeit sah ich in der Nähe von Zomba nie Tsetsefliegen, aber später, als ein Kaffeepflanzer namens Hooker etwas Vieh kaufte, begannen sie aufzutauchen und wurden bald so verbreitet, dass alle Rinder starben.

Stigand bekam eine Woche Urlaub und ging in der Nähe von Liwonde und dem Shire-Fluss auf die Jagd; er kehrte mit einem Rekordpaar Kudu-Hörner zurück. Ich mass sie sorgfältig mit ihm aus, und unmittelbar nach dem Schuss waren die Maße: in der Krümmung 63,5 Zoll, in der Geraden 45 Zoll und von Spitze zu Spitze 45 Zoll. Wir freuten uns, dass er eine so feine Trophäe erlangt hatte, denn er arbeitete auf seinen Jagdausflügen immer hart und verdiente den Erfolg.

Da das Camp bei trockenem Wetter ein recht sandiger Ort war, bekamen wir oft den Sandfloh in unsere Füße. Der einheimische Name für diese Plage ist *matakania*, und die Einheimischen leiden mehr als die Weißen darunter, da sie barfuß gehen. Ein einheimischer „Boy“ (Diener) ist gewöhnlich wunderbar geschickt darin, das Ei herauszuholen, das nach ein paar Tagen als dunkler Punkt von der Größe eines kleinen Stecknadelkopfes erscheint. In der Fußsohle ist der Schmerz der Entfernung unbedeutend, und das Einzige, worauf man achten muss, ist, den Punkt oder Sack nicht zu verletzen. Andernfalls eitert es wahrscheinlich und bildet ein Geschwür. Wenn er

jedoch unter einen Zehennagel gelangt, kann es sehr schmerzhaft sein, und in dieser Position wird der Eiersack leichter beschädigt, da er schwieriger richtig zu sehen ist. Das erste Anzeichen seiner Anwesenheit ist ein juckendes Gefühl.

Die Treibameisen sind eine weitere Plage, denn sie beißen hart zu, wenn man zufällig auf eine Spur tritt und sie stört. Ich erinnere mich noch mit Genuss daran, wie Lewis gebissen wurde, als er eines Nachts vor seinem Bungalow auf eine ihrer Spuren geriet. Seine Eskapaden waren außerordentlich!

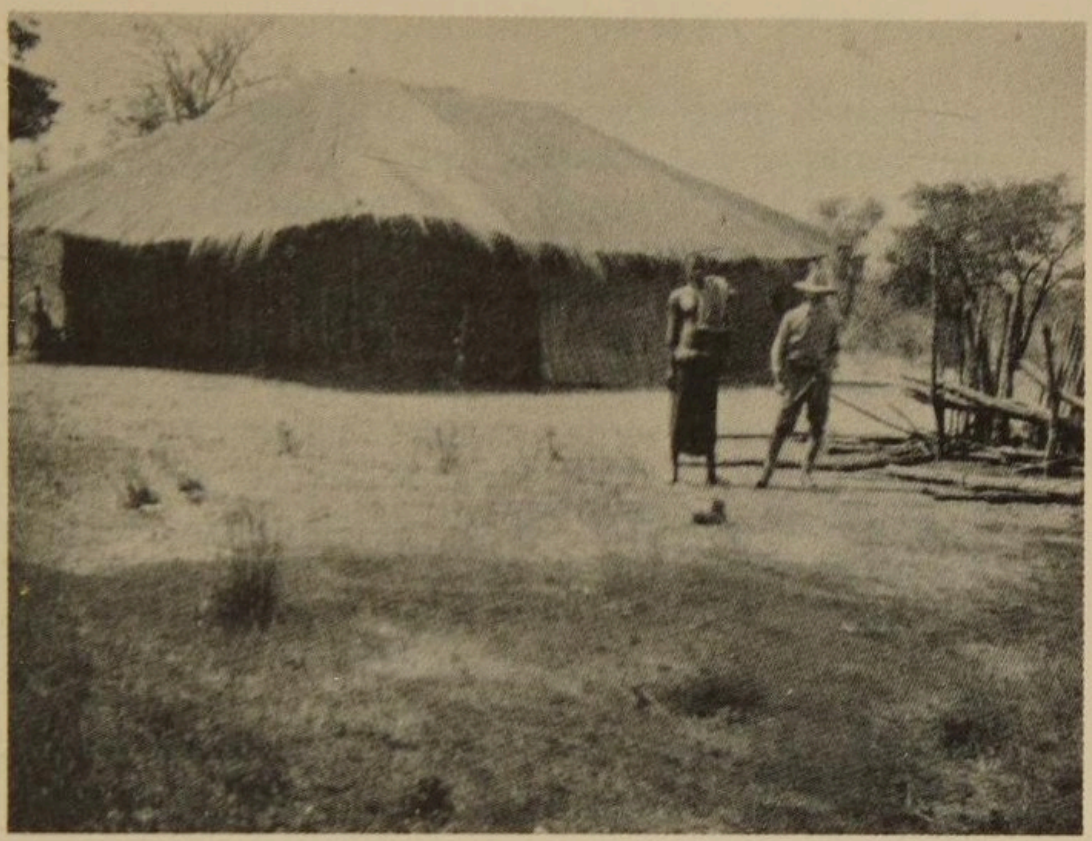
Die meisten Menschen haben von jener drastischen Strafe gelesen oder gehört, die von Häuptlingen als „Ameisentod" angeordnet wurde, bei der das Opfer überall mit Honig beschmiert (die Ameisen lieben Honig), fest an einen Baum gebunden und zurückgelassen wird, um bei lebendigem Leibe gefressen zu werden. Es muss ein furchtbares Ende für den armen Wicht sein, und ich vermute, dass er (oder sie) es selten verdient hatte, da die alten einheimischen Häuptlinge Menschen oft für sehr geringfügige Dinge aus dem Weg räumten.

Weiße Ameisen (Termiten) sind eine unerträgliche Plage, da sie alle möglichen Dinge zerstören, wie Kleidung, Matten, Stiefel, Gewehrschäfte, Lederkisten und eigentlich fast alles. Alle Kisten sollten aus grünem, verrottungsfestem Segeltuch bestehen, das weiße Ameisen nicht anrühren, zumindest wenn es noch recht neu ist. Vielleicht sind Uniformkoffer aus Stahl noch besser, besonders wenn sie mit wasserdichten Deckeln ausgestattet sind. Wenn ein Lager in der Nähe eines einheimischen Dorfes errichtet wird, sind Ratten oft eine große Plage und sogar noch zerstörerischer als weiße Ameisen, da sie an allem nagen – ich habe alle möglichen Gegenstände durch sie ruiniert bekommen. Dennoch sind sie sauberere Tiere als die Ratten, die man in den Städten daheim findet, da es keine Abwasserkanäle und dergleichen gibt, in denen sie leben könnten.

Eine Zeit lang lebte ich bei Wingfield-Digby, während das Dach meines Bungalows repariert wurde. Er amüsierte mich sehr, wenn er einen Salat zubereitete, ein Gericht, das er sehr liebte, da er einen kuriosen Reim zu trällern pflegte, der die Zutaten bezeichnete, während er sie schnitt, um sie in die Schüssel zu geben.

Am 30. Juli erzählte mir ein Einheimischer, dass ein Löwe drei Männer in einem Dorf getötet habe, in dessen Nähe wir manchmal zu jagen pflegten. Vielleicht war der Löwe, der die Frau getötet hatte, die ich sah, in die Angelegenheit verwickelt?

Stigand und ich gingen in ein Dorf, in dem ein Löwe vier Ziegen in einem Kraal getötet hatte, und besorgten eine weitere Ziege, um sie als Köder anzubinden. Wir wechselten uns mit der Wache auf der Veranda einer Hütte ab, die wir mit Schilf abgezäunt hatten, aber es geschah nichts, außer dass zwei Gruppen eifriger Sportsmänner aus Zomba eintrafen, die erste bestehend aus Turnbull und Barrett, und die andere Beeching, der Collector von Zomba, mit seinem Assistenten Manning. Als die beiden Gruppen feststellten, dass wir vor ihnen da waren, zogen sie zu anderen Dörfern weiter. Dies zeigt den Eifer der Europäer im Lande, einen Schuss auf einen Löwen zu bekommen.



THE PLACE STIGAND AND I SAT UP FOR A LION.
See broken goat-kraal on right.

A BUSHBUCK RAM.
Photograph by Mr. Maw.

66]

Als ich mit Digby auf einem Jagdausflug war, erlegte ich einen Wasserbock, einen Buschbock und einen Oribi. Als der Oribi getroffen wurde, sprang er gut 5 Fuß senkrecht in die Luft, ein seltsamer Anblick. Der Wasserbock gelangte, nachdem ich ihn verwundet hatte, in langes Gras, und während ich seiner Fährte folgte, trat ich fast auf ihn. Er sprang auf seine Hinterbeine, wobei er mich fast mit seinen Vorderfüßen im Gesicht traf, und ich schoss ihm in die Brust und gab ihm den Fangschuss. Natürlich war seine Reaktion lediglich auf Angst zurückzuführen und nicht auf einen Versuch, Schaden zuzufügen, obwohl er dazu vollkommen berechtigt gewesen wäre. Ich war froh, dass es keine Rappenantilope war, die in der gleichen Situation wahrscheinlich ihre Hörner benutzt hätte. Bei einer späteren Gelegenheit, in einem anderen Teil des Landes, ging eine verwundete Rappenantilope unter denselben Bedingungen auf mich los, aber sie war etwas weiter entfernt, als ich auf sie stieß.

Temperaturwechsel rufen oft Fieber hervor, und wenn ein Fieberpatient an einen kälteren Ort geht, um sich zu erholen, verstärkt das oft nur das Leiden, anstatt es zu heilen.

Als ich eines Tages mit Manning (dem stellvertretenden Collector von Zomba) vom Berg herunterkam, spießte ich mir den Fuß schlimm auf, indem ich auf einen großen Dorn trat, während ich Schuhe mit Hanfsohlen trug. Als ich den Schmerz fühlte, setzte ich mich hin und zog meinen Schuh schnell aus, wodurch die Hälfte des Dorns in meinem Fuß abhach. Es dauerte einige Zeit, die Spitze herauszugraben, was mich für eine Woche oder länger lahmlegte.

BUNGALOW ON LAUDERDALE ESTATE.
Mlanje Range behind.
(Photograph by George Garden.)
68]

Manning wurde unglücklicherweise bei den Kämpfen zwischen Briten und Deutschen bei Karonga im Jahre 1914 getötet. Ich hörte, dass er einem der Feinde helfen wollte, nachdem der Kampf vorbei war, und von dem verwundeten Mann erschossen wurde – ein heimtückischer Mord. Er war einer der besten der jüngeren Beamten im Land, sehr passioniert bei der Jagd und bei Europäern wie Einheimischen im Lande sehr beliebt. Es ist seltsam, wie viele der Besten als Erste gehen müssen!

Wir hörten im Camp, dass einer der menschenfressenden Löwen von Einheimischen mit Speeren ein paar Meilen von Zomba entfernt getötet worden war. Sie sind mutige Kerle, einen Löwen mit solch schwachen Waffen anzugreifen.

Am 29. August, während einer unserer regelmäßigen Kurztrips, verwundete ich einen Warzenschweineber, der etwas Seltsames tat: Ein zweiter Schuss, während er davonrannte, ließ ihn einen kompletten Purzelbaum schlagen, genau wie ein geschossenes Kaninchen.

Während wir mit Mostyn und Digby auf dem Zomba-Berg waren, kamen wir an einen wunderbaren Abgrund mit einem direkten Abfall von gut 1.500 Fuß, zumindest sah es nach so viel aus. Es war die Art von Ort, bei dem einem schwindlig wird, wenn man hinunterschaut. Es gibt einen ähnlichen Abgrund in den Mlanje-Bergen. Einheimische sind dort in der Dunkelheit hinuntergestürzt, da der Pfad dicht an der Stelle vorbeiführt.

Ein amüsanter Vorfall ereignete sich in einer dunklen Nacht, als eine Hyäne in mein Kochhaus gelangte und eine Speckseite im Gewicht von 4 Pfund entwendete. Wir fanden sie im Compound zerkaut vor; sie war dem Räuber offensichtlich zu salzig, oder er dachte vielleicht, das Salz sei Gift.

Ein Bienenschwarm ließ sich um diese Zeit in einem der gemauerten Schornsteine meines Hauses nieder, also räucherte ich sie aus, was dazu führte, dass sie den Schornstein hinunterfielen. Die benommenen Dinger krochen überall herum, und als ich in jener Nacht im Bett lag, erhielt ich drei Stiche. Sie nahmen ihre Rache, denn als sie erneut geräuchert wurden, griffen sie meine Hühner an und stachen einige von ihnen so schlimm, dass der Koch sie hinterher schlachten musste. Da war eine Henne mit Küken, die angefallen wurde; der arme Vogel bekam Kopf und Nacken voller Bienen, während sie versuchte, ihre Brut unter ihre Flügel zu bekommen. Meine drei „Boys“ rannten zur Sicherheit in den Bungalow, und durch die glasierte Tür beobachteten wir, wie die Hennen angegriffen wurden. Ich ergriff ein Handtuch, das ich heftig schwenkte, rannte hinaus und packte die Henne, die ich hineinbrachte, wobei ich gleichzeitig viele wütende Bienen mitbrachte, die sofort auf die „Boys“ und mich losgingen, wobei wir alle gestochen wurden.

Bienen sind manchmal sehr kampflustig, und ich vermute, dass die Nachricht von einer zur anderen weitergegeben wird, denn es ist wunderbar, wie sie zusammen agieren. Dies war ein großer Schwarm, und es müssen Tausende von Bienen darin gewesen sein, denn das Geräusch ihres Summens war sehr laut und bedrohlich. Es war ein gewohnter Anblick, Schwärme über sich hinwegziehen zu sehen, und man hörte sie noch einige Zeit, bevor sie in Sicht kamen und lange nachdem sie verschwunden waren.

Ich verlor bei dieser Gelegenheit sechzehn Hühner, aber zu jener Zeit kosteten Hühner 3 Pence pro Stück oder einen Yard Kaliko, so dass es kein großer finanzieller Verlust war, obwohl mir die Hühner leid taten, besonders die aufopferungsvolle alte Henne.

Zu bestimmten Zeiten des Jahres wechseln Bienenschwärme den Standort, und ich denke, ihre Bewegungen werden weitgehend durch die jährlichen Grasbrände verursacht, die von August bis Oktober auftreten, oder sogar noch später, wenn das Gras nicht schnell austrocknet. Auch Heuschrecken kommen in dichten Wolken daher und lassen sich überall nieder, woraufhin die Einheimischen sie sammeln, um sie zu essen. Eine weitere Lieblingsdelikatesse der Einheimischen sind verschiedene Arten großer Raupen; ebenso weiße Ameisen, wenn sie im Flugstadium sind. All diese werden vor dem Essen geröstet.

Um diese Zeit trafen Captain J. Brander-Dunbar und Captain Withers ein, ersterer für einen Jagdausflug, letzterer, um das vorübergehende Kommando über die 1. K.A. Rifles

zu übernehmen. Stigand ging bald nach Fort Manning im zentralen Angoniland, wo er hoffte, einige Elefanten zu bekommen.

BUNGALOW ON LAUDERDALE ESTATE.
Mlanje Range behind.
(Photograph by George Garden.)
68]

Da den Truppen zu den Feierlichkeiten zum Geburtstag des Königs ein Essen gegeben werden sollte, gab mir Major Pearce die Erlaubnis, zwei Kuhantilopen zu schießen (über die Anzahl auf meiner Lizenz hinaus), also ging ich zum Dorf Kumicundi, wo ich hoffte, einige dieser Tiere zu finden. Es gelang mir nur, eine Kuhantilope zu bekommen, aber ich erlegte einen Buschbock anstelle der anderen, was zusammen mit dem Ochsen, der bereits geliefert worden war, die Einheimischen glücklich machte.

Kapitel III: Tage der Großwildjagd

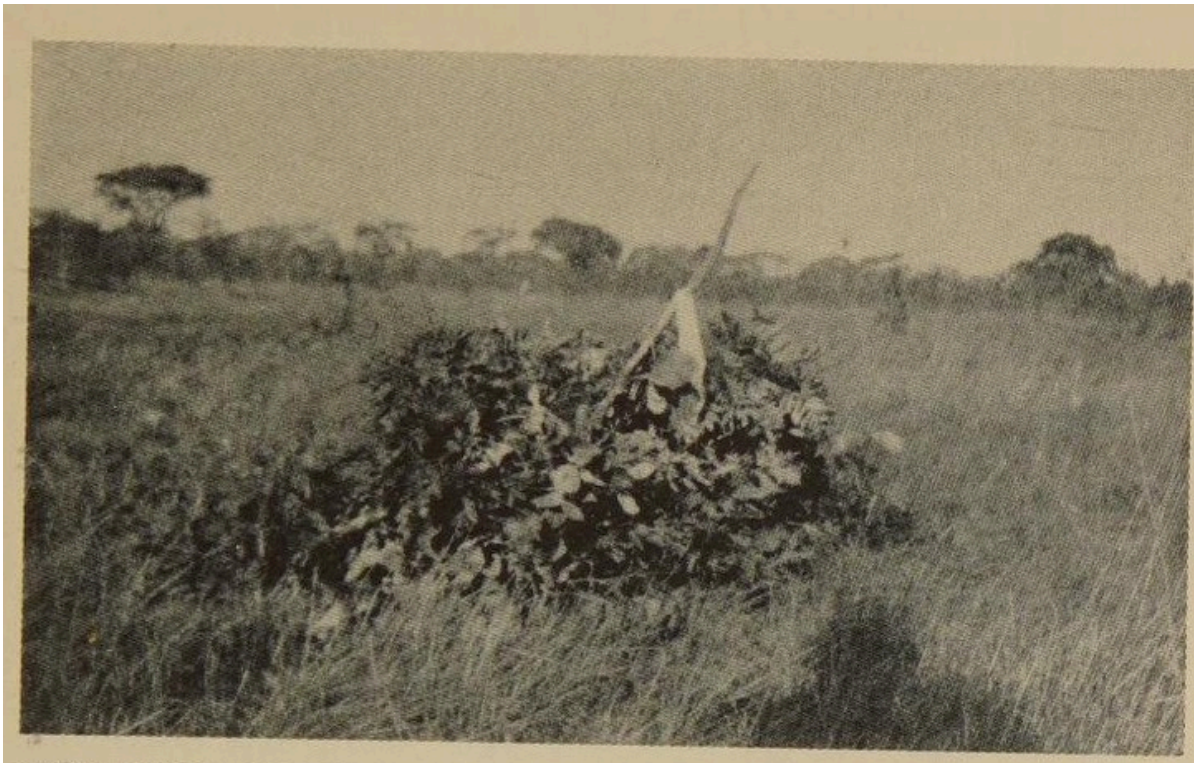
Gegen Ende November begannen die Regenfälle einzusetzen, gewöhnlich begleitet von heftigen Gewittern und starken Winden. Während eines dieser Stürme wurde das Dach des Gewehrlagers in der *Boma* glatt weggehoben, und wir mussten alle ausrücken, um die Gewehre und andere Sachen an einen trockenen und sicheren Ort zu bringen. Der Regen goss herab, bis der Boden so wassergesättigt war, dass er nichts mehr aufnehmen konnte; so sammelte er sich in Pfützen und verwandelte das Land in einen See, bis er, als der Regen aufgehört hatte, allmählich in die Erde sickerte.

Diesen tropischen Gewittern geht manchmal schwerer Hagel voraus, obwohl ich ihn in Afrika nie so groß gesehen habe wie in Indien, wo wir ihn so groß wie Walnüsse erlebten, was, da es auftrat, wenn die Teebüsche gerade austrieben, den Pflanzern oft große Verluste zufügte. Hagel, selbst in der Größe von Erbsen, kann großen Schaden anrichten, aber wenn er so groß wie Walnüsse ist, wird er gefährlich, wenn er von starkem Wind getragen wird. Ich erinnere mich an einen alten Mann in Indien, der durch einen plötzlichen Hagelsturm getötet wurde, der ihn im Freien überraschte.

Vögel werden oft zu Tausenden getötet, und einmal in Ekaruni, als die Schnepfen da waren, fand ich einige tot vor und schickte danach einige Jugendliche mit Körben aus, die große Mengen sammelten, welche ich unter meinen Freunden verteilte.

Ich habe gehört, dass großer Hagel durch Wellblech getrieben wurde, habe es aber selbst nie gesehen, obwohl ich gesehen habe, wie solches Material durch Hagel verbeult wurde.

Wenn man im Freien überrascht wird, ist es ratsam, schnell Deckung zu suchen, wie ich weiß, denn ich wäre beinahe betäubt worden, bevor ich eine Brücke erreichte, als ich zwischen Cossipore und seinem Außen-Garten von Felixstowe in Cachar unterwegs war. Mein Gesicht schmerzte danach einige Tage lang aufgrund der Hammerschläge, die es in weniger als drei Minuten abbekam, während ich Schutz suchte.



GAME ANIMAL COVERED WITH BRANCHES AS A PROTECTION AGAINST NIGHT PROWLERS.

MY THATCHED HOUSE ON KAPUNDI STREAM, NORTH-EASTERN RHODESIA.

[o]

Es hat etwas sehr Faszinierendes, einen wirklich schweren Sturm mitzuerleben und die unerbittliche Kraft einer zyklonalen Gale zu sehen, die Bäume samt Wurzeln ausreißt und Gebäude wie einheimische Hütten zertrümmert, als wären sie aus Pappe gebaut. Es ist zuweilen völlig unmöglich, gegen einen solchen Wind anzukommen, und alles, was man tun kann, ist, Schutz zu suchen oder sich hinzulegen und zu warten, bis er sich ausgetobt hat. Glücklicherweise sind tropische Stürme, zumindest die schweren, schnell vorüber, aber sie können in kurzer Zeit erstaunlich viel Schaden anrichten. In der Regenzeit, von Dezember bis April, wird die Feuchtigkeit mühsam, und das lange Gras im ganzen Land wächst sehr hoch und dicht, und die laubabwerfenden Bäume, die in der Trockenzeit grau und düster aussehen, legen ihre grünen Gewänder an.

Obwohl es feucht ist, scheint oft die Sonne und macht alles feuchtwarm und dampfig, genau wie in einem Treibhaus in der Heimat; die weißen Ameisen und andere Insekten schlüpfen aus und kommen nachts in Scharen zu den Lampen. All dies ist ein großer Kontrast zu der bitteren, feuchten Kälte, die man in den langen Wintern in der Heimat erlebt, wenn die Tage kurz sind und alles trostlos und deprimierend ist. Britannien hat für sechs Monate im Jahr das abscheulichste Klima der Welt, und Leute, die aus Kanada kommen, sagen, es sei dort viel ungemütlicher als die trockenere Kälte in jener Region.

Während der Monate der Trockenzeit, etwa von Mai bis November, sind die Tage sehr heiß, besonders in den drei Monaten September, Oktober und November, obwohl letzterer Monat oft durch die frühen Regenstürme abgekühlt wird. Ein Feuer ist am frühen Morgen und Abend oft eine Wohltat, ebenso wie ein dicker Mantel. Das Klima variiert leicht je nach Höhenlage im Land, und natürlich ist es umso kühler, je höher man kommt.

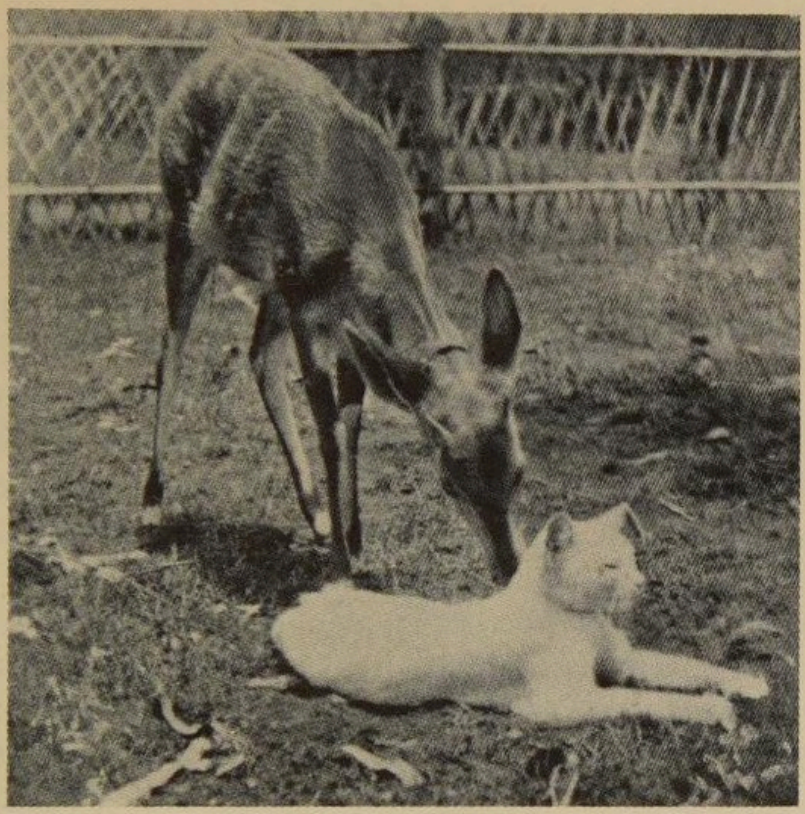
Am 27. November brach ich zu einer Jagd am Shire-Fluss auf und besuchte einen Freund namens Barnshaw bei Gwaza's. Vom Pfad aus schoss ich einen schönen Buschbockbock mit einem guten Paar Hörnern von 14,5 Zoll Länge. Barnshaw bat mich, die Nacht über zu bleiben, und nach dem Abendessen bemerkte ich einen sehr schönen Buschbockschädel samt Hörnern; er erzählte mir, dieser sei nahe dem Shire-Fluss gefunden worden. Beim sorgfältigen Ausmessen des Kopfes kam ich auf 19,25 Zoll in der Krümmung. Barnshaw verkaufte diesen Kopf später an Rowland Ward, den bekannten Tierpräparator in London, und er gelangte schließlich in das Museum von Hon. Walter Rothschild in Tring.

Am nächsten Morgen überquerte ich den Shire und schoss einen Impalabock, eine Art, die ich bisher noch nicht hatte erlegen können. Ich sah auch einen Kasania (Sharpe-Greisbock), aber er war weg, bevor ich eine Chance auf ihn bekam. Diese kleinen Tiere sind sehr flink, und wie die meisten anderen kleinen Antilopen, etwa Ducker und Oribi, bleiben sie selten stehen, um zurückzublicken, wenn sie einmal davongelaufen sind.

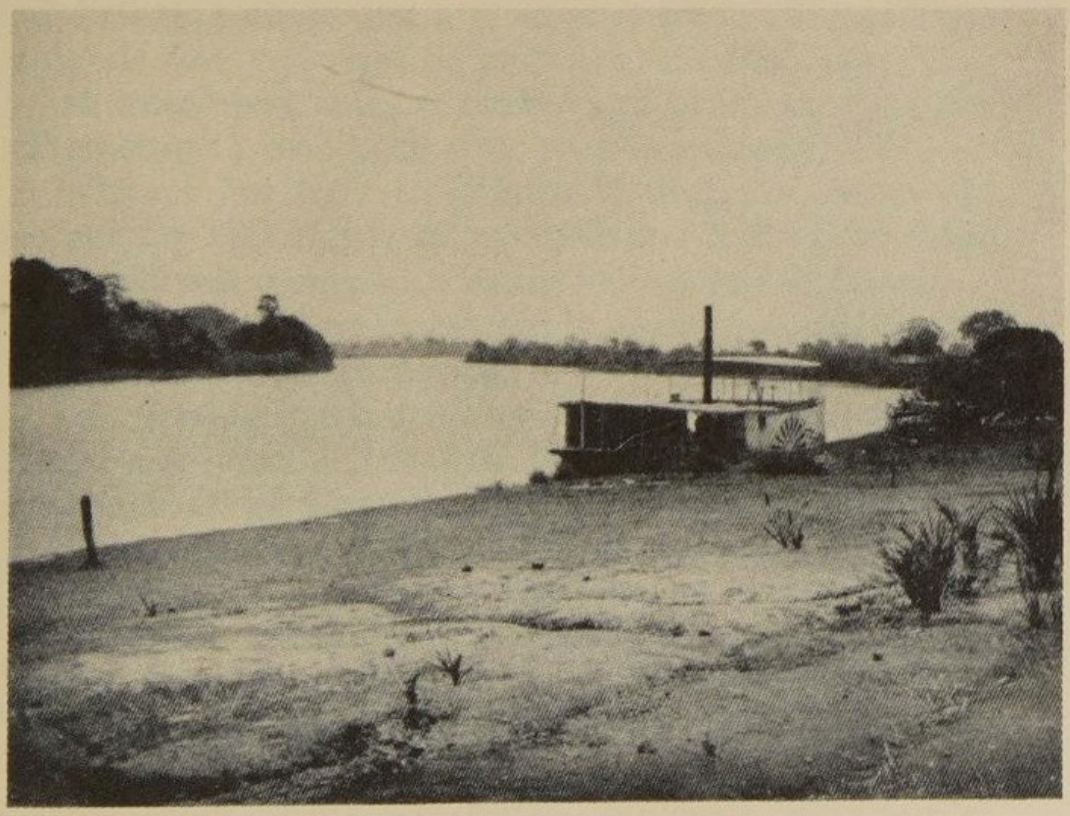
Als ich nach Zomba zurückkehrte, dauerte es zwei Wochen, bis meine Füße wieder in Ordnung waren, da ich mir auf meinem Trip wegen eines schlecht sitzenden Paars Stiefel große Blasen gelaufen hatte. Es ist ratsam, bei der Wahl bequemen Schuhwerks für die Arbeit in Afrika vorsichtig zu sein.

Zurück im Camp war das Erste, was ich hörte, dass ein Löwe in einen kleinen Kraal hinter Captain Markhams Haus eingebrochen war und ein Kalb sowie sieben Ziegen getötet hatte; er bat mich daher heraufzukommen und Vorbereitungen zu treffen, um auf den Löwen anzusitzen, da dieser sicher zurückkehren würde. Es gab eine Backsteinhütte, die von seinen einheimischen Dienern bewohnt wurde, kaum zwölf Yards vom Kraal entfernt; also beschlossen wir, zwei Löcher in die Wand zu schlagen und dort unmittelbar nach Sonnenuntergang an jenem Abend (30. November) zu sitzen. Er lud mich zu einem

frühen Abendessen ein, und gerade als die Dunkelheit hereinbrach, gingen wir zur Hütte. Markham hatte sein Feldbett in einer Ecke aufstellen lassen, auf das er sich legte, und ich saß auf einem kleinen Schemel gegenüber meinem Loch in der Wand. Ich hatte zugestimmt, Markham den ersten Schuss zu überlassen, da sich der Vorfall an seinem Haus ereignet hatte.



YOUNG BUSHBUCK RAM WITH CAT.
Photograph by Mr. Maw.



THE SHIRE RIVER, CENTRAL AFRICA.

Ich hatte etwa eine halbe Stunde gewacht, als ich eine Bewegung hörte, und dann erschien der Löwe an der Ecke des Kraals. Ich flüsterte Markham zu, und er begab sich zu seinem Loch, wobei das Bett bei seinen Bewegungen knarrte. Der Löwe stand da und betrachtete

die Tür des Kraals, die blockiert worden war, um ihn daran zu hindern, zu schnell hineinzukommen, und um mehr Zeit für einen Schuss zu bieten. Zuerst stand die Bestie von vorn da, und wir hatten vereinbart, vor dem Schießen auf eine gute Gelegenheit zu warten. Schließlich machte er ein paar Schritte vorwärts und stand genau breitseits da, was einen hervorragenden Schuss bot. Ich flüsterte Markham zu: „Nimm ihn", und er legte sein Gewehr an (ein doppelter, hahnenloser .303 von Henry mit Metford-Zügen) und drückte ab. Es gab ein Klicken, und ich wusste, dass sein Gewehr versagt hatte oder er vergessen hatte, es zu laden. Da es eine Doppelflinte war, brüllte er laut auf, bäumte sich auf seinen Hinterbeinen auf, fiel dann flach auf seine Seite und begann, sich langsam vorwärts zu schleppen. Markham erinnerte sich nun an seinen anderen Lauf und feuerte einen Schuss ab (wir fanden das Einschussloch am nächsten Tag in einem der Türpfosten des Kraals). Dann feuerte ich erneut und traf den Löwen in die Flanke, da sein Rücken nun die am nächsten sichtbare Stelle war. In zehn Minuten trafen die Männer aus den anderen Häusern des Camps ein; sie fragten, wer den Löwen geschossen habe, und Markham sagte, ich sei es gewesen.

Am nächsten Tag wurden beim Häuten des Tieres meine beiden Kugeln in ihm gefunden, welche die Enfield-Züge meiner Waffe zeigten; ich habe sie immer noch in einer Sammlung von Kugeln, die ich aus von mir geschossenem Wild herausgeschnitten habe. Auch den Schädel und das Fell meines ersten Löwen besitze ich noch.

Ich erwähne diesen Vorfall, weil ich teilweise aufgrund dessen beschloss, Zomba zu verlassen und in Njassaland und Nordost-Rhodesien auf Elefantenjagd zu gehen. Natürlich bestand keine Gefahr beim Schießen des Löwen, da wir in Deckung waren und es eine einfache Angelegenheit war. Das Tier war sehr hager, und es war offensichtlich, dass er in letzter Zeit eine schwere Zeit gehabt hatte; er wäre also ein unangenehmer Zeitgenosse gewesen, dem man in einer dunklen Nacht hätte begegnen können. Wir hörten, er habe die drei erwähnten Einheimischen getötet, obwohl es keinen direkten Beweis gibt, dass es dasselbe Tier war.

Mostyn und ich bekamen fünfzehn Tage Urlaub, also beschlossen wir, einen Jagdausflug zum Chiuta-See zu machen, und brachen nach Chikala auf, das nahe dem See liegt.

Am ersten Weihnachtstag schoss ich meinen ersten Kudubullen mit einem passablen Gehörn. Ich saß lange Zeit rauchend da und betrachtete ihn, bevor ich die Einheimischen seinen Kopf abtrennen ließ. Was für eine liebenswerte Kreatur ein männlicher Kudu doch ist, mit seinem bläulich-grauen Fell mit weißen Streifen und den prächtigen Hörnern! In der Bewegung sind sie typisch für das wunderschöne Land, das sie bewohnen. Kudus sind in Njassaland zahlreicher, als manche Leute glauben, da sie oft in hügeliges Gelände gehen und im Vergleich zur Rappenantilope, die in der Regel niedrigeres Land bewohnt, eher zurückgezogene Tiere sind, obwohl ich sie gelegentlich auch in beachtlicher Höhe gefunden habe.

An diesem Tag wurden meine nackten Beine von der abscheulichen Chitaisi-Bohne gestochen, die im ganzen Land verbreitet ist. Die Bohne ist mit Myriaden feiner, haariger Spitzen bedeckt, die bei Reife überallhin geweht werden oder bei einer Berührung abfallen. Diese Haare müssen ein reizendes Gift enthalten, da sie ein feuriges Jucken erzeugen, das ein Paar nackter Beine oder Arme bald so aussehen lässt, als wären sie gekocht worden. In ein paar Stunden lässt der Schmerz nach, aber für eine Weile kann es äußerst unangenehm sein.

Eine fast noch schlimmere Plage ist eine starke Ranke, etwa von der Dicke einer gewöhnlichen Schnur, die im Gras wächst und zur gleichen Farbe verblasst, sodass man sie nicht leicht sieht. Diese Ranke ist mit scharfen Dornen besetzt, die nackte Beine übel

zerkratzen, wenn man versucht, sich an ihnen vorbeizudrängen. Sie sind zu stark, um leicht zu reißen, und es ist am besten, über sie hinwegzusteigen, es sei denn, man trägt Gamaschen oder Wickelgamaschen, mit denen sie ziemlich leicht gebrochen werden können. Ich persönlich kann nichts an meinen Beinen ertragen, wenn ich in Afrika jage, da Wickelgamaschen mein Gehen beeinträchtigen und meine Beine unerträglich heiß machen. In sehr dornigem Gelände benutzte ich manchmal sehr leichte Gamaschen aus dickem Khakistoff, aber sie hielten bei der Beanspruchung nie lange, sodass ich meine unbedeckten Schienbeine bevorzugte.

Am folgenden Tag erlegte Mostyn einen Buschbock, und ich schoss zwei Kuhantilopen und zwei Oribis für unsere Begleiter, die im Fleischgenuss schwelgten.

Am 26. erreichten wir den Nafisi-Hügel, in dessen Nähe Brander-Dunbar eine Löwin geschossen hatte. Die Gegend hier sieht sehr wild aus, und Wild der gewöhnlicheren Arten ist reichlich vorhanden. Am nächsten Tag erreichten wir nach einem heißen Marsch den Chiuta-See und sahen viele Kuhantilopen, Riedböcke und Oribis nahe dem Pfad. Ich beabsichtige nicht, jeden Tag dieser Reise zu erwähnen; denn obwohl sie für den Waidmann interessant war, wird sie für den Leser monoton.

Wir überquerten den See, der zu dieser Jahreszeit kaum ein See ist, da es nur an einem Ende ein wenig Wasser gibt. Das meiste davon ist Schlamm und Sumpf und die Heimat von Myriaden von Moskitos. Da ich vergessen hatte, mein Netz mitzunehmen, wurde ich jede Nacht schlimm gestochen. Der Mundi-Hügel ist sichtbar sowie die Hügel um Mangoche, wo es ein Fort gibt, das mit den K.A. Rifles besetzt ist.

Beim Durchqueren der schilfigen Sümpfe fanden wir uns auf portugiesischem Territorium wieder und liefen Gefahr, befragt zu werden, falls man uns dort beim Jagen fände. Da die portugiesischen Beamten sich nicht viel aus Sport machen, war es unwahrscheinlich, dass wir behelligt würden.

Am 5. Januar 1904 hatte ich einen der härtesten Märsche meines Lebens, denn ich verließ das Zelt im Morgengrauen und ging stetig bis Sonnenuntergang, wobei ich den ganzen Tag nur ein einziges Mal für etwa zehn Minuten rastete. Zuerst schoss ich eine Kuhantilope und fand dann die frische Fährte einer Herde Büffel, der ich und meine Männer fünf Stunden lang folgten, die meiste Zeit durch sumpfiges Gelände. Dann fanden wir die Fußabdrücke einiger Einheimischer vor uns, da sie die Fährte aus einer anderen Richtung gekreuzt hatten. Diese Männer jagten wahrscheinlich für die Portugiesen. Danach kehrten wir zum Lager um, und während wir am Rand des Sumpfes entlanggingen, schreckten wir einen Löwen auf, der in einer Senke lag, in der etwa 4 Fuß hohes Gras stand. Ich war etwa fünfzehn Schritte vor meinen Männern an der Senke vorbeigegangen und hielt mich außerhalb des Grases. Sie kamen hinter mir her, sprachen laut, gingen durch das Gras und schreckten den Löwen auf, der auf mich zulief. Mein Gewehr war in den Händen eines der Männer hinter mir, sonst hätte ich einen hervorragenden Schuss auf ihn bekommen, als er im niedrigen Gras kauerte. Es wäre das Einfachste gewesen, ihm das Gehirn wegzupusten, wenn ich bewaffnet gewesen wäre. Das Ärgerliche an diesem Vorfall war, dass ich mein Gewehr erst fünf Minuten zuvor meinem Gewehrträger übergeben hatte, nachdem ich es seit dem Verlassen des Zeltes selbst getragen hatte.

Während der Löwe dalag und mich beobachtete, streckte ich die Hand nach dem Gewehr aus, und der Gewehrträger lief sehr tapfer mit der Waffe um den Löwen herum. Der Löwe sah die Bewegung, sprang auf und stürzte in ein dichtes Gebüsch zur Linken. Bis ich das Gewehr in der Hand hatte und die Sicherung gelöst war, war der Löwe bereits in etwa sechzig Yards Entfernung kräftig unterwegs, wo er hinter einem Busch stehen blieb;

alles, was zu sehen war, war sein Kopf. Ich bewegte mich herum, um seine Schulter zu sehen, da war er schon wieder weg; also feuerte ich hastig und verfehlte ihn glatt. Die Kugel passierte, wie ich glaube, vor seiner Nase, als er schnell auswich und bald im dichten Busch außer Sicht war.

Ich war maßlos enttäuscht, und das Schlimmste war, dass meine Schwierigkeiten noch nicht vorbei waren, da bald darauf eines der schlimmsten Gewitter losbrach, das ich je gesehen habe. Wir hatten die Mitte des Sumpfes erreicht, mit Wasser und Schlamm bis zu den Knien, als der bleierne Himmel mit den lebhaftesten Blitzen zu lodern begann, die ich je gesehen hatte. Blitz folgte auf Blitz, bis das Unwetter allmählich direkt über uns kroch. Wäre der Boden unter den Füßen trocken gewesen, hätte ich das Gewehr, das ich seit dem Anblick des Löwen behalten hatte, weggelegt, aber es gab nichts als klebrigen Schlamm und Wasser um uns herum, abgesehen von Schilf und Gras; und es wurde durch den peitschenden Regen so kalt, dass es angenehmer war, in Bewegung zu bleiben.

Plötzlich gab es einen blendenden Blitz, und die Wolken schienen sich direkt über unseren Köpfen zu öffnen. Einen Moment lang waren meine Männer und ich völlig benommen, denn er war sehr nah eingeschlagen. Ich hörte mehrere Ausrufe wie „Oogwi! oogwi!“, was ein einheimischer Ausdruck extremer Verblffung ist. Zum zweiten Mal in meinem Leben fühlte ich, ganz nah an einem niedergehenden Blitzschlag, ein Kribbeln wie Nadelstiche in meinem Körper, und meine Haare schmerzten bei Berührung, wenn ich darüber strich.

Die Eingeborenen Afrikas sind schwere Gewitter gewohnt und nehmen sie in der Regel gelassen hin; aber bei dieser Gelegenheit waren die Männer bei mir alle sehr verängstigt und benommen, und es besteht kein Zweifel, dass dies als eine erstklassige Vorführung von Feuerwerk klassifiziert werden konnte. Nachdem es eine Zeit lang über uns gehangen hatte, zog es schließlich weiter, wobei die Zeitspanne zwischen Blitzen und Donnern seine Bewegung anzeigte, und wir waren alle erleichtert, da es eine unangenehme Erfahrung gewesen war.

Während des Sturms, als wir uns langsam vorwärts bewegten, hatte ich mit Interesse beobachtet, wie mehrere Gruppen von Kuhantilopen und Riedböcken mit dem Rücken zum treibenden Wind und Regen standen. Ein Riedbockbock, der sich nicht rührte, obwohl wir in fünfzehn Yards Entfernung an ihm vorbeigingen, zitterte vor Kälte und stand mit gesenktem Kopf zwischen seinen Vorderbeinen. Er erweckte den Eindruck, als bete er darum, dass Stille und Frieden wiederkehren mögen.

Es war 18.30 Uhr, als wir das Lager erreichten, und ich habe vergessen, wie viele Tassen heißen Tee ich hinunterkippte, aber es waren viele. Ich schätze, ich bin an diesem Tag gut fünfunddreißig Meilen marschiert, wobei das Vorankommen stellenweise wegen des Sumpfes und des schweren Grases sehr mühsam war. Es bildete einen feinen Kontrast zu leichteren Tagen, und das Leben ohne Kontraste ist eine fade Angelegenheit.

Am 27. kehrten wir nach Zomba zurück, enttäuscht darüber, dass wir keinen Schuss auf einen Büffel abgeben konnten, was das Hauptziel unserer Reise gewesen war. Wären wir einen Monat früher vor Ort gewesen, hätten wir sicher einige Gelegenheiten gehabt, da das Land, das wir durchquerten, voll von ihren Fährten war. Sie hatten mit dem Einsetzen der Regenfälle das Revier gewechselt – Bedingungen, die dazu führen, dass bestimmte größere Arten wie Elefanten und Büffel abwandern, da Wasser an Stellen reichlich vorhanden wird, die zuvor zundertrocken waren.

Die Grasbrände lassen viel Asche zurück, welche das Wild aufsucht, um sie wegen des darin enthaltenen Salzes zu lecken, und das neue grüne Gras liefert viel frische Nahrung; die Tiere kommen von weit her, um an diesen Stellen zu fressen. Grasbrände richten

enormen Schaden an den jungen Bäumen an, und eine große Menge an tierischem Leben wird zerstört, wie neugeborene Antilopen, Mäuse, Landschildkröten, Insekten und Jungvögel in ihren Nestern. Schlangen werden getötet, obwohl sie erstaunlich schnell darin sind, dem Feuer zu entkommen.

Zusammen mit der rücksichtslosen Entwaldung durch die Einheimischen, wenn sie neue Gärten anlegen, und diesen Grasbränden, die sie hauptsächlich entfachen, um die Mäuse und anderes zerstörtes tierisches Leben zu ergattern, werden die Wälder Zentralafrikas rasch kahlgeschlagen; und ich glaube, die Regierung erlässt nun strenge Gesetze gegen beide Bräuche. Es ist an der Zeit, denn ich glaube, die Entwaldung beeinflusst die Niederschläge des Landes.

Seen wie der Shirwa (manchmal Chilwa geschrieben), Pamalombe und Chiuta trocknen schnell aus und füllen sich mit Sudd und Bewuchs. Auch der Njassasee hält bei weitem nicht mehr so viel Wasser wie früher, mit der Folge, dass der Dampferverkehr auf dem Oberen Shire-Fluss verschwunden ist. Seen in anderen Teilen des Kontinents leiden auf dieselbe Weise, zum Beispiel der Ngami im südwestlichen Afrika.

Wir töteten eines Tages einen tollwütigen Hund im Kantinenlager in der Boma, aber glücklicherweise gelang es ihm nicht, jemanden zu beißen. An einem anderen Tag raste ein Hund mitten durch mein Zimmer; er kam durch die halb geöffnete Glastür an der Rückseite herein und raste, anstatt durch den offenen Teil der Vordertür hinauszugehen, glatt durch eine der großen Scheiben der anderen Hälfte. Ich verfolgte und erschoss ihn, bevor er Schaden anrichten konnte.

In Indien hatte ich eine Anzahl tollwütiger Hunde gesehen, und einmal kam ein Schakal zu einem Bungalow in Sylhet, in dem ich mich aufhielt, und biss zwei Hunde, die einem Pflanzer namens Curry gehörten, und einen von mir, außerdem mehrere Enten und Hühner. Wir verfolgten den Schakal, aber er hatte einen guten Vorsprung und entkam im Dschungel. Nachdem wir darüber gesprochen hatten, beschlossen wir, dass es am besten sei, die Hunde zu töten; also führte ich die drei hinaus, band jeden an einen Baum und erschoss sie.

Ebenso kam in Fort Jameson, Nordost-Rhodesien, ein Freund von mir namens Langshaw zu meinem Haus und sagte, ein kleiner Hund, den er besitze, verhalte sich seltsam, da er Vorhänge und alles, was er erwischen könne, zerfetze; er habe ihn daher im Zimmer eingesperrt. Ich erschoss ihn durch das Fenster des Raumes.

Dies ist in den Tropen immer das Beste, wenn ein Hund sich seltsam verhält; obwohl es nicht ausnahmslos Tollwut bedeuten muss, sind die Folgen so schwerwiegend, dass es töricht wäre, das Risiko einzugehen, denn wenn nicht man selbst, so wird wahrscheinlich jemand anderes das Opfer sein.

In Assam pflegten die Pflanzer periodisch mit Gewehren und Flinten auszuziehen und eine Anzahl der überzähligen Paria-Hunde in den umliegenden Dörfern zu töten, da diese Tiere oft das Mittel zur Verbreitung der Hydrophobie im ganzen Land sind.

Wenn ein Schakal oder Hund Tollwut hat, schäumt er gewöhnlich (wenn auch nicht immer) aus dem Maul, und beim Herumlaufen bekommt er hin und wieder einen Anfall und liegt auf der Straße, wobei er mit den Pfoten kratzt. In Indien sahen wir gelegentlich diese Kratzspuren auf den Gartenwegen, wenn wir die Arbeit inspizierten, und manchmal zeigten Zweige eines niedrigen Busches oder Grasbüschel Anzeichen von Nagen durch die Zähne des leidenden Tieres. Die Impfung, entdeckt von jenem wunderbaren Mann

Pasteur, war zu dieser Zeit noch nicht bekannt, aber bald darauf pflegten jedes Jahr viele Opfer aus Indien nach Paris zu reisen, um sich seiner Behandlung zu unterziehen.

Eine bekannte Geschichte über Hydrophobie ist der Fall des jungen amerikanischen Mädchens, das in den Hotelsalon stürzte und rief: „Ist es nicht herrlich? Ist es nicht herrlich?“ „Was ist herrlich?“, fragten alle. „Oh, Papa wurde von einem tollwütigen Hund gebissen und wir reisen morgen früh nach Paris. Ich sage euch, ist es nicht herrlich?“ Dies ist ein alter Hut, aber alte Hüte sind nicht für jeden alte Hüte, also gebe ich ihn weiter.

Nachdem ich meine Anstellung gekündigt hatte, brach ich am 30. April 1903 nach Fort Manning auf, das nicht weit von Fort Jameson in Nordost-Rhodesien liegt, und kam für ein paar Tage bei Maw unter, einem Assistenten auf einer Kaffeeplantage (Likanjala) wenige Meilen außerhalb von Zomba. Zwei Löwen hatten vor einigen Nächten unweit seines Bungalows ein Buschschwein getötet. Wir hofften, sie würden zurückkommen, aber das taten sie nicht, bevor ich nach Gwaza’s aufbrach.

Ich blieb hier einen Tag länger, ging hinaus und erlegte einen schönen Impalabock mit einem besseren Gehörn als jenem, das ich hier zuvor geschossen hatte. Am nächsten Tag schoss ich, da ich Fleisch für meine Träger benötigte, drei Impala-Männchen, zog dann weiter nach Matope und lagerte nahe dem Matiti-Hügel, keine dreißig Yards vom Fluss (Shire) entfernt. Dort sonnten sich etliche Krokodile auf den Felsen, und ich schoss eines von ihnen, das meine Männer bargen.

Die Murchison-Fälle lagen dicht bei meinem Zelt, und das Geräusch des rauschenden Wassers war angenehm. Der Lärm war ziemlich laut, und es war schwierig, sich den Einheimischen verständlich zu machen, sofern sie nicht ganz nah waren. Da ich hörte, dass Flusspferde nicht weit entfernt seien, machte ich mich auf die Suche nach ihnen. Schließlich sah ich eines und wartete darauf, dass es mir einen günstigen Schuss bot, was es bald tat. Es sank ruhig unter die Oberfläche, und ich wusste, dass ich es getötet hatte, da Sinderam und andere mir erzählt hatten, dass sie nur verwundet sind, wenn sie überhaupt noch im Wasser planschen. Danach ging ich zum Zelt und aß etwas, wobei ich zwei Männer zurückließ, die nach dem Flusspferd Ausschau halten sollten.

Schließlich sah ich einen zum Zelt kommen, der „Wafa“ rief, was „tot“ bedeutet, also ging ich hin, um es mir anzusehen. Nicht weit entfernt befanden sich die drei verbliebenen Flusspferde (es waren ursprünglich vier gewesen); da die Einheimischen mich anflehten, sie alle zu erschießen, tötete ich ein weiteres, obwohl ich nicht behaupten kann, dass es mir ein großes Bedürfnis war. Ich traf das zweite am Hinterkopf; die Kugel krachte ordentlich auf den harten Schädel beim Aufprall. Das erste war etwa in der Mitte des Flusses gestrandet, aber die Einheimischen gingen sofort hinein, schrien laut und platschten im Wasser – vermutlich um die Krokodile zu erschrecken, wenngleich sie beim Anblick von reichlich Fleisch und Fett immer extrem aufgeregt sind.

IMPALA RAM.
82] Shot and photographed by George Garden.

Es gab hier eine wunderschöne Landschaft: riesige, knollige Affenbrotbäume, federleichte Palmen, Pflanzen wie Euphorbien und ein lieblicher Strauch mit roten Blüten waren an beiden Ufern des reißenden Flusses reichlich verstreut. Den Kontrast zu dieser idealistischen Szene bildete die Horde schwarzhäutiger Afrikaner, jeder mit einem großen Messer bewaffnet, die hackten und schrien, während sie große Fleischstücke aus dem aufgeblähten Körper des riesigen Amphibiums schnitten.

Eine Stunde nach dem Schuss stieg das zweite Flusspferd an die Oberfläche, was eine weitere Vorstellung zur Folge hatte, an der sich viele Neuankömmlinge beteiligten, die gehört hatten, dass es „Nyama“ (Fleisch) gab. Sie rannten förmlich zur Schlachtbank, gefolgt von ihren Frauen, welche mit großen Körben für das Fleisch den Abschluss bildeten – meist mit einem wippenden Baby auf dem Rücken, das angesichts der lebhaften Kapriolen seiner Mutter unbequem saß und schrie. Sofern sie nicht gerade von etwas wie einem Büffelbullen gejagt werden, gibt es nichts, was den Afrikaner so sehr stimuliert wie ein billig erworbener Korb voll Fleisch. Sie kommen meilenweit dafür her, und der Zustand des Fleisches ist immer zweitrangig gegenüber der Menge, die zu ergattern ist.

Ich ließ meine Männer die zwei Flusspferdschädel und einige Stücke der Haut zum Zelt bringen; es brauchte vier starke Männer, um jeden an Stangen hängenden Kopf zu tragen. In jener Nacht wurde ich geweckt, als etwas gegen eines der Zeltseile stieß; ich setzte mich auf und entzündete meine Laterne. Zu diesem Zeitpunkt waren die Einheimischen bereits aufgeschreckt und schrien, also ging ich mit meinem Gewehr und der Lampe hinaus. Ich bemerkte, dass einer der Schädel (noch mit Fleisch daran) fehlte. Ganz in der Nähe war eine Schleifspur in der Erde und im Sand; die Einheimischen und ich nahmen die Fährte auf und fanden den Schädel etwa fünfzig Yards entfernt. Wir schleppten ihn zurück und legten uns wieder schlafen.

Keine zwanzig Minuten waren vergangen, als ich hörte, wie wieder etwas bewegt wurde; also stand ich erneut auf und versuchte, durch den Schlitz in der vorderen Zeltklappe zu

sehen, aber es war zu dunkel. Also ging ich wieder mit der Lampe hinaus. Meine Leute hatten etwas gehört und schlossen sich mir an; wir stellten fest, dass nun ein großes Stück Haut verschwunden war. Wir verfolgten die Spur gut hundert Yards weit und fanden das Stück, das am Rand von einer Hyäne – oder wahrscheinlich mehreren – angekaut worden war. Dieses Stück Haut hatte, genau wie jeder Schädel, vier Männer zum Tragen benötigt und muss gut 200 Pfund gewogen haben, denn die Rückenhaut eines Flusspferdes ist etwa 2 Zoll dick, und dieses Stück maß grob 6 mal 4 Fuß. Ich bemerkte, dass die Hyäne stellenweise rückwärts gegangen war, wobei der sandige Boden die umgekehrte Fährte zeigte. Dies verdeutlicht die gewaltige Kraft der Kiefer einer Hyäne und ihre körperliche Stärke.

Nach der Rückkehr nach Matope lieh mir der Agent der African Lakes Corporation namens Baird freundlicherweise das große Eisenboot seiner Gesellschaft, um mich selbst, die Männer und die Güter über den Shire zu bringen. Da die Männer zuerst übersetzten, gab er mir vor meinem Aufbruch noch eine Tasse Tee. Nach der Verabschiedung wanderte ich zu einem Ort namens Kaninga, benannt nach dem dortigen Häuptling. Dörfer werden gewöhnlich nach dem Namen des Häuptlings benannt; oder wenn einige seiner Vorfahren bedeutende Männer waren, bleiben deren Namen über Generationen erhalten und werden zu Ortsnamen.

Als ich mein Abendessen aus einem zähen Huhn, etwas Reis und Tee einnahm, hörte ich in der Ferne einen Löwen grunzen. Am nächsten Tag erreichte ich Mpezi, und obwohl ich am Nachmittag auf die Jagd ging, sah ich kein Wild.

Am 13. legte ich den längsten Marsch zurück, den ich bis dahin unternommen hatte, denn ich erreichte spät am Abend Fort Mlangeni und passierte dabei die Regierungsstation Ncheu. Die Distanz betrug gut vierzig Meilen. Als ich Ncheu passierte, war der Steuereinnehmer Aplin abwesend, aber ich traf ihn im Fort, wo Withers, den ich aus Zomba kannte, das Kommando hatte. Brander-Dunbar wohnte zu dieser Zeit bei ihm, sodass wir eine fröhliche Gesellschaft waren. Nachdem ich einige Tage in Fort Mlangeni und auch ein paar Tage bei Aplin in Ncheu verbracht hatte, zog ich weiter nach Dedza; Withers und Aplin kamen mit, um einige Tage bei Gordon, dem dortigen Steuereinnehmer, zu verbringen. Er war zu dieser Zeit krank, also taten wir alle unser Bestes für ihn und wechselten uns nachts bei der Sitzwache ab.

Dedza ist nach einem Hügel dieses Namens ganz in der Nähe der Boma benannt; ich war mehrere Male oben, da man von dort in der Ferne den Njassasee sehen kann. Er ist ein beliebter Aufenthaltsort für Klippspringer und zudem ein aussichtsreicher Ort, um einen Schuss auf einen Leoparden zu bekommen.

Von hier aus wanderte ich zum Taiti-Fluss weiter, den ich gegen 14 Uhr erreichte, nachdem ich früh aufgebrochen war. Hier lebte ein Ire namens McFadden, der mit einem Partner, Moore, eine kleine Viehranch besaß. Am Nachmittag ging ich hinaus, erlegte einen Riedbockbock und sah einige ziemlich frische Fährten einer Herde Elefanten, die durch ein Stück dichtes Gras direkt hinter McFaddens Hütte gezogen war. Dies ist ein guter Ort für Löwen; einem Mann, den ich später traf, wurde eines Nachts, als er hier lagerte, einer seiner Träger von einem Löwen geraubt und getötet. Die Landschaft ist wild und schön, da es in der Nachbarschaft viele hohe und schroffe Kopjes gibt, und dieser Teil des Landes erinnerte mich stark an Orte, die ich in Mashonaland gesehen hatte. Das Gras war noch nicht abgebrannt, daher war die Jagd bei weitem nicht so gut, wie sie es in einigen Monaten sein würde.

Ich marschierte weiter, lagerte in Sandolas Dorf und erreichte am nächsten Tag Lilongwe. H. C. Macdonald, einer der besten und ältesten Steuereinnehmer in Njassaland, war

verreist, sodass ich ihn nicht sah; er war ein Mann, den ich gerne getroffen hätte, da er ein sehr guter Jäger war. Einige Jahre lang hielt er den Rekord für Büffel, aber dieses Maß – ich glaube, es waren etwa 48 Zoll in der Auslage – wurde seither von vielen Trophäen aus Britisch-Ostafrika und Uganda übertroffen. Der Rekord liegt nun bei 56 Zoll Außenbreite, geschossen im Wakamba-Land in Britisch-Ostafrika. Etliche Köpfe aus dem Land unmittelbar nördlich des Sambesi messen etwa 50 Zoll in der Breite. Ein sehr breites Gehörn ist nicht notwendigerweise eine schönere Trophäe als ein schmaleres, da viel von der Krümmung der Hörner, der Schärfe der Spitzen und der Tiefe des Stirnbeins abhängt.

Nachdem ich Lilongwe verlassen hatte, legte ich einen Marsch von siebenundzwanzig Meilen zu Banabandas Dorf zurück. Hier gibt es eine Ansammlung von Dörfern namens Gwirisi. In der Regenzeit gibt es hier reichlich Löwen, und die Einheimischen litten so sehr, dass fast alle Dörfer von Palisaden aus Pfählen umgeben waren. Da mein Zelt erst nach Einbruch der Dunkelheit eintraf, erlaubte Banabanda mir, eine neue Hütte zu benutzen. Unglücklicherweise hatten einige Hühner auf den Querbalken über meinem Kopf geschlafen und hielten mich fast die ganze Nacht wach. Tatsächlich waren sie regelrecht unverschämt!

Am nächsten Tag erreichte ich das Kongoni-Rasthaus und sah viele Fährten von Elefanten, einige ziemlich frisch, aber die meisten alt. Es war faszinierend für mich, an einen Ort zu kommen, an dem es reichlich Anzeichen für solches Großwild gab. Nahe dem Rasthaus befanden sich die Überreste eines alten Lehmforts mit Schießscharten. Ich kenne seine Geschichte nicht, vermute aber, dass es von den Achipeta erbaut wurde, um die marodierenden Angoni von Mpseni fernzuhalten – ein Stamm, der ständig die kleineren Stämme überfiel. In alten Zeiten hatten die Angoni einen großen Namen, vermutlich aufgrund ihrer Anzahl und Organisation. Heute sind sie sehr vermischt und nicht mehr solche Prachtkerle wie viele der sogenannten niederen Stämme in diesem Teil Afrikas.

Der sumpfige Bua-Fluss war hier in der Nähe, voller Papyrus und Matete-Schilf; erstere sind sehr hübsch, wenn sie blühen. Es gab hier reichlich Moskitos, und ich musste mein Netz für die Nacht aufbauen. Am nächsten Tag (dem 4. Juni) erreichte ich Fort Manning, einen hübschen Ort, umgeben von Busch und viel hügeligem Gelände in verschiedenen Richtungen. Mostyn befehligte hier die K.A.R.-Truppen, und Stigand war auf einem Jagdausflug unterwegs. Am 19. kehrte Stigand zurück und brachte ein Flusspferd und anderes Wild mit.

Da es im Umkreis von sechs Meilen um das Fort viel Wild gibt, gingen wir oft für eine Morgen- oder Nachmittagsjagd hinaus und brachten gewöhnlich etwas mit zurück. Es kam die Nachricht herein, dass ein Dorfbewohner einen Löwen mit dem Speer getötet hatte, der gerade in seine Hütte einbrach. Einheimische haben gewöhnlich ein oder zwei Speere in ihren Hütten; wenn sie von einem Löwen getötet werden, der durch die Wand bricht, liegt das daran, dass sie entweder unvorbereitet getroffen werden oder vom Ort fliehen, anstatt standzuhalten und ihn zu speren. Natürlich haben sie nachts kaum Licht, da es einige Zeit dauert, die Glut ihres Feuers so weit anzufachen, dass man gut sehen kann.

Ein Medizinmann oder Hexendoktor erschien im Fort und gab vor Stigands Haus eine Vorstellung, indem er tanzte und Beschwörungsformeln brummte. Er war sehr zufrieden mit ein paar Schillingen und etwas Kattun als Geschenk für seinen Auftritt, der recht unheimlich war, da er wunderlich in Felle und Federn gekleidet war; er trug eine Art Kilt mit wippenden Katzenschwänzen sowie Samen um seine Knöchel und Arme, die bei seinen Bewegungen klickten.

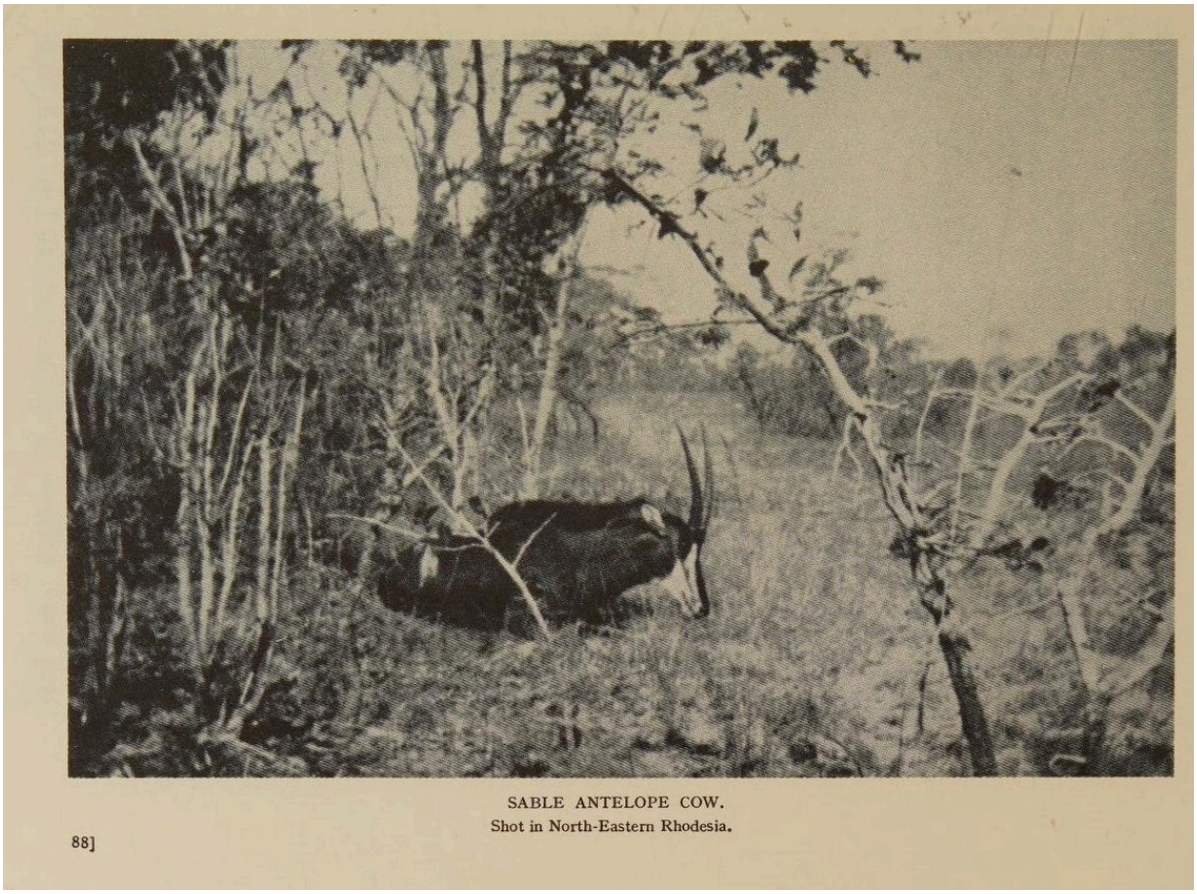
Am 3. Juli stieg ich mit Stigand auf den Hügel nahe dem Fort; er erlegte einen schönen Rappenantilopenbullen und ich schoss zwei Klippspringer. Ich sah acht Klippspringer in kleinen Gruppen von zwei oder drei Tieren. Als Stigand in Zomba gewesen war, gingen wir eines Tages den Pfad zu seinem Haus entlang, als wir auf dem sandigen Boden einige kleine Spuren einer Wildkatze sahen. Ich sagte, es wäre interessant, eine Sammlung der Fährten allen Wildes anzulegen; er stimmte zu, an einem Buch mitzuwirken, wenn ich die Spuren skizzieren würde. Dies war der Beginn einer Idee, die dazu führte, dass wir „Central African Game and its Spoor" schrieben und illustrierten, welches 1906 von Horace Cox (Field, London) veröffentlicht wurde.

Es war für uns von großem Interesse, Notizen und grobe Zeichnungen zu sammeln, und wir achteten auf die Losung des Wildes und sammelten die kleineren Varianten in leeren Streichholzschachteln, um Durchschnittsexemplare zu erhalten, da die Losung derselben Art erheblich variiert. Ich fertigte diese in Farbe an, aber die Verleger meinten, farbige Illustrationen wären in der Reproduktion zu kostspielig, weshalb sie schließlich in Schwarzweiß gedruckt wurden.

Ein amüsanter Vorfall ereignete sich in Bezug auf diese natürlichen Ablagerungen, als Mr. Codrington, der damalige Administrator von Nordost-Rhodesien, mit einem Motorrad aus Fort Jameson kam, um die Nacht zu bleiben. Er suchte nach einem Streichholz, um eine Zigarre anzuzünden, und nahm eine Schachtel nach der anderen von einem Beistelltisch auf; als er kein Streichholz fand, sagte er: „Was sind das für seltsame Samen, die Sie da aufbewahren, Stigand?" Als ihm gesagt wurde, dass die „Samen" die getrocknete Losung von Duckern, Oribis, Riedböcken usw. seien, war er über unsere naturgeschichtlichen Neigungen sehr amüsiert.

Es dauerte einige Zeit, die Fährten und anderen Anzeichen allen Wildes zu sammeln, da nicht alle Arten in einem Bezirk vorkommen; es bedeutete also, ein großes Gebiet zu bereisen, um sie alle zu bekommen. Ich werde später noch mehr über Stigand zu sagen haben, da er einer der feinsten Männer war, mit denen ich in irgendeinem Land zusammengearbeitet habe.

Als ich bei Stigand wohnte, erlebten wir in der Nacht des 6. Juli 1904 eine kleine Aufregung. Plötzlich hörten wir Geschrei in der Boma, die etwa 150 Yards von Stigands Haus entfernt war. Er war gerade beim Baden, warf sich aber schnell Kleider über, und wir nahmen unsere Gewehre und einige Patronen und gingen zum hinteren Eingang des Forts, wo sich ein Tor befand. Als wir zum Haupteingang kamen, fanden wir ihn geschlossen, obwohl er gewöhnlich Tag und Nacht offen stand. Stigand fragte die Wache, warum das Tor zu sei, und er sagte, draußen seien Löwen. Dem K.A.R.-Sergeant wurde befohlen zu öffnen, aber im Licht der Laternen, die wir mitgebracht hatten, und derjenigen, die in der Wachstube brannte, war nichts zu sehen.



SABLE ANTELOPE COW.
Shot in North-Eastern Rhodesia.

88]

Dann traf der indische Hilfsarzt ein und sagte, er sei von Löwen verfolgt worden – oder von irgendwelchen Tieren, denn er war nicht ganz sicher, was sie waren –, als er zu einem Bach hinunterging, der etwa zweihundert Yards entfernt lag. Er hatte Stiefel an und war laut schreiend zur Wachstube gerannt, woraufhin die Wache angetreten war. Wir gingen hinaus zu der Stelle und fanden den Ort, an dem ein Löwe einen Sprung gemacht und das Gras ein wenig aufgerissen hatte, und folgten der Fährte ein Stück weit bei Lampenlicht, was natürlich ein nutzloses Unterfangen war, aber wir waren damals voller Tatendrang.

Danach saßen wir mehrmals auf die Löwen an, aber wenn wir an einem Ort waren, kamen sie woandershin, und wir bekamen keinen Schuss ab. Alles, was wir davontrugen, waren zahllose Moskitostiche und einige schlaflose Nächte.

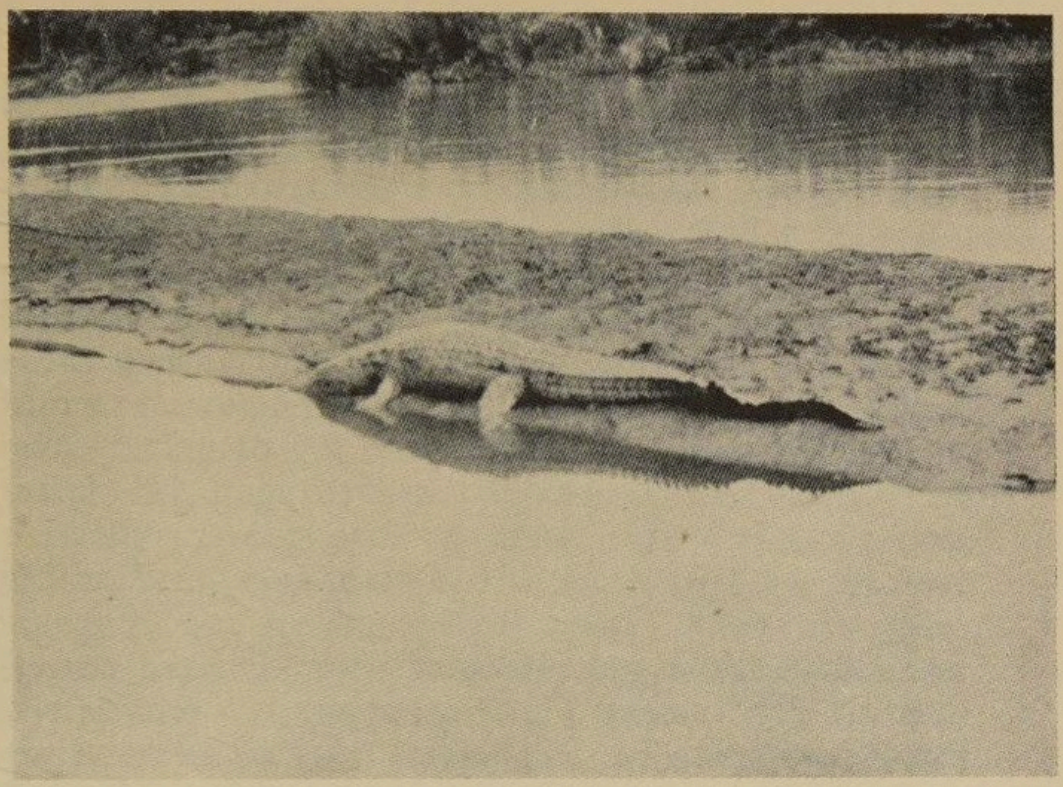
Stigand erwähnt diesen Vorfall sowie viele andere interessante Erlebnisse, die er mit wilden Tieren hatte, in seinem Buch *Hunting the Elephant in Africa*.

Am 10. erlegte ich meinen ersten Elenantilopenbullen, dessen Hörner in der direkten Linie etwa 28 Zoll maßen. Obwohl ich seither eine Anzahl von Elenantilopen geschossen habe, sind sie doch höchst harmlose Tiere, und man tötet nie eine ohne ein gewisses Gefühl des Bedauerns. Sie richten jedoch großen Schaden in den Gärten der Einheimischen an, und zu ihrem eigenen Unglück ist ihr Fleisch das beste unter allen afrikanischen Wildarten. Ich streckte diese Elenantilope mit einer einzigen .303 Mark V (Hohlspitz) Kugel mitten auf das Blatt nieder, als sie breitseits auf siebzig Yards stand. Nach dem Treffer bäumte sich die Antilope auf, raste dann vierzig Yards weit und fiel tot um.

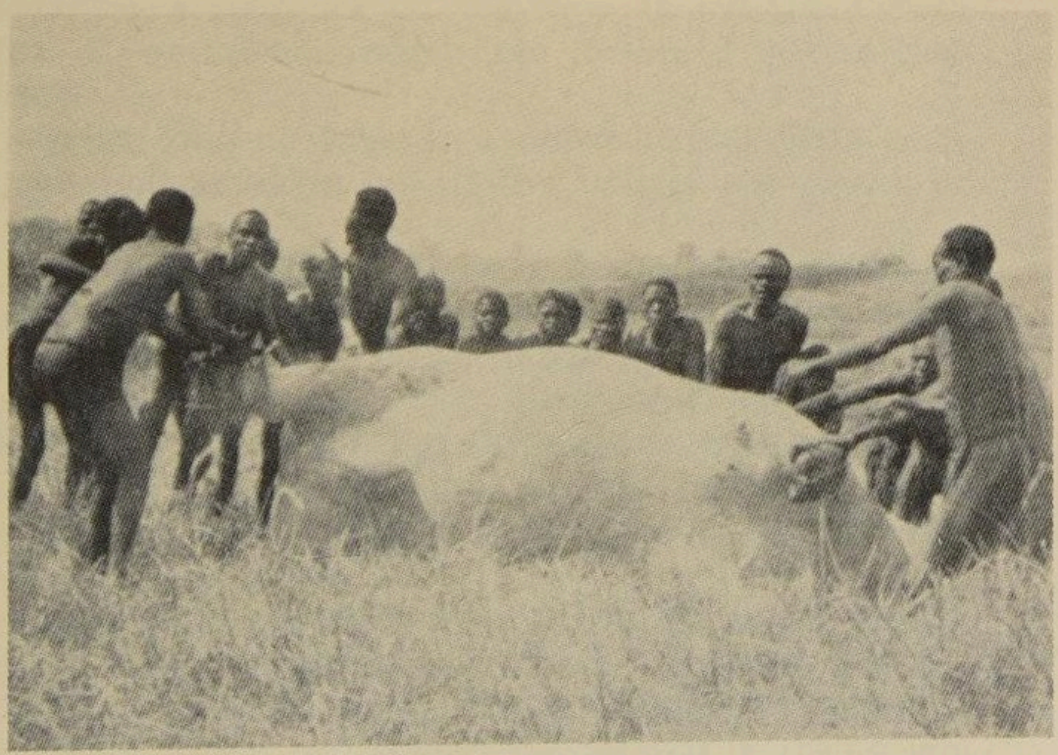
Da ich nun eine Kodak-Kamera aus der Heimat erhalten hatte, war es mir möglich, einige Bilder zu machen, aber meine ersten Versuche waren sehr dürftig, da ich nicht sorgfältig genug darauf achtete, Gras und Zweige vor der Linse wegzuschneiden. Die Folge war, dass wehendes Gras und Blätter meine Fotografien oft verschwammen ließen.

Am 14. brachen Stigand und ich zu Lepengas Dorf auf, wobei wir verschiedene Wege durch den Busch einschlugen, um zu versuchen, Wild zu finden. Ich stieß auf eine Herde Lichtenstein-Antilopen und schoss zwei schöne Bullen mit Hörnern von 20 und 19 Zoll, was über dem Durchschnitt liegt. Unser Hauptziel war es, dass jeder von uns ein gutes Exemplar eines Pferdeantilopenbullen erlangte, eine Art, die dort zu jener Zeit recht häufig war.

Zwei Tage später, auf der Suche nach Wild, besonders nach Pferdeantilopen, kam ich an den Bua-Fluss, wo ich einige Flusspferde prusten und grunzen hörte. Meine „Boys", immer auf der Suche nach Fett, baten mich, einige zu schießen; also feuerte ich auf zwei – eines war sicher tot, das andere zweifelhaft, da es noch planschte, bevor es unterging. Um näher an die Herde heranzukommen, ging ich bis zur Taille ins Wasser und hatte gerade meinen ersten Schuss abgegeben, als etwas mich fast von den Füßen riss und meine Beine zerkratzte. Ich glaube, dies war ein kleines Krokodil, das sich wahrscheinlich gerade darauf vorbereitet hatte, nach meinen nackten Schienbeinen zu schnappen, als ich feuerte; die Erschütterung des Schusses nahe der Wasseroberfläche erschreckte es und veranlasste es zur Umkehr, wobei es meine Beine mit der schnellen Bewegung seines Schwanzes berührte. Dies war eine Lehre, die ich nie vergaß, und ich war künftig vorsichtig, nicht in ein schlammiges Gewässer wie den Bua zu gehen, wo es unmöglich war, den Grund zu sehen.



CROCODILE SHOT IN THE LUANGWA RIVER, NORTH-EASTERN RHODESIA.
Length about 11 feet.



NATIVES PULLING A HIPPO FROM BUA RIVER, NYASALAND.

90]

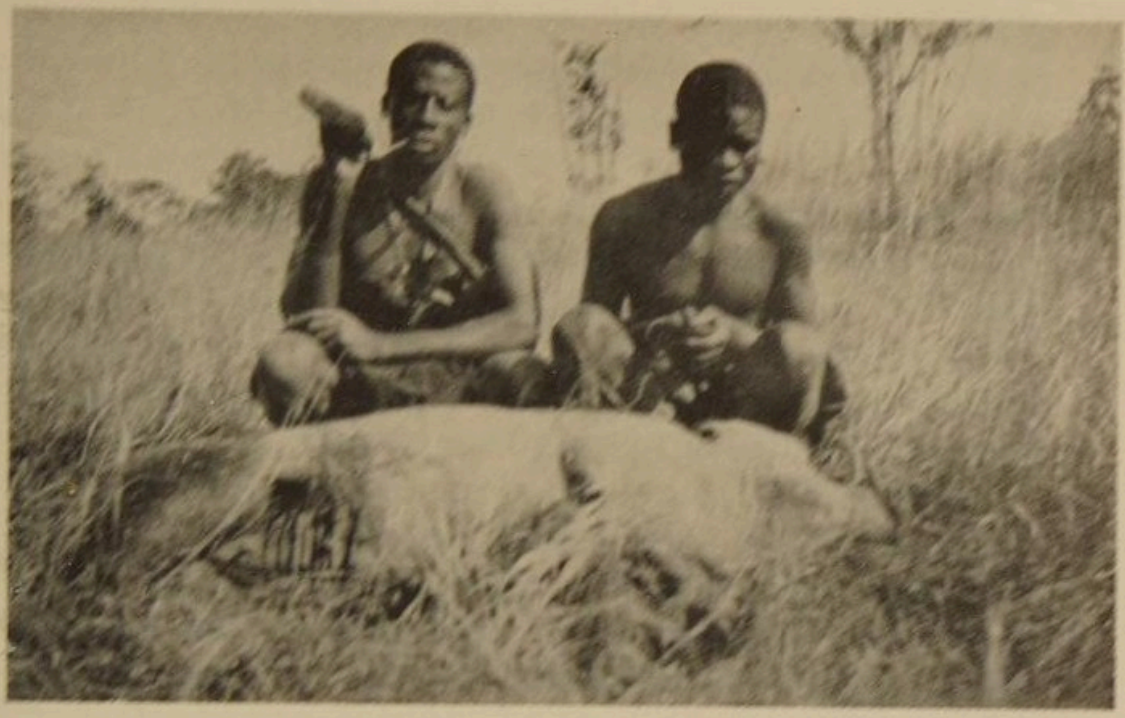
Am nächsten Morgen war nur ein Flusspferd aufgetaucht, also gingen wir alle hin, um beim Zerlegen zuzusehen. Es war schwierig, dieses Tier an Land zu bringen, da es (es war ein Weibchen) in dichtem Gewirr von Vegetation und Schilf feststeckte. Ich sagte den Einheimischen, sie sollten einen Einbaum holen, aber sie meinten, sie könnten es schaffen, indem einige Männer mit einem Seil hinausschwammen, um es am Tier

festzubinden. Ein alter Mann mit grauem Haar sprang sofort hinein, und als er nahe beim Flusspferd war, gefolgt von fünf oder sechs anderen Einheimischen, sah ich, wie er sich seltsam verhielt, da er an den Beinen gepackt zu sein schien. Ich dachte zuerst, ein Krokodil hätte ihn erwischt, aber als ich gerade Vorbereitungen traf, eine Kugel nahe bei ihm ins Wasser zu setzen, sah ich, dass sich die verfilzte Vegetation um seine Beine gewickelt hatte. Glücklicherweise waren alle Männer hervorragende Schwimmer, so dass sie ihn bald zu fassen bekamen und ihm halfen, auf den Rücken des Flusspferdes zu steigen. Mehrere andere versuchten ebenfalls daraufzukommen, und es war amüsant zu beobachten, wie der riesige Kadaver auf und ab wippte und sich zeitweise teilweise umdrehte. Einmal fiel der alte Mann hinein, da er wohl von seinem vorherigen Kampf erschöpft war, wurde aber wieder zurückgezogen. Dann schwammen zwei Männer, nachdem sie das Seil an einem Hinterbein befestigt hatten, an Land, und das Tier wurde hineingezogen. Ich versprach dem alten Mann das Herz und einen guten Klumpen Fett, woraufhin er freudig grinste und bald mit den Besten von ihnen um die Wette hackte. Nachdem ich dem Häuptling aufgetragen hatte, den Schädel und ein Stück der Haut zum Zelt zu schicken, ging ich zurück und schoss auf dem Weg einen Riedbock. Ich sah auch eine kleine Gruppe Wasserböcke, die jedoch flüchteten, bevor ich in Schussweite kam.

Als Stigand eintraf, hörte ich, dass er einen guten Pferdeantilopenbullen erlegt hatte, so dass alle Einheimischen reichlich Fleisch bekamen. Am Bua-Fluss sah ich viele Perlhühner und Enten, aber da ich zu jener Zeit keine Schrotflinte besaß, kümmerte ich mich nicht um sie. Auf der Jagd nach Großwild macht eine Schrotflinte zu viel Lärm und erschreckt die Tiere, weshalb es nicht ratsam ist, sie oft zu benutzen. Eine bessere Waffe ist ein .220 oder .250 Schonzeitgewehr, da es weniger Lärm macht und die Munition weniger kostet.

Eines Nachts brach mein Feldbett zusammen, das recht wackelige Beine hatte, und das Moskitonetz fiel mir über Gesicht und Körper. Plötzlich geweckt, dachte ich, ein Löwe sei eingebrochen und würde mich bedrängen; es dauerte einige Augenblicke, die Ursache der Katastrophe zu entdecken, da meine Arme, Beine und mein Kopf völlig im Netz verstrickt waren. Dieses Bett war eher zerbrechlich; als ich später den Typ mit dem X-Gestell bekam, fand ich ihn wesentlich solider.

Am 19. erlegte ich ein Warzenschwein und sah bald darauf eine Herde Pferdeantilopen, die flüchteten. Als ich ihnen folgte, sah ich einen Warzenschweineber mit sehr schönen Hauern, pirschte ihn hinter einem Ameisenhaufen an und erlegte ihn. Ich behielt den Schädel und habe ihn zu Hause, ebenso wie den Schädel einer Bache mit schön gekrümmten Zähnen, die ich später in Nordost-Rhodesien schoss. Ungeachtet der Verfolgung durch die Einheimischen, die Schweine oft mit Hunden und Speeren jagen, sowie der Angriffe von Löwen und Leoparden, waren Warzenschweine in dem gesamten Gebiet, in dem ich jagte, erstaunlich zahlreich; sie müssen also sehr fruchtbare Tiere sein.



NATIVES WITH A WARTHOG, NYASALAND.
The blood on flank is exit-hole of a raking shot from left shoulder.

NATIVES CARRYING A BUSHBUCK TO CAMP.
The head has been removed.

2]

Nachdem ich die Überreste des Schweins zum Lager geschickt hatte, ging ich weiter, fand eine Herde Pferdeantilopen und gab einen weiten Schuss auf einen Bullen ab, der tot

umfiel. Leider war sein Gehörn eher schwach, aber es war meine erste Pferdeantilope, weshalb ich froh war, sie zu haben.

Das gesamte Fleisch wurde von meinen Trägern, den persönlichen Dienern und den zahlreichen Dorfbewohnern verzehrt, die immer um Fleisch betteln; es ist bemerkenswert, welche Mengen Fleisch ein gesunder Einheimischer schlucken und verdauen kann. Ich habe gesehen, wie ein Mann an einem Abend, über einem Feuer hockend, mindestens 10 Pfund Fleisch aß. Er schneidet es in Streifen oder kleine Klumpen und legt sie in die heiße Glut des Feuers; wenn sie leicht gegart sind, nimmt er ein Ende in den Mund, packt es mit den Zähnen und sägt mit seinem stumpfen Messer (das Messer eines Einheimischen ist gewöhnlich stumpf) so lange, bis ein großer Bissen abgetrennt ist. Eine bevorzugte Art von einheimischem Messer ist ein Stück des weichen Stahlbandes, das oft zum Binden von Kisten oder Warenballen verwendet wird. Dieses schlägt er mit einem Stein flach und bricht ein Stück von 12 bis 16 Zoll Länge ab. Um ein Ende wickelt er einheimische Schnur oder in manchen Fällen Riemen (Lederstreifen), und so hat er eine Waffe, die zwar zum Stechen nicht taugt, aber ein ausgezeichnetes Fleischmesser abgibt, wenn sie durch Reiben an einem Stein einigermaßen scharf gehalten wird.

Die von Messerschmieden und in Läden verkauften Jagdmesser sind nutzlose Waffen, außer vielleicht zum Stechen, da der Stahl zu hart und die Klingen zu dick sind, um leicht geschärft zu werden. Zudem lässt die hohe Härte der Schneiden sie leicht ausbrechen. Ein gebräuchlicher Typ von Scheidenmesser, oft von Seeleuten und allen Männern in den wilderen Teilen der Welt benutzt – bekannt unter Namen wie „Bushman's Friend", „Green River Knife" und so weiter –, sind viel bessere Werkzeuge, da die Klingen weich gehärtet sind. Zum Häuten und Fleischschneiden nehmen diese weichen Stahlklingen eine raue, sägeartige Schneide an (wenn man sie unter einer Lupe betrachtet), und das ist es, was man für Jagdzwecke braucht.

Selous trug immer ein einmänniges Taschenmesser mit einer etwa 2,5 Zoll langen Klinge aus recht weichem Stahl bei sich, hergestellt von Rodgers. Ich bevorzugte stets ein zweiklingiges Messer, wobei ich die kleine Klinge für feine Arbeiten sehr scharf hielt, trug aber gewöhnlich ein Scheidenmesser am Gürtel für grobe Arbeiten und zum zeitweisen Abfangen von Wild – obwohl ich, wenn ich im Moment genügend Patronen bei mir hatte, nichts dagegen hatte, eine solche zu verwenden, um dem Tier Schmerzen zu ersparen. Wenn ich nicht beabsichtigte, die Kopfhaut zu behalten, gab ich einen Fangschuss auf den Hinterkopf im Nacken ab; oder wenn die Kopfhaut erhalten werden sollte, setzte ich eine Kugel durch das Herz des Tieres. Das Schießen ist zu jeder Zeit grausam genug, daher sollte das erste Augenmerk aller human gesinnten Menschen darauf liegen, den stummen Tieren anhaltende Qualen zu ersparen. Einige, nicht alle, Berufsjäger in der Heimat sind sehr gleichgültig gegenüber dem Leiden des Wildes, und ich habe oft gesehen, wie ein Mann einen Hasen oder einen Jagdvogel aufhob und ihn ein Stück weit trug, bevor er daran dachte, ihn zu erlösen. Würde ich einen Jäger beschäftigen, der dies mehr als einmal tut, würde ich ihn auf der Stelle entlassen. Es kann keine Entschuldigung für vorsätzliche Grausamkeit geben, selbst wenn sie durch Gedankenlosigkeit verursacht wird.

Am 23. Juli schoss ich einen sehr alten Pferdeantilopenbullen. Ich sah ihn durch lichten Busch auf mich zukommen, konnte also unter Deckung laufen und ihm den Weg abschneiden. Er trottete in der großen Hitze mit gesenktem Kopf vor sich hin und war anscheinend so alt, dass er bereits senil war, da er nicht ein einziges Mal aufblickte, bis meine Kugel ihn durch die Schulter traf. Er machte einen Satz und fiel tot um. Seine Hörner, die ich noch besitze, sind an der Basis sehr knorrig und von manchem Kampf gezeichnet, und sein Schwanz fehlte, da er ihm einige Zeit zuvor von einem Löwen

abgebissen worden war; zudem hatte er einige tiefe, längst verheilte Kratzer auf dem Hinterteil.

Es gab unter Großwildjägern schon immer eine Kontroverse darüber, wie die größeren Raubtiere ihre Beute töten. In Cachar und Assam habe ich dreißig oder mehr Kadaver von Hausbüffeln, Ochsen, Kühen und Ziegen gesehen, die von Tigern getötet worden waren. Ein Tiger packt nach meiner Beobachtung fast ausnahmslos seine Beute mit einer Pranke an der Schulter, verbeißt sich oben im Nacken nahe dem Körper und packt mit der anderen Pranke das Gesicht des Tieres, das er zu sich heranzieht, wodurch es nach vorne stürzt und oft (aber nicht immer) die Halswirbel ausrenkt. Es ist möglich, dass er in seltenen Fällen, wenn ein Tier sehr nah ist, die Kehle packt, aber dies ist sicher die Ausnahme.

Andererseits packen Panther (oder Leoparden) ein großes Tier fast ausnahmslos an der Kehle, obwohl sie bei einem kleinen Tier wie einer Ziege oder einem Hund bei gewissen Gelegenheiten den Genickbiss anwenden mögen. Der Leopard versucht, die Luftröhre zu durchbohren, und ich habe mehrere Ziegen gesehen, die vor einem Leoparden gerettet worden waren und lautstark durch die Löcher der Leopardenzähne in der Kehle atmeten.

Ein Löwe tötet auf fast ähnliche Weise wie ein Tiger, und die folgende Schilderung kann als ziemlich genaue Beschreibung der Methode gelten, wie ein Löwe in einer dunklen Nacht seine Beute schlägt. Wenn er auf Beutezug geht, bewegt er sich wahrscheinlich gegen oder quer zum Wind, um Wild zu wittern. Dann bekommt er Witterung von (sagen wir) einer Herde Büffel, einer bevorzugten Beute der Löwen. Er nähert sich den Büffeln so weit, dass er nicht gehört wird, und kauert sich dann hinter einem Busch oder im Gras nieder. Wenn ein Tier nah genug herankommt, macht er einen plötzlichen Ausfall, der sein Opfer aufschrecken mag. Aufgrund seiner gewaltigen Muskelentwicklung beschleunigt der Löwe schnell und ist bald beim Büffel; dann richtet er sich auf den Hinterbeinen auf und packt seine Beute im Nacken, ziemlich weit hinten, wobei er (falls er von der linken Seite kommt) seine linke Pranke benutzt, um das Gesicht des Büffels zu sich heranzuziehen. Wenn der Büffel sich noch bewegt, behält der Löwe seine Hinterpranken am Boden und rückt mit dem Büffel sozusagen in Sprüngen vor. Das Gewicht des Löwen und das Zurückreißen des Gesichts lassen den Büffel stolpern, mit dem Ergebnis, dass er sich oft, wenn auch nicht immer, das Genick bricht. Falls nicht, bricht es der Löwe mit den Zähnen, sobald er ihn am Boden hat. Würde er seine Beute an der Kehle packen, würde er oft von den Füßen gerissen; und die obige Schilderung ist ziemlich korrekt, nach vielen der Risse und den Orten, an denen sie geschahen, zu urteilen, die ich gesehen habe.

Bei leichterem Wild wie einem Zebra oder Kudu, beides Arten, die dem Löwen oft zum Opfer fallen, ist es wahrscheinlich, dass die Wucht des Angriffs und das Gewicht des Löwen das Wild fast sofort zu Boden bringen. Ich habe Stellen gesehen, an denen ein Löwe, nachdem er mit Pranken und Kiefern zugepackt hatte, ein Stück weit neben seinem Opfer hergesprungen war, bevor er es zu Boden bringen konnte. Ein kräftiger Löwe in gutem Zustand wiegt etwa 400 Pfund (manchmal wurde mehr aufgezeichnet), und wenn man seine phänomenale Muskelentwicklung und die tödliche Energie bedenkt, die er im Moment des Angriffs ausübt, scheint alles, was kleiner als ein Büffel ist, wenig Aussicht auf Entkommen zu haben. Dennoch habe ich eine gute Anzahl von Tieren gesehen, die ich schoss (wie Zebras, Pferde- und Rappenantilopen, Elenantilopen und Kudus), die es geschafft hatten zu entkommen. In Anbetracht dieser Tatsache muss es immer einen beachtlichen Prozentsatz an Wild geben, das die Tortur durchgemacht hat und wieder genesen ist.

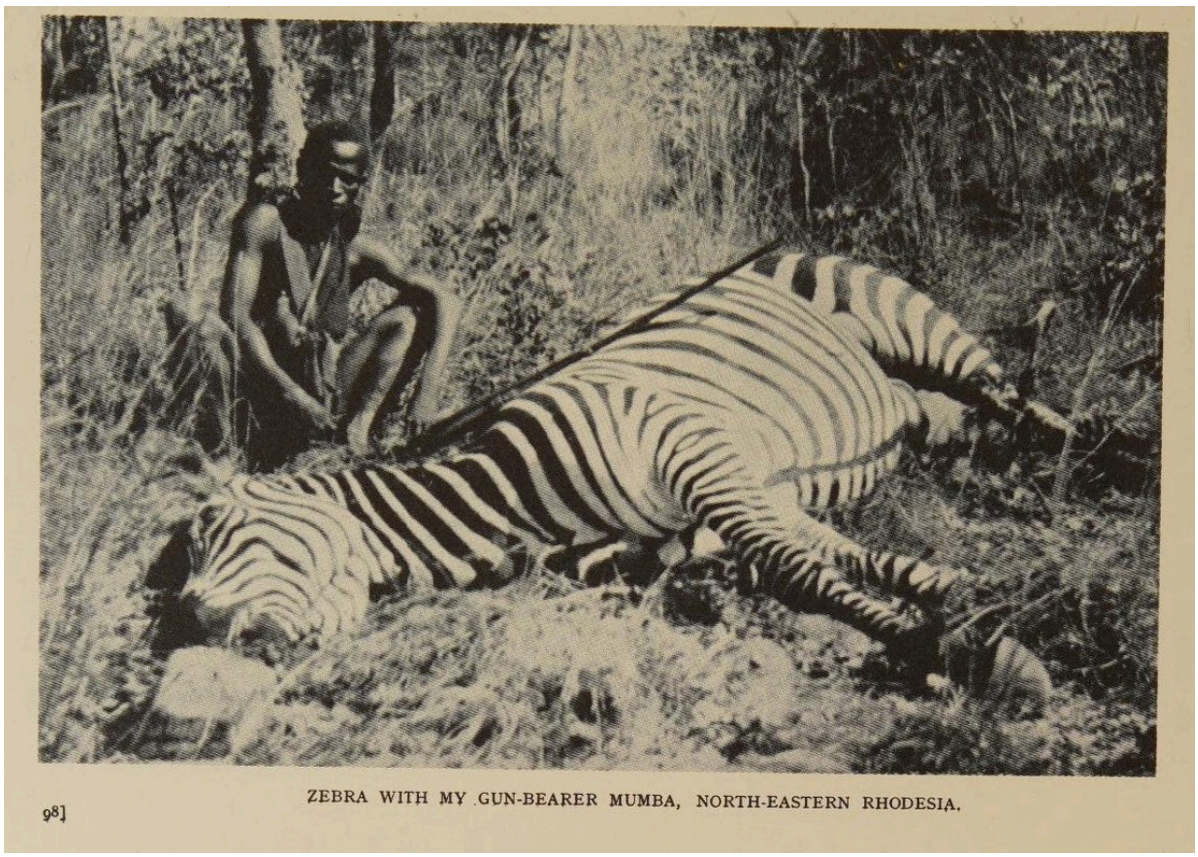
In Afrika töten Leoparden eine große Anzahl der kleineren Antilopen wie Buschbock, Riedbock, Impala, Ducker, Oribi und Klippspringer. Alle Raubtiere – Löwe, Leopard, Hyäne, Wildhund und Schakal – müssen viele Kitze unmittelbar nach der Geburt töten.

Was die korrekte Art betrifft, Löwe, Tiger und Leopard zu messen, so gibt es nur eine Methode, die man als wirklich praktikabel bezeichnen kann: Man setzt unmittelbar nach dem Tod des Tieres einen Pflock an der Nase und einen weiteren am Ende des Schwanzes. Alle Maße, die von Fellen genommen werden, die vielleicht einige Zeit im Wasser gelegen haben, sind fiktiv und sollten niemals akzeptiert werden, da ein Löwenfell (oder jedes Fell), wenn es eine Nacht lang in einem Bottich eingeweicht wurde, gut einen Fuß länger gezogen werden kann, als das Fell maß, als es vom Kadaver abgezogen wurde. Krümmungsmaße von Tieren sind ebenfalls unbefriedigend, da das Bandmaß nicht straff gehalten werden kann und manche Männer es so locker wie möglich lassen, wenn sie auf einen Rekord aus sind. Für die Standhöhe sollte ein Pflock oben an der Schulter gesetzt werden und ein weiterer unter dem Ballen oder Huf, wenn das Bein in einer natürlichen Position gehalten wird. Die meisten Leute, welche die Proportionen des Fells irgendeines Tieres kennen, sehen bald, wenn ein Fell gestreckt wurde, da natürlich mit zunehmender Länge die Breite abnimmt. Es sollten nur Stahlbandmaße verwendet werden, da sie sich nicht so stark dehnen oder schrumpfen wie Stoffmaße.

Es gibt eine Geschichte über einen alten indischen Oberst, der im Raucherzimmer damit prahlte, einen 12 Fuß langen Tiger geschossen zu haben. Ein Angler, der in der Nähe saß, erzählte sofort eine Geschichte über den Fang eines Rochen, der einen viertel Morgen groß war. Der Oberst forderte ihn prompt zum Duell heraus, worauf der Angler sagte: „Wenn Sie zwei Fuß von diesem Tiger abziehen, werde ich sehen, was sich bei dem Rochen machen lässt."

Kapitel IV – BEMERKUNGEN ÜBER ELEFANTEN, REISEN UND EINGEBORENE

Viel ist über die Elefantenjagd von Selous, Neumann, Stigand und anderen geschrieben worden, obgleich nichts von dem, was man darüber schreiben kann, ihre intensive Faszination ganz auszudrücken vermag; denn sie ist nicht nur der berauschendste Sport der Welt, sondern auch der härteste, den ein Mann unternehmen kann. Heutzutage sind Elefanten, besonders die großen Stoßzahnträger, nicht mehr so zahlreich wie früher, und da die Tiere stärker bejagt werden, legen sie viel größere Strecken zurück als ehemals; an manchen Orten besuchen sie eine Tränke nicht an zwei aufeinanderfolgenden Nächten. Der Mensch ist mehr denn je ihr schlimmster Feind. Sie suchen auch dichteres Gelände auf, was bedeutet, dass es schwieriger ist, einen guten Schuss anzubringen, wenn man erst einmal an sie herangekommen ist.



98] ZEBRA WITH MY GUN-BEARER MUMBA, NORTH-EASTERN RHODESIA.

All diese veränderten Gewohnheiten bilden ein Gegengewicht zu der enormen Verbesserung moderner Gewehre sowie ihrer gesteigerten Reichweite und Tötungskraft. Es besteht ein großer Unterschied zwischen einem modernen Doppel-Ejektor-Gewehr vom Kaliber .470 (Kordit) mit hoher Mündungsgeschwindigkeit und den alten Vorderladern vom 4er- oder 8er-Kaliber für Schwarzpulver, die geraume Zeit zum Laden brauchten und im Schuss wie wütende Maultiere traten. Dazu kam die dichte Rauchwolke des Schwarzpulvers, die wie eine Decke vor dem Jäger hing und dem verwundeten Tier ein hervorragendes Signal gab, falls es geneigt war, unwirsch zu reagieren. Die alten Jäger waren tapfere Kerle, das Wild mit diesen schwerfälligen Waffen anzugehen.

Gewehre für Großwild

Die meisten praktischen modernen Jäger bevorzugen ein Einzellader- oder Repetiergewehr gegenüber einer Doppelbüchse, da sie leichter zu tragen sind und die meisten großkalibrigen Repetierwaffen drei Patronen im Magazin sowie eine im Patronenlager halten können. Dies gibt einem vier Schüsse anstelle von zweien bei der Doppelbüchse, was zweifellos ein großer Vorteil ist. Sicherlich punktet die Doppelbüchse bei zwei schnellen Schüssen, aber ein dritter und vierter Schuss verhindern jenes Nesteln, das gewöhnlich beim schnellen Nachladen einer Doppelbüchse auftritt.

Das beste großkalibrige Repetiergewehr, das ich kenne, ist ein .416 Rigby-Mauser, obwohl Jefferys .404, Westley Richards .425 und Gibbs .505 allesamt exzellente Waffen ihrer Art sind. Ich habe viele Typen und Kaliber von Jagdwaffen besessen, von einer einläufigen 4er-Schwarzpulverbüchse bis hin zu .256 Mannlichern. Mehrere Jahre lang benutzte ich .303-Gewehre, später ein .318 „Axite", ein .350 Rigby-Mauser alten Typs und ein .350 „Magnum" desselben Herstellers, welches mit seiner gestreckten Flugbahn und seiner Schockwirkung eine hervorragende Waffe war.

Die Schwierigkeit, Patronen für viele dieser Gewehre zu bekommen, veranlasste mich, ein 7-9 mm Mauser von Rigby zu erwerben, da Patronen dieser Größe damals in mehreren Läden im Land gekauft werden konnten. Um es schnell per Post aus der Heimat zu erhalten, ließ ich es mit einem 24-Zoll-Wechsellauf anfertigen. Dieses Gewehr wog Pfund – ein sehr angenehmes Gewicht für lange Märsche durch unwegsamen Busch. Ich war mit diesem kleinen Gewehr sehr erfolgreich und erlegte damit fast jede Wildart in Zentralafrika, von Elefantenbullen bis zu Duckern.

Ich habe viel über Gewehre geschrieben, beabsichtige aber in diesem Band nicht so viel darüber zu sagen, außer meine persönlichen Erfahrungen mit verschiedenen Kalibern im Laufe meiner Erzählung einfließen zu lassen. Eines jedoch möchte ich sagen: Wenn der junge Jäger seine Waffe erst einmal kennt, folgt daraus nicht, dass er mit einem anderen Gewehr, das vielleicht den Vorteil einer flacheren Flugbahn hat, besser abschneiden wird; er wird wahrscheinlich feststellen, dass der Waffentyp und das System, an die er sich gewöhnt hat, ihm am besten liegen. Es ist eine irrige Vorstellung, dass neue Dinge immer besser sind als alte, denn Büchsenmacher entwickeln ihre Theorien oft anhand des Verhaltens einer Waffe auf eine Zielscheibe, was etwas ganz anderes ist als ihr Einsatz gegen zähes afrikanisches Wild.

Es sind etliche Bücher über Gewehre von Männern geschrieben worden, die über gute theoretische Kenntnisse verfügen, aber wenig praktische Erfahrung im Feld haben; im Falle eines Anfängers ist es daher ratsam, eher den erfahrenen Jäger als den erfahrenen Theoretiker nachzuahmen.

Sehr leichte Geschosse sind ein Fehler; sie neigen zwar natürlich dazu, höhere Geschwindigkeiten und flachere Flugbahnen zu liefern, aber sie zerlegen sich leichter und dringen bei schwerem Wild nicht effizient ein. Hier versagen Gewehre wie die „Magnum" .256, .275 und .280. Es gibt ein gesundes Mittelmaß bei den Geschossgewichten, wenn man in der Praxis eine Allround-Leistung erzielen will. Bei einem gewöhnlichen Hochgeschwindigkeitsgewehr, etwa einem .256 Mannlicher mit einer Geschossgeschwindigkeit von 2.300 Fußsekunden, besteht immer die Neigung, zu hoch zu schießen; bei einer „Magnum", etwa einer .280 Ross, kann dieser Fehler noch verstärkt werden, da sie eine Geschossgeschwindigkeit von 3.000 Fußsekunden aufweist.

Eines der besten Gewehre, die ich je ausprobierte, war ein .318 „Axite", aber ich erhielt dafür eine schlechte Charge Patronen und gab es daher ab. Ich sagte dem Käufer, dass ich mehrere Fehlzünder gehabt hatte, was er als Risiko auf sich nahm; er erzählte mir später,

dass er sie beim Büchsenmacher gegen eine Menge mit besseren Zündhütchen umgetauscht habe, da sich herausgestellt hatte, dass die Zündhütchen defekt waren.

Einläufige Blockbüchsen sind sehr gut ausbalancierte Werkzeuge, ähnlich wie gut gefertigte Doppelbüchsen, und dies ist ihr Hauptvorteil gegenüber Repetierwaffen, die selten gut ausbalanciert sind. Ich hatte eine wunderbare kleine .303 Blockbüchse von Fraser aus Edinburgh, mit der ich viel Wild zur Strecke brachte; sie handhabte sich fast wie ein Tesching. Sie war kein nennenswertes Gewicht auf einem Dreißig-Meilen-Marsch durch rauen Busch, hatte aber einen gravierenden Mangel: Der Seitenhebel warf manchmal die leere Hülse nicht aus, und gelegentlich musste ich den Kolben auf den Boden setzen und mit der Stiefelsohle auf den Hebel drücken, um ihn aufzuzwingen. Dieser Fehler verschlimmerte sich, wenn das Patronenlager durch die Pulvergase leicht korrodierte, und ist einer der alten Nachteile der .303; ich habe dies nie bei Gewehren erlebt, die für Axite- oder Troisdorf-Pulver eingerichtet waren. Repetiergewehre wie Lee-Enfield, Mauser, Mannlicher und Mannlicher-Schönauer werfen fast immer effizient aus. Dem Mauser wird das stärkste System zugeschrieben, und der Mannlicher-Schönauer arbeitet am geschmeidigsten und leisesten.

Ich habe nicht viel Erfahrung mit dem Ross-Geradzugverschluss, da ich nur ein oder zwei Exemplare von Freunden in der Hand hatte, obgleich ich im Vergleich das Mauser-System für besser hielt.

Der .256 Mannlicher alten Typs wird entweder einzeln oder mit einem Rahmen (keinem Ladestreifen), der fünf Patronen hält, geladen. Ich hatte ein oder zwei Ladehemmungen damit und stellte fest, dass bei Verwendung mit einem .375-Lauf und entsprechender Patrone die Magazinfeder zu schwach war, um solch schwere Patronen hochzudrücken, was häufig zu Klemmvorgängen führte.

Persönlich würde ich mir – sofern ich nicht vorhätte, meinen Lebensunterhalt mit der Elefantenjagd zu verdienen (was angesichts der Beschränkungen bei den Lizenzen kaum noch möglich ist) – nicht die Mühe machen, ein teures Gewehr wie ein .470 oder .416 zu kaufen. Ich würde meine zwei Stück pro Jahr, oder was auch immer die Lizenz erlaubt, mit dem kleinen Gewehr schießen, das ich für schwächeres Wild benutze – natürlich unter Verwendung von Vollmantelgeschossen. Das Gewehr meiner Wahl wäre ein .318, eingerichtet für das 250-Grain-Geschoss, mit einem 24-Zoll-Lauf.

Zurück nach Fort Manning, wo ich mit Stigand damit beschäftigt war, die Angelegenheiten für das geplante Werk über Fährten zu ordnen, was Ausflüge von unterschiedlicher Dauer erforderte, um geeignete Spuren zu finden. Ich beabsichtigte, später nach Nordost-Rhodesien zu gehen, um eine Anstellung zu finden, die mich durch die Regenzeit bringt, und dort die Arbeit im Busch für Fährtenzeichnungen und Notizen wieder aufzunehmen.

Am 31. Juli, einem herrlichen Tag mit heißer Sonne und einer kühlen Brise, unternahmen Mostyn und ich einen Spaziergang die alte Kongoni-Straße hinunter; er kehrte dann zum Fort zurück, um zu arbeiten. Mit meinem Jagdgehilfen, dessen Name der umwerfende „Kachakapaenda“ war (ich nannte ihn gewöhnlich „Katcho“), schlug ich mich auf der linken Straßenseite in den Busch. Er trug mein .303 Jeffery-Gewehr, und ich ein neues, kurzes .303 Sportgewehr, das ich gerade von Gibbs aus Bristol erhalten hatte. Ich hatte es noch nie benutzt, außer um drei Schüsse auf eine Scheibe abzugeben, um die Visierung zu prüfen, und brannte daher darauf, es an Wild einzuweihen – je größer, desto besser.

Wir gingen stetig gegen den Wind und hielten überall Ausschau nach Wild, da viele Fährten auf dem Boden zeigten, dass wir jeden Augenblick etwas sehen könnten.

Plötzlich hob der Junge ein gekautes Blatt auf und sagte in seiner Sprache: „Elefanten sind nah, Herr." Ich blickte in meine Patronentasche, um zu sehen, wie viele Vollmantelgeschosse ich bei mir hatte, da ich stets Wert darauf legte, einige davon in der Tasche zu haben. Ich fand nur fünf und wünschte, ich hätte mehr, lud aber das kurze Gibbs-Gewehr damit und wir nahmen die Fährte auf.

Wir waren wohl eine halbe Meile langsam vorangegangen, als wir direkt vor uns Zweige brechen hörten, und bald erblickten wir drei Elefanten. Die Entfernung, die uns trennte, betrug nicht mehr als fünfundzwanzig Yards, und das Gelände bestand aus großen Büschen mit wenigen verstreuten Bäumen hier und da – nichts jedoch, wie ich bemerkte, das im Falle eines Angriffs gute Deckung geboten hätte. Dann sah ich einen vierten Elefanten hinter den anderen, der fast ganz vom Busch verdeckt war.

Ich bereitete mich darauf vor, auf einen mit passablen Stoßzähnen zu schießen, der breitseits stand, als „Katcho" mir sagte, einer, der gerade dabei war, einen großen Ast von einem Baum zu drehen, sei größer; also richtete ich das Visier auf ihn aus. Sein Kopf war erhoben, was die Basis seiner Kehle freigab, wo sie auf die Brust trifft. Da ich wusste, dass dies bei allen großen Antilopen ein tödlicher Schuss war, zielte ich sorgfältig und drückte ab. Dies ist immer ein berauschender Moment, wenn man auf schweres Wild feuert, da die auf einen Schuss folgenden Ereignisse sehr lebhaft sein können. So war es auch in diesem Fall, denn der Elefant stieß einen schrillen Schrei von durchdringender Intensität aus, schleuderte den Ast, den er gerade abgebrochen hatte, durch die Luft und sank nach hinten in eine sitzende Position zurück. Ich habe seither viele Elefanten geschossen, aber nie wieder einen genau so fallen sehen. Einer zur Linken begann ein tiefes Grollen von sich zu geben, und alle stießen laute Schreie aus, die nach Zorn, gemischt mit Angst und Bestürzung, klangen.

Dann hörte einer auf zu schreien und begann vorzurücken, wobei er mit seinen großen Ohren gegen seine Flanken schlug; glücklicherweise waren die anderen beiden jedoch davongestürmt, was den tapfereren dazu veranlasste zu folgen. Er drehte sich zur Seite und erhielt eine Kugel in die Schulter. Dann hob er den Schwanz und jagte den anderen hinterher, die zu diesem Zeitpunkt bereits in vollem Lauf waren.

Derjenige am Boden war nicht tot, also benutzte ich meine verbleibenden drei Vollmantelgeschosse, um ihn von seinen Leiden zu erlösen. Dann tat ich etwas Törichtes – aber ich war damals noch unerfahren –, denn ich füllte das Magazin mit Mark V Hohlspitzgeschossen und folgte dem verwundeten Elefanten ein Stück weit; glücklicherweise fand ich ihn nicht, da er ganz entkommen war. Hätte er auf mich gewartet, bezweifle ich, ob ich ihn mit diesen Expansionsgeschossen hätte stoppen können, obwohl ich mir vorgenommen hatte, auf seinen Körper und nicht auf den Kopf zu schießen, falls wir uns begegnen sollten.

Ich kehrte zu dem toten Elefanten zurück; wir schnitten seinen Schwanz ab und machten uns auf den Weg nach Fort Manning. Unterwegs schreckten wir einen prächtigen Pferdeantilopenbullen auf, der davonjagte und in etwa hundert Yards Entfernung stehen blieb. Er brach bei meinem Schuss zusammen; ich rannte hin und gab ihm den Fangschuss, bevor er wieder aufstehen konnte. Wir trennten sein Haupt (die Hörner waren recht gut) mit einem kleinen Messer ab, was einige Zeit in Anspruch nahm, da die Köpfe aller größeren Antilopen mit einer winzigen Klinge schwer zu entfernen sind, und zogen weiter zum Fort, das wir gegen die Mittagszeit erreichten.

Am nächsten Tag brachte ich meine Kodak mit und machte einige Bilder, die jedoch dürftig ausfielen, da das Gras im Wind vor der Linse der Kamera hin und her geweht war. Ich hatte auch reichlich Patronen mit Vollmantelgeschossen mitgebracht; nachdem ich

den Männern, die ich mitgenommen hatte, befohlen hatte, mit dem Herausschlagen der Stoßzähne zu beginnen, machte ich mich auf die Fährte des verwundeten Bullen von gestern. Ich verfolgte ihn eine weite Strecke, stellte aber fest, dass alle drei Tiere in flottem Tempo weitergezogen waren; das verwundete Tier lief und ging mit den anderen, was zeigte, dass es nicht schwer verletzt war. Später stellte ich fest: Wenn ein verwundeter Elefant erst einmal einige Meilen ohne anzuhalten zieht, ist es ein fast aussichtsloses Unterfangen, ihm nachzugehen.

Als ich zum Kadaver zurückkehrte, waren die Stoßzähne fast herausgelöst, und die Einheimischen waren vorsichtig gewesen, das Elfenbein nicht zu beschädigen. Sie haben einen seltsamen Aberglauben in Bezug auf das Entfernen der großen Nerven, die in den Stoßzähnen verlaufen; ein alter, grauhaariger Mann nahm sie hinter einigen Büschen heraus und entzündete etwas Gras, das er über die Basis und in die hohlen Stellen führte, nachdem er das Nervengewebe herausgezogen hatte. Sie glauben, dass ein Jüngling oder ein Mädchen, die dies sähen, niemals Kinder bekommen könnten – eine sonderbare Vorstellung; aber die Einheimischen haben einige außergewöhnliche Überzeugungen, die wahrscheinlich auf Ereignissen in der grauen Vorzeit beruhen. Das Unvordenkliche übt einen Reiz auf sie aus.

Die übliche Menge an Dorfbewohnern traf in Scharen ein; die Frauen mit ihren schreienden Säuglingen wurden hin- und hergestoßen, während sie herbeieilten, um große Fleischbrocken zu ergreifen, die ihnen von ihren Männern zugeworfen wurden. Es kam zu höchst amüsanten Handgemengen; man konnte zwei alte Hexen sehen, die wie Wildkatzen um ein saftiges Stück Fleisch oder einen fettigen Klumpen kämpften. Dennoch kommt es selten zu Tätlichkeiten, aber sie machen dies durch Schreie und Wehklagen wett, wenn sie erfolglos bleiben. Elefantenfleisch wird sehr geschätzt, mehr als jedes andere Wild, da die Einheimischen glauben, der Verzehr verleihe ihnen Kraft und Tapferkeit in Gefahr.

Nachdem ich die Stoßzähne zum Fort gebracht hatte, stellte ich fest, dass sie 34 bzw. 32 Pfund wogen. Ihre Länge betrug 5 Fuß in der Krümmung; es war ein schönes, makelloses Paar, das in keiner Weise gesplittert oder gebrochen war.

Da ich meinen zweiten durch die Lizenz erlaubten Elefanten erlegen wollte, schickte ich oft Männer aus, um Nachrichten über sie zu erhalten. Schließlich kam ein Mann aus Kamwendos Dorf und berichtete, dass ein guter Bulle in die Maisgärten nahe diesem Ort käme. Ich ging hinaus, und wir fanden schließlich seine Fährte, die in sehr hohes, verfilztes Gras führte. Glücklicherweise waren hier und da einige große Ameisenhaufen verstreut; von einem dieser aus erblickten wir schließlich den Rücken des Elefanten, der schlafend dastand. Ich bemerkte einen Ameisenhaufen ganz in seiner Nähe und beschloss, diesen nach Möglichkeit zu erreichen. Im Gras war nichts mehr zu sehen, und es war schwer, die Richtung beizubehalten. Ich sollte erwähnen, dass dieser Elefant sich mit rötlicher Erde von Ameisenhaufen eingestaubt hatte; als ich also näher kam, dachte ich, den Ameisenhaufen zu sehen, und schickte mich an, darauf zuzugehen, als Kamwendo meinen Arm berührte und sagte: „Njovu, bwana." Ich sah nun, dass das Objekt direkt vor mir ein Teil des Elefanten war; wir zogen uns sofort im furchtbar dichten Gras zurück und machten einen Umweg, bis wir schließlich den Ameisenhaufen erreichten. Ich kroch seine recht steilen Flanken hinauf, und „Katcho" kroch mit dem zweiten Gewehr hinter mir her. Ich hatte gerade das Ohrloch des Elefanten wunderschön im Visier und wollte gerade abdrücken, als „Katcho" seine Hand auf ein trockenes Schilfrohr setzte und es knacken ließ. Wie ein Blitz wirbelte der Elefant herum, und die Kugel, die ich nicht mehr zurückhalten konnte, traf ihn in die Rippen und nicht ins Gehirn. Er stürmte durch das Gras; die Auf- und Abbewegung seines Körpers bei jedem Schritt ließ ihn steigen und sinken, sodass es schwierig war, gerade zu schießen. Ich versuchte, ihm das Rückgrat zu

brechen, scheiterte aber daran; und es tut mir leid sagen zu müssen, dass ich ihn nie bekam, obwohl ich mein Bestes tat, ihn einzuholen.

Als er schlafend dastand, bemerkte ich, dass er leicht vor und zurück wiegte. Ich war sehr verärgert über „Katcho", weil er mir den Schuss verdorben und mich den Elefanten gekostet hatte, da dieser ein sehr schönes Paar langer Stoßzähne hatte. Die Sonne brannte fürchterlich, und wir waren eine müde und enttäuschte Truppe, als wir ins Lager zurückkehrten.

In der Zeit des Wartens auf Nachrichten über Elefanten pflegte ich in den Busch zu gehen und gelegentlich ein Stück Wild zu schießen, etwa eine Rappenantilope, eine Kuhantilope oder einen Riedbock. Eines Tages erlegte ich eine Warzenschweinbache, die ein tapferes Tier war, da sie versuchte, mich anzunehmen; ich tötete sie jedoch leicht mit einer zweiten Kugel, bevor sie nah genug herankam, um ihre Hauer zu gebrauchen. In wenigen Wochen gelang es mir, einen zweiten Elefantenbullen mit großen Stoßzähnen zu erlegen – den höchsten Elefanten, den ich je gesehen habe.

Kamwendo, der beim Tod von über fünfzig Elefantenbullen dabei gewesen war, erzählte mir, er habe noch nie ein höheres Tier gesehen; und auch später, als er mit Europäern unterwegs gewesen war und viele weitere gute Bullen hatte fallen sehen, behauptete er stets, dass dieser bei weitem der höchste war, den er je erblickt hatte. Unglücklicherweise fiel er beim Sterben gegen einen kleinen Baum, und obwohl ich den Baum fällen ließ, konnten wir ihn für eine Messung nicht in eine natürliche Position bringen.

Der höchste Elefant, den ich je mass, war 10 Fuß 7 Zoll von der Schulterspitze bis zur Sohle des dem Boden am nächsten befindlichen Vorderfußes, und er war bedeutend kleiner als derjenige, auf den ich mich bezogen habe. Kamwendo war auch beim Tod dieses Tieres anwesend, also bat ich ihn, eine Markierung zu machen, wo der große Bulle hingereicht hätte, wenn er an derselben Stelle gelegen hätte; die Markierung, die er machte, lag gut einen Fuß darüber. Natürlich reichte dies für keine beglaubigte Messung aus, aber Einheimische sind sehr scharfe Beobachter, und dieser hohe Elefant war im Distrikt als ein Ungetüm an Höhe bekannt. Man nannte ihn in der Gegend den „Großen".

Ich spürte ihn ein Stück entfernt von den Getreidefeldern eines Dorfes namens Mponda's auf. Er hatte das Dorf in der vorangegangenen Nacht mit einer Herde besucht, die in einige der Getreidespeicher (*nkhokwe*) der Einheimischen eingebrochen war, und ich hatte im Dunkeln ausrücken müssen, um ihnen zu helfen, die Tiere mit Fackeln aus trockenem Gras zu vertreiben. Wir holten diesen Bullen, der sich von der Herde getrennt hatte, in zwei Stunden ein und fanden ihn auf einer offenen Lichtung, wie er sich mit Sand einstaubte, den er über seinen Rücken und seine Flanken schleuderte, während er die ganze Zeit über seltsame abdominelle Grollgeräusche von sich gab. Dieses innere Grollen (man könnte es „Magenkullern" nennen) ist manchmal das Erste, was man hört, wenn man einem Elefanten in dichtem Busch folgt. Ich vermute, es deutet darauf hin, dass seine Verdauung Probleme bereitet oder auf Hochtouren arbeitet.

Als dieser Elefant seinen Kopf senkte, um etwas Sand aufzusaugen, feuerte ich auf seine Stirn – ein törichter Schuss auf einen afrikanischen Elefantenbullen. Als die Kugel ihn traf, stieß er einen Schrei aus und stürmte in unsere Richtung. Er erwischte „Katcho" und mich im Vorbeilaufen nicht ganz richtig und erhielt zwei Kugeln in die Flanke, während er passierte. Er rannte dann durch eine Gruppe von Männern, die ich zurückgelassen hatte, darunter der alte Kamwendo und Mponda, und ich wurde durch einen gellenden Schrei und das Geräusch des Elefanten aufgeschreckt, der mit seinen gewaltigen Füßen auf etwas einschlug – Füße, die, wie ich erwähnen darf, später einen Umfang von 58,5 Zoll

maßen. Ich lud mein Gewehr nach und rannte mit „Katcho“ auf das Geräusch zu, konnte aber wegen des dichten Busches nicht genau sehen, was der Elefant tat. Ich sah jedoch seinen Kopf, obwohl er ihn heftig hin und her bewegte, und jagte so schnell ich repetieren konnte mehrere Kugeln hinein, da ich glaubte, er hätte einen Mann unter den Füßen. Dann brach er gegen einen Baum zusammen und starb, da der letzte Schuss das Gehirn getroffen hatte.

Ich konnte nicht genau feststellen, welche Kugel ihn in seinem gewaltigen Ansturm gestoppt hatte, obwohl ich glaube, dass es mein zweiter Schuss war, der möglicherweise den Halswirbel verletzte, da ich ein winziges Loch nahe der Mitte des Nackens fand. Der Mann, der geschrien hatte, war Mponda; er war durch den Ansturm beiseite geschleudert worden, gegen einen Baum geprallt und hatte sich ein Stück Haut am Bein aufgerissen.

Der rechte Stoßzahn war an der Spitze gesplittert; die beiden maßen 6,5 und 6 Fuß und wogen 53,5 und 47 Pfund. Wie bei allen Elefanten in diesem Teil Afrikas war das Elfenbein von sehr guter Qualität; es wurde als „weich“ bezeichnet, im Gegensatz zum „harten“ Elfenbein, das man oft in Westafrika und Uganda findet.

Ich kehrte nach Fort Manning zurück, um mich ein wenig von der harten Arbeit der Elefantenjagd auszuruhen. Es ist zweifellos der anstrengendste Sport, dem ein Mann nachgehen kann, da die Elefanten auf ihren Wanderungen gewöhnlich das unwegsamste Gelände wählen. In der Trockenzeit ist Wasser knapp, und alles, was man in Kalebassen oder Feldflaschen mitnimmt, wird durch die schreckliche Sonne heiß, die aus einem wie geschmolzen wirkenden Himmel brennt und förmlich die Feuchtigkeit im menschlichen Körper versengt, bis die Zunge so trocken und geschwollen ist, dass es manchmal schwerfällt, flüssig zu sprechen.

Nachdem man sich oft sechs Stunden oder länger auf der Fährte eines Elefanten abgemüht hat, ist man müde vom harten Gehen und verbrannt von der torriden Hitze; Staub und Schweiß sind einem in Augen und Mund geraten, und die Anstrengung des Fährtenlesens sowie das grelle Licht haben die Sehkraft getrübt – oft genau in dem Moment, in dem das Wild gesichtet wird und man all seine Kräfte braucht, um die Sache zu erledigen. Unter diesen Umständen ist es am besten, nach dem Sichten der Elefanten eine kurze Atempause einzulegen, wenngleich dafür nicht immer Zeit bleibt, da die Tiere misstrauisch und kurz vor dem Abzug sein könnten.

Befindet sich der ausgewählte Bulle inmitten einer großen Herde, besteht die zusätzliche Schwierigkeit darin, die anderen zu umgehen, um einen zufriedenstellenden Schuss auf ihn abzugeben; dies ist nicht immer einfach, da die jungen Bullen und Kühe oft vorsichtiger sind als der Patriarch der Herde. Eine Kuh mit einem Kalb kann unangenehm werden, oder gerade wenn man sich anschickt, auf den Bullen zu schießen, tritt eines der anderen Tiere in den Weg. Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, tötet die auf den Bullen abgefeuerte Kugel ihn vielleicht nicht sofort, und er rennt davon, sodass man ihm schnell folgen muss, obwohl man als Jäger bereits so müde ist, dass man kaum ein Bein vor das andere setzen kann.

Der Wind ist der wichtigste Punkt, den es zu berücksichtigen gilt, da ein Hauch von einem Menschen die Elefanten sofort zur Flucht veranlasst oder sie neugieriger machen kann, falls sie nicht zum Davonlaufen geneigt sind. Die Regel ist jedoch, dass sie so schnell wie möglich das Weite suchen, da der übliche Instinkt wilder Tiere die Flucht ist.

Am Ende der Trockenzeit – September, Oktober und November – ist der Wind aufgrund der Hitze und jener seltsamen Phänomene, der Staubwirbel (auch „Staubteufel“ genannt), die durch in der erhitzten Atmosphäre entstehende Vakuums verursacht werden, oft sehr

wechselhaft. Einmal, als ich mich auf meinem Feldbett unter einem Schutzdach aus Zweigen und Gras ausruhte, lag mein Taschentuch auf meiner Brust, als ein Staubwirbel daherkam, Blätter, Grashalme und sogar kleine Zweige aufhob und das Taschentuch in die Luft wirbelte; ich sah zu, wie es immer höher stieg, bis es mit einer kreisförmigen Bewegung im Raum verschwand. Es war interessant, die korkenzieherartige Spirale des Taschentuchs zu beobachten, während es verschwand. Ich vermute, diese Wirbel sind auf dem Land das, was eine Windhose auf See ist, obwohl ich nie Wasser in ihnen aufsteigen sah, wenn sie über den Luangwa-Fluss zogen, wo ich sie häufig beobachtete. Im Indischen Ozean habe ich mehrere Wasserhosen gesehen.

Ein guter Weg, den Wind zu prüfen, ist das Mitführen eines winzigen Beutels mit feinem Mehl, den man gelegentlich schüttelt, oder man befeuchtet einen Finger und hält ihn in den Wind, wobei die dem Wind zugewandte Seite leicht abkühlt. Ein anderer Plan ist, eine Handvoll feinen Sand zu nehmen oder ein paar Daunenfedern, die man einem Huhn oder Jagdvogel ausgerupft hat, in die Tasche zu stecken.

Stigand und ich brachen am 31. August zu einer Jagd in portugiesisches Gebiet auf, aber das Vergnügen des Ausflugs wurde mir völlig dadurch verdorben, dass ich mir einige Tage zuvor einen Dorn ins Knie gestoßen hatte. Der Dorn brach unter meiner linken Kniescheibe ab; das schwere Gehen ließ die Stelle eitern, und ich werde den Schmerz, den diese langen Märsche mir bereiteten, nicht so leicht vergessen, denn ich wurde so zum Krüppel, dass ich mit Hilfe eines Stocks dahinhumpeln musste. Nachdem es eine Zeit lang geeitert hatte, gelang es mir, den Dorn herauszubekommen, woraufhin es bald verheilte – allerdings zu spät, um auf jener Expedition noch viel zu jagen. Stigand erlegte einen Büffel und hatte mehrere ergebnislose Verfolgungsjagden auf Elefanten, wobei die Annäherung durch die bereits erwähnten wechselnden Windwirbel vereitelt wurde, die für den Elefantenjäger ein solches Ärgernis sind.

Bald darauf ging ich nach Fort Jameson, wo ich einige Monate blieb. Wenn ich ein paar Tage Urlaub bekam, pflegte ich zu irgendeinem Dorf im Umkreis von vierzig Meilen zur Jagd hinauszugehen und erlegte verschiedenes Wild wie Pferde- und Rappenantilopen, Kuhantilopen und Kudus; aber diese Ausflüge waren sehr zahm, nachdem man Elefanten geschossen hatte.

Im November hörten wir, dass ein weißer Jäger namens Johnston von einem Elefanten getötet worden war, den er verwundet hatte. Später sah ich die Stoßzähne, da der Elefant bald darauf gestorben war. Der Elefant hatte einen davon durch die Wucht der Schläge in mehrere Stücke zerbrochen, wobei er wahrscheinlich gegen einen Felsen oder den harten Boden darunter geschlagen hatte. Die Fragmente waren mit dem Blut des unglücklichen Jägers bedeckt.

Am 8. Januar 1905 kam ein heftiger Sturm mit Gewitter auf und wehte das verzinkte Blechdach vom Victoria Memorial Institute herab; einige Stücke wurden durch die Wucht des Sturms gut hundert Yards weit getragen. Ich erinnere mich, dass ich einen Streifen sah, der kerzengerade in einem Baumstamm steckte, den er mit großer Geschwindigkeit getroffen hatte. Dies gibt eine gute Vorstellung von der Kraft eines tropischen Sturms.

Im Januar 1905 verließ ich Fort Jameson in Richtung Mzazas am Luangwa-Fluss, sehr froh darüber, diesen Sitz des Lichts und der Gelehrsamkeit für eine Weile hinter mir zu lassen. Das Leben in einer afrikanischen Siedlung oder die Arbeit am Schreibtisch hat mir nie zugesagt; es war also angenehm, wieder hinaus in den Busch zu kommen und freier zu atmen. Die Regenzeit hatte eingesetzt, und ich hatte eine beschwerliche Reise zum Luangwa, da es fast jeden Tag in Strömen goss. Vor der Abreise hatte ich eine große doppelläufige 10er-Purdey-Büchse gekauft, verkaufte sie aber später an einen Offizier der

K.A.R., der auf eine Jagdreise nach Nordost-Rhodesien ging. Persönlich würde ich mich eher auf eine kleine .303 verlassen als auf eine dieser großen Schwarzpulverwaffen, die sperrig und schwierig zu schießen sind. Auch die Rauchwolke ist ein unerträgliches Ärgernis, besonders bei feuchtem Wetter. Bei Wind verzieht sie sich jedoch schnell.

Trotz des schlechten Wetters waren die Männer recht heiter, bis wir an eine Hügelkette kamen, über die ich eine Abkürzung nahm. Der Pfad hier wurde wenig benutzt, sodass das hohe Gras ihn umschloss und das Vorankommen erschwerte. Zentralafrikanische Einheimische hassen Kälte, da sie sie fast lähmt. Es scheint auch ihr Gehirn zu beeinträchtigen, da sie ganz benommen und stumpfsinnig werden. In solchen Momenten setzen sie sich einfach hin und sagen, sie würden sterben; ein wenig nachdrückliche Überredungskunst ist bei solchen Gelegenheiten ganz gut für sie, da sie sie anscheinend aufwärmt. Bevor man jedoch an so etwas wie Schläge denkt, ist es weitaus besser, ein paar Witze zu machen, da sie sehr empfänglich für Humor und Sarkasmus sind. Man kann einige zusätzliche Meilen aus ihnen herausholen (besonders wenn sie einem dominanten Stamm wie den Awemba angehören), indem man ihnen sagt, sie verhielten sich wie Frauen oder Kinder. Das hassen sie mehr als körperliche Züchtigung.

Die meisten Erfolge eines Jägers sind den langmütigen Bemühungen seiner Träger und auch der Hilfe der Dorfbewohner zu verdanken, die oft Männer stellen, die wirklich hervorragende Fährtenleser sind. Ein wirklich guter weißer Mann wird den gewöhnlichen Dorfbewohner wahrscheinlich schlagen, nachdem er Jahre im Busch verbracht hat, aber er wird niemals den Besten von ihnen gleichkommen. Kamwendo (der, glaube ich, ein Achipeta war) war ein Wunder auf der Elefantenfährte in seiner eigenen Gegend. Er wusste oft instinktiv, wo frische Fährten aufzunehmen waren und wie ein Elefant ziehen würde; und ich habe nur einen anderen Mann gesehen, der ihm auf der Elefantenjagd gleichkommen konnte. Er war damals ein guter Mann für solche Aufgaben, da er ständig von Dorf zu Dorf zog, um einheimisches Bier zu trinken, und so Nachrichten über Elefanten aufschnappte. 1904 war er ein Mann mittleren Alters, sodass er inzwischen für einen Einheimischen alt sein wird, da er jetzt wahrscheinlich über sechzig Jahre alt ist.

Das grauenhaft nasse Wetter machte das Lagerleben sehr ungemütlich, und es war eine Last, meine Gewehre sauber zu halten, da sie in einem feuchten Klima schnell rosten. Auf meinem Marsch zum Luangwa sah ich nicht viel Wild, obwohl ich am Nachmittag oft zur Jagd hinausging. Das Gras wurde lang und das Land war überschwemmt, sodass sich das ganze Wild weit und breit zerstreut hatte.

Am 20. hatte ich einen harten Marsch, da ich durch einen großen Sumpf musste, durch den zwei Bäche flossen. Meine Männer waren sehr tapfer, da sie im reißenden Wasser oft fast von den Füßen gerissen wurden. Das dichte Schilf gab ihnen jedoch Halt, und schließlich erreichten wir alle vergleichsweise trockenes Land (obwohl es in Strömen goss), wobei alle Lasten und Männer unversehrt blieben.

Dicht am Pfad bemerkte ich einen großen Baum mit einer daran befestigten Tafel, auf der geschrieben stand: „Leser, bereite dich auf den Tod vor“, dazu ein Datum und der Name Jeanie Gilchrist, eine Missionarin, die hier begraben worden war. Da wir gerade eine wahre „Sumpflandschaft der Verzweiflung“ durchquert hatten, amüsierte mich die Inschrift auf der Tafel ein wenig, ungeachtet des Mitgefühls, das ich für das Opfer empfand, das an einem so trostlosen Ort ihr Ende gefunden hatte. Ich vermute, sie war bereits fieberkrank gewesen, als sie diesen üblen Ort erreichte, und die Entbehrungen, die sie erlitten hatte, hatten ihren Leiden ein Ende gesetzt. Es war kein Ort für eine zarte weiße Frau, wie ich bezeugen kann.

In dem Lager, das ich an jenem Abend aufschlug, goss der Regen einfach so heftig herab, dass meine Blechkisten auf dem Zeltboden in mehreren Zoll tiefem Wasser standen. Ich sah mit Interesse ein Etikett mit dem Namen Siliguri auf einer von ihnen. Siliguri ist eine Station am Fuße des Himalayas in Indien; man muss dort eine sehr zähe Art von Leim verwenden, damit ein Etikett so etwas übersteht. Ich hatte diese Kiste in Indien bei mir gehabt.

Schließlich hörte der Regen für eine Weile auf, und ich konnte mit einer Schrotflinte, die ich mir vor der Abreise aus Fort Jameson besorgt hatte, hinausgehen und vier Perlhühner schießen. Ich erwischte sie im Flug, zwei mit jedem Lauf, da ich für den Kochtopf und nicht zum Vergnügen unterwegs war; und Perlhühner sind ein ganz vorzügliches Essen nach zähem Wildbret oder hageren Dorf hühnern. Ich sah drei kleine Wildkatzen und einige Affen sowie eine gute Menge Wildfährten während meines Abendspaziergangs.

Als ich auf der Veranda eines guten Rasthauses saß, das ich erreicht hatte, gab es einen prächtigen Sonnenuntergang mit wunderschönen Rottönen am Himmel, die in die zartesten Nuancen übergingen. Dieses Rasthaus wurde vom einheimischen Kommissar bei seinen Besuchen in diesem Distrikt benutzt und hieß N'gucha.

Am nächsten Tag bewegte ich den Häuptling eines kleinen Dorfes dazu, uns nach Mzazas zu führen, und versprach ihm als Lohn für seine Mühe ein paar Yards Kattun; so kamen wir besser voran, da wir nicht den Fehler machten, den falschen Pfad zu nehmen, wenn sich mehrere kreuzten. Einheimische Pfade sind an manchen Stellen fast wie ein Spinnennetz.

Am 23. schoss ich ein Warzenschwein, was uns ein wenig frisches Fleisch bescherte, und die Träger waren so glücklich, dass sie am Abend mehrere Stunden lang sangen, während sie an ihren Lagerfeuern saßen. Am nächsten Tag erreichte ich den Luangwa-Fluss, der durch die starken Regenfälle Hochwasser führte. Während wir durch die Mopane-Wälder nahe dem Fluss zogen, rannte mein Irischer Terrier namens Tim hinter einer kleinen Herde Impalas her und verdarb mir die Chance, eines zu schießen.

An der Stelle, an der ich auf den Luangwa stieß, war er gut 150 Yards breit, und wir mussten alle eine Stunde warten, bis die Einheimischen am anderen Ufer unsere Rufe hörten und einen lecken Einbaum herüberbrachten. Ich muss sagen, dass mir dieses Gefährt nicht sonderlich zusagte, denn als es mit zehn Männern und der Ausrüstung beladen war, blieben nur wenige Zoll zwischen der Bordwand und dem Wasser, und ein Kentern in dem reißenden Strom hätte gewiss eine Katastrophe bedeutet. Ich wies die Männer an, stillzuhalten, und wir setzten alle in drei Fahrten über; dann trank ich etwas Tee, bevor ich ein paar Meilen am Westufer hinunter nach Mzazas wanderte, wobei ich unterwegs einen Impalabock schoss. Ich stieß auf diesen Impala in einem lieblichen Wald aus Mopane-Bäumen.

Afrikanische Flüsse steigen sehr schnell an, besonders ein Fluss wie der Luangwa, der von zahllosen Bächen gespeist wird, die aus der großen Muchinga-Gebirgskette fließen, die über eine weite Strecke parallel zum Fluss verläuft. Obwohl es nicht weit entfernt reichlich Tsetsefliegen gab, befand sich in Mzazas eine kleine Rinderherde, die einem Italiener namens Paolucci gehörte; er hatte mich gebeten, nach ihnen zu sehen, während ich in einer ihm gehörenden Hütte wohnte. Es war meine Absicht, das Wild in der Umgebung zu studieren und Notizen sowie Skizzen der Fährten anzufertigen.

Auf der Mzazas gegenüberliegenden Flussseite lag das Luangwa-Wildreservat; ich hatte Mr. Codrington, den Administrator von Nordost-Rhodesien, um Erlaubnis gebeten, im Reservat zu jagen, und versprochen, eine dort lebende Giraffenherde nicht zu behelligen

– die einzigen Giraffen, die in Nordost-Rhodesien zu finden waren und der Hauptgrund für die Einrichtung des Reservats. Ich hielt mein Versprechen und beobachtete sie nur gelegentlich und fertigte einige Zeichnungen ihrer Fährten an. Es waren wunderschöne Tiere, und das Erlegen solch prächtiger Geschöpfe kann kaum jemanden befriedigen, da sie absolut harmlos sind und das Interesse an einer Trophäe, die sie im Tod liefern können, gering ist.

Meine aufregendste Erinnerung an Mzazas war eine Gelegenheit, als Löwen den Ort in einer dunklen Nacht besuchten und eine Leine aus Riemen herunterrissen, die ich aus Haut geschnitten und an einigen Bäumen aufgespannt hatte.

Tim, dem Irischen Terrier, machten Leoparden nie etwas aus; er pflegte auf sie zuzustürmen und wurde schließlich von einem getötet, als ich ihn einem Freund zur Pflege gegeben hatte, während ich in Tsetsefliegen-Gebiet jagte. Das gewaltige Brüllen der Löwen ließ ihn jedoch am ganzen Körper vor Schreck zittern – kein Wunder, denn sie waren keine zwanzig Yards von der Hütte entfernt, als sie ihren ohrenbetäubenden Chor anstimmten. Der Regen peitschte bei einem starken Sturm herab, der zu dieser Zeit blies, und die Nacht war so dunkel wie ein Tintenfass. Die Grillen, die gewöhnlich die Nacht mit ihrem monotonen Gesang belebten, waren totenstill, als die widerhallenden Vibrationen der mächtigen Musik durch die Nacht klangen.

Ich hatte ein paar kleine Fenster in meiner Hütte; ich ging zu einem und versuchte, die Marodeure zu erspähen, aber es war hoffnungslos, da ich keine Yard weit sehen konnte und meine Lampe, die ich mitgebracht hatte, sofort vom Wind ausgeblasen wurde. Meine „Boys“ lebten in Hütten hinter der meinen, und auch sie verhielten sich mäuschenstill, denn sie wussten, dass der Terror umging. Dann zogen die großen Katzen ab und rissen die Riemen herunter; am nächsten Tag fand ich ihre Fährte auf einem Pfad, der zum Fluss führte, wo sie zum Trinken hingegangen waren.

Ich habe oft Löwen brüllen hören, aber nie so nah wie hier, und ich darf sagen, dass ein gewaltiger Unterschied zwischen ihrem Brüllen auf zwei Meilen oder auf zwanzig Yards Entfernung besteht. Nach jedem Brüllen konnte man das Einziehen ihres Atems hören und den tiefen Seufzer von etwas, das wie Genugtuung darüber klang, solch einen herrlichen Lärm gemacht zu haben.

Selous erwähnt in seinem ersten glänzenden Werk, *A Hunter's Wanderings in Africa*, wie er einmal in einer Regennacht im Busch lag und Löwen ganz nah bei sich brüllen hörte; er beschreibt in sehr flüssiger Sprache die ungeheure Kraft ihrer Stimmen, wenn man sie aus nächster Nähe hört. Es ist beim Schreiben völlig unmöglich, dem Leser einen wahren Eindruck von der Intensität dieser Laute zu vermitteln, da man sie nur würdigen kann, wenn man die Erfahrung macht, sie unter solch wilden Bedingungen des Ortes und des Wetters zu hören.

Nachdem die Löwen weg waren und der Sturm nachgelassen hatte, rief ich meinen Jagdgehilfen, nahm mein Gewehr sowie eine Lampe und ging hinunter zum Viehkraal, um nachzusehen, ob mit den Rindern alles in Ordnung sei, da ein alter Bulle ebenfalls gebrüllt hatte – allerdings in einer schwachen Molltonart verglichen mit den großen Katzen. Rinder „sprechen“ oft, wenn Löwen in der Nähe sind, und ein alter Bulle ist ausnahmslos einer der Ersten, die sich energisch gegen deren Anwesenheit verwahren.

Die Löwen hatten die Dornenpalisade um die Pfähle wohl für zu stark befunden, denn ich stellte am nächsten Tag fest, dass sie am Kraal geschnuppert hatten. Da ich sah, dass das Vieh in Sicherheit war, kehrte ich zu meiner Hütte und meinem Bett zurück, recht erheitert durch das wundervolle Konzert, das ich am Abend genossen hatte.

Es liegt etwas Faszinierendes, ja sogar Berauschendes darin, den Stimmen wilder Kreaturen auf Beutezug zu lauschen, denn solche Klänge sind die primitivsten auf Erden; und ich vermute, der Tag wird kommen, an dem solche Vorfälle der Vergangenheit angehören werden und die einzigen Aufzeichnungen darüber jene sein werden, die von den Männern hinterlassen wurden, die sie selbst erlebt haben. Diese Nacht und jene, in der ich mit Shave in seinem Bungalow in Cachar saß und dem Kampf zwischen dem Tiger und dem Büffel lauschte, sind zwei der interessantesten Erlebnisse, die ich das Glück hatte zu machen, und beide sind mir in lebhafter Erinnerung geblieben.

Ich war einige Zeit lang sehr schwer an Fieber erkrankt, was schließlich in einen schlimmen Anfall von Schwarzwasserfieber mündete, der auftrat, als ich von Serenje zurückkehrte, einer Station sechzig Meilen entfernt auf dem Muchinga-Plateau. Krank geworden, als ich dort aufbrach, schleppte ich mich zurück zu meiner Hütte und lag etwa einen Monat lang ziemlich schlecht darnieder. Glücklicherweise hatte ich reichlich Milch, von der ich große Mengen trank, wenn sie aufgewärmt war. Ich habe nie einen Arzt gesehen, da der nächste in Fort Jameson war, etwa 150 Meilen entfernt; ich musste also ohne einen auskommen, so gut es ging, und schaffte es durchzukommen – hauptsächlich mit Hilfe der Milch, da ich natürlich eine Zeit lang keine feste Nahrung zu mir nehmen konnte.

In der medizinischen Fachwelt wird heute angenommen, dass die Einnahme von Chinin ein Auslöser für einen Anfall von Schwarzwasserfieber sein kann. Ob dies eine Tatsache ist, weiß ich nicht, aber ich weiß, dass man nach einem solchen Anfall nicht mehr so anfällig für Malariafieber ist, da die schwerere Erkrankung das System anscheinend von den Malariakeimen reinigt.

Als ich eines Tages hinter einem Nashorn her war, fand ich eine hübsche Landschildkröte, deren Panzer genau wie das Schildpatt des Handels aussah und nicht die dunkelgrünliche Farbe der üblichen, allgemein bekannten Sorte hatte; ich behielt sie und habe sie zu Hause.

Die zahlreichsten Wildarten nahe Mzazas waren Wasserböcke und Impalas, obwohl auch Buschböcke recht häufig vorkamen. Der Wasserbock (*Cobus ellipsiprymnus*) ist vielleicht die zäheste Antilope des Landes, da sie extrem lebenszäh ist, wenn sie nicht beim ersten Versuch tödlich getroffen wird. Ich habe bemerkt, dass ein Tier nach einem Schuss eine Art Lähmung des Nervensystems erleiden kann, die es ihm ermöglicht, Wunden zu widerstehen, die normalerweise sofort tödlich gewesen wären. Andere Jäger haben diese Tatsache ebenfalls bemerkt und in ihren Schriften erwähnt, ohne eine Meinung über die Ursache dieser Unempfindlichkeit gegenüber Schmerz zu äußern. Ich habe dies bei vielen Gelegenheiten mit verschiedenen Wunden beobachtet, konnte aber für mich nicht entscheiden, welche Verletzung hauptsächlich dafür verantwortlich war – außer dass ich sicher bin, dass es etwas mit den Nervenzentren der Anatomie zu tun hat.

Als ich im Reservat jagte, stieß ich auf ein Rudel Wildhunde und schoss zwei von ihnen. Ich habe Jagdberichte gelesen, in denen dem Wild- oder Jagdhund vorgeworfen wird, ein unangenehmer Zeitgenosse zu sein, mit dem man sich besser nicht anlegt, obwohl ich sie nie als wirklich gefährlich empfunden habe. Wenn man auf sie stößt, pflegen sie stehenzubleiben und auf den Eindringling zurückzublicken, und sie sind oft langsam beim Rückzug. Wenn das Gras höher ist, als dass sie darüber hinwegsehen könnten, stellen sie sich auf die Hinterbeine, um Ausschau zu halten, wobei sie kurzes Bellen und einen Laut wie „yak-yak-yak“ von sich geben. Ich habe einige nahe Fort Manning geschossen und bin ihnen mehrfach begegnet; aber wenn ich hinter speziellem Wild her war, ließ ich sie in Ruhe, da sie keinen Schuss wert waren. Sie sind meist räudig, da sie anscheinend unter einer Hautkrankheit leiden, die das Haar ausfallen lässt.

118] WATERBUCK BULL.
Shot and photographed by George Garden.

Einmal sah ich ein Rudel, das einen Wasserbock jagte; sie blieben unerbittlich dran, wobei die vorderen Hunde ihre Nasen wie ein Meute Foxhounds auf der Fährte hielten und stumm liefen, abgesehen von einem gelegentlichen gackernden Laut. Jedes Tier, das sie jagen, ist wahrscheinlich dem Untergang geweiht, es sei denn, es kann Wasser durchqueren, da die Hunde ausdauernd sind, eine wunderbare Ausdauer und eine ordentliche Geschwindigkeit besitzen. Der Wasserbock gab alles und war etwa eine halbe Meile vor den Hunden, als ich ihn sah; er lief parallel zum Luangwa, und ich wünschte, ich hätte dem gejagten Tier sagen können, was zu tun ist: ihn zu durchqueren und so dem Rudel hinter ihm zu entkommen. Die Hunde kamen stetig näher, und zu diesem Zeitpunkt schienen sie nicht so schnell zu sein wie der Wasserbock, obwohl ich nicht den geringsten Zweifel daran hatte, dass sie ihn am Ende mürbe machen würden.

Diese Tiere sind eine Plage in einem Wildgebiet, da sie den Ort leer jagen oder vielmehr die Tiere, die sie nicht töten, so sehr erschrecken, dass diese die Gegend für ein oder zwei Wochen verlassen. Wenn ein Rudel auf einen unbewaffneten Einheimischen stieße, könnten sie ihn möglicherweise angreifen, wenn sie vor Hunger rasend sind; aber ein weißer Mann mit einem modernen Gewehr ist eine ganz andere Angelegenheit. Paviane, die ich nie als angriffslustig erlebt habe, wird in Teilen Afrikas ein schlechter Charakter nachgesagt, und ich schätze, man kann keine endgültige Regel über das Verhalten irgendeines Tieres aufstellen.

Die meisten gefährlichen Tiere greifen an, wenn sie glauben, dass dies der einzige verbleibende Ausweg ist, oder wenn eine schwere Wunde sie daran hindert, sich schnell genug zu entfernen, um zu entkommen. Die einzige Ausnahme ist ein Weibchen mit Jungen. Dann tritt der Beschützerinstinkt in Aktion, den die Natur den Müttern allen Lebens gegeben hat, und die Löwin wird angreifen, um ihre Jungen zu retten, und die Elefantenkuh, um ihr Kalb zu schützen. Dies ist jedoch keine absolut unfehlbare Regel, da mir Fälle bekannt sind, in denen Tiermütter ihren Nachwuchs verließen – möglicherweise in dem Glauben, sie seien vor Entdeckung geschützt, aber wahrscheinlich, weil das Gefühl der Angst stärker war als die mütterliche Zuneigung.

Einheimische haben mir erzählt, dass ein Rudel Wildhunde manchmal einen einzelnen Löwen angreift und tötet. Ich stelle mir vor, dass der Löwe in solchen Fällen ein altes Tier ist, das fast am Ende seines Lebens steht, da ich mir niemals vorstellen könnte, dass ein erwachsener Löwe von normaler Agilität solchen Tieren zum Opfer fällt. Löwen in Afrika wie auch Tiger in Indien verletzen sich oft selbst, wenn sie ein Stachelschwein töten, indem sie einen Stachel in den Fuß bekommen, der bei einem solchen Fleischfresser schnell eitert. Ein solcher Unfall hindert das Tier am Jagen und ist manchmal die Ursache (wie auch andere Unfälle) dafür, dass Löwen und Tiger zu Menschenfressern werden. Der Unterschied zwischen einem menschenfressenden Löwen und einem Tiger ist, dass ein Löwe von Wild zu Menschen übergehen kann, wenn sich die Gelegenheit bietet, während ein Tiger gewöhnlich bei Menschen bleibt, sobald er herausgefunden hat, wie leicht sie zu töten sind. Ein weiterer Unterschied ist, dass menschenfressende Löwen keine Hemmungen haben, in einheimische Hütten einzubrechen, wohingegen der Tiger fast immer in der Nähe viel genutzter Straßen oder Pfade auf seine Opfer lauert.

Ich habe von Leoparden gehört, die zwei oder drei Dutzend Menschen töteten, bevor ihre Karriere beendet wurde; sie sind eigentlich schlimmer als Löwen und Tiger, da sie listiger und aufgrund ihrer geringeren Größe schwerer zu finden sind. Leoparden bevorzugen eine Frau oder ein Kind gegenüber einem erwachsenen Mann, da erstere natürlich leichtere Opfer sind; manchmal kommen sie in dunklen Nächten direkt in die Dörfer und schnappen sich ein einheimisches Kind, während es von einer Hütte zur anderen geht, und schleifen ihre Beute dann in den Busch, um sie zu fressen, sofern sie nicht von den Männern vertrieben werden. Ich habe mehrere afrikanische Einheimische gekannt, die mit einer Axt oder einem Speer einen Leoparden getötet haben, der sie angriff, und einige gesehen, die von den Krallen und Zähnen eines Leoparden, der sie im Busch angesprungen hatte, schwer gezeichnet waren. Wahrscheinlich ist der Mann in diesen Fällen im dichten Gras fast auf die Bestie getreten, und da sie sich in die Enge getrieben fühlte, griff sie an; dies ist in Zentralafrika keineswegs ein seltenes Ereignis.

Die Einheimischen um Mzazas gehörten zum Stamm der Asenga – in vielerlei Hinsicht kein besonders prächtiger Schlag, aber ich vermute, sie waren in alten Zeiten von den Raubzügen der Stämme wie den Angoni so schlecht behandelt worden, dass ihnen der Mut geraubt wurde und sie ihn nie zurückgewannen. Die Frauen tragen das *Pelele*, oder Lippenschmuck, was sie unendlich viel hässlicher macht, als sie von Natur aus sind. Diese Verzierung wurde, wie ich glaube, ursprünglich von einem Häuptling erfunden, der seine Frauen so hässlich machen wollte, dass plündernde Stämme so angewidert sein würden, dass sie davon absähen, sie zu verschleppen. Wenn man darüber nachdenkt, war dies ein recht raffinierter Gedanke für einen Einheimischen, da sie selten unter zu viel Fantasie bei der Zukunftsplanung leiden, vieles dem Zufall überlassen und es dann der Hexerei zuschreiben.

Jedes unheilvolle Ereignis wird mit irgendeinem Aberglauben verknüpft. Wenn ein Mann, eine Frau oder ein Kind stirbt, hat ein Feind sie verhext. Wenn eine Person von einem Löwen getötet wird, ist der Geist eines Feindes in dieses Tier gefahren und hat sich gerächt. Wenn die Frau eines Mannes vergisst, eine Prise Salz in sein Essen zu geben, hat sie Ehebruch begangen; und so weiter ad infinitum. Von dem Moment an, in dem sie dem Babyalter entwachsen, bis zu dem Tag, an dem sie in ihrer grauhaarigen Senilität auf einer Matte sitzen und in der Sonne blinzeln, scheinen sie Opfer eines bösartigen Schicksals zu sein, das ihren Geist gefangen hält. Wenn Bildung wirksam sein soll, muss sie den Jungen vermittelt werden, denn die alten Leute sind hoffnungslos, weil ihr Verstand atrophiert ist. Das Gehirn eines alten Einheimischen ist vollgestopft mit Aberglauben und Mythen; aber was das betrifft, sind zivilisierte Menschen kein Deut besser.

Ich erinnere mich an eine Reise nach Indien auf einem Clan-Liner, der eine Kuh an Bord hatte, die krank wurde. Eine Dame an Bord, katholischen Glaubens, hängte ein Medaillon um den Hals der Kuh und versicherte uns, sie würde gesund werden. Das wurde sie auch, aber keiner von uns konnte die Meinung der Kuh zu diesem Vorgang verstehen! Solange Menschen an Symbole und deren Wirkung auf das Schicksal von Mensch oder Tier glauben können, stimmt etwas mit dem Denkvermögen solcher Gläubigen nicht, und sie sind wenig entfernt vom reinsten Wilden.

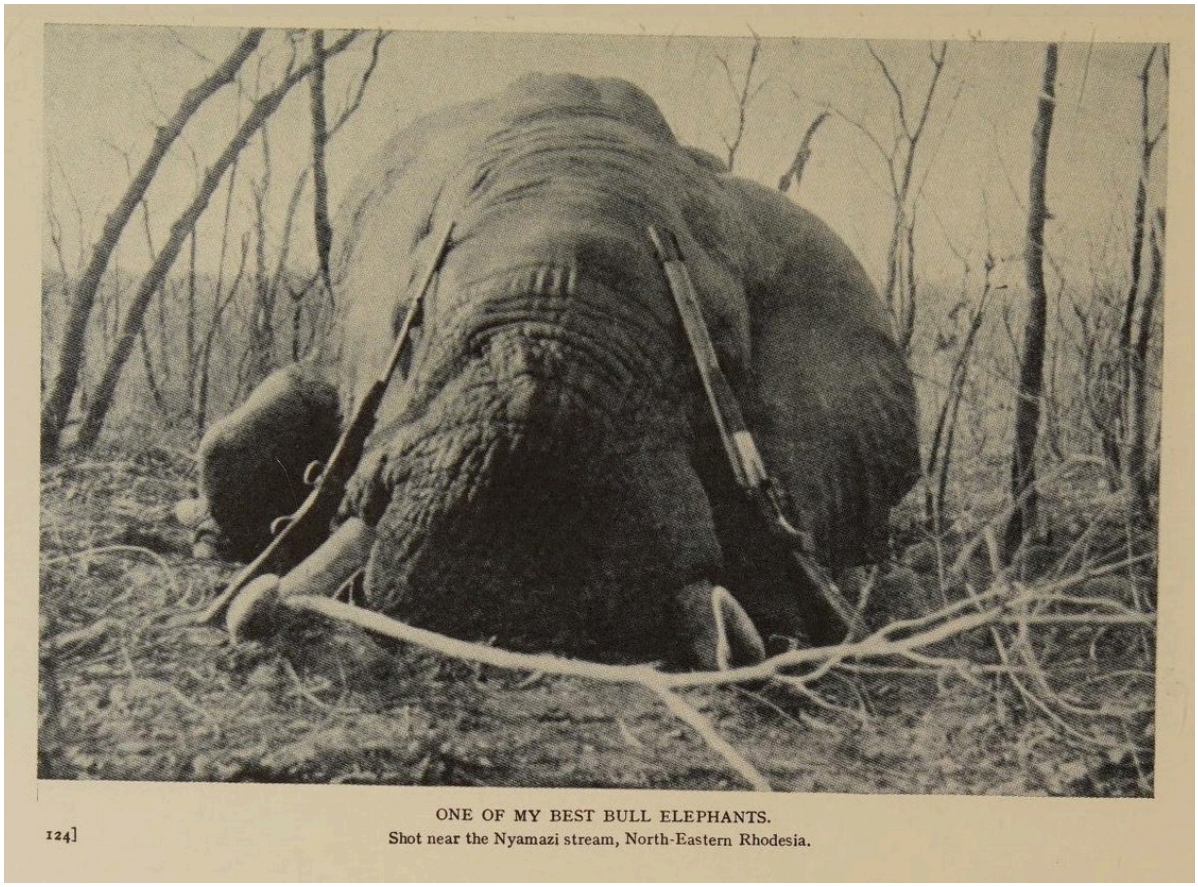
Für mich ist es fraglich, ob Zivilisation mit ihrer sogenannten Bildung dazu beiträgt, die Einheimischen glücklicher zu machen. Ich bin sicher, sie hätten lieber unseren Platz als unsere Gesellschaft, denn sie wären völlig glücklich damit, ihr natürliches Leben zu führen und ihre Streitigkeiten auf die gute alte Weise mit Speeren oder Knobkerries beizulegen. Ich denke, die Tatsache unserer Anwesenheit spiegelt sich in der Haltung vieler älterer Leute wider, die dasitzen und über die Vergangenheit nachgrünen, als sie noch frei waren zu tun, was sie wollten. Der schreckliche Friede, der jetzt herrscht, reicht aus, um ihren Geist atrophieren zu lassen und sie denken zu lassen, dass das Leben nicht mehr lebenswert sei – und ich verüble es ihnen nicht. Bei weitem die besten Missionen sind die medizinischen und industriellen, die unter den Einheimischen wirklich viel Gutes bewirken.

Ich benutze in diesem Band selten das Wort „Nigger“, da viele Leute zu Hause glauben, es sei ein abfälliger Begriff. Die meisten Menschen in Afrika nennen einen Einheimischen einen Nigger, ohne es als Schimpfwort zu meinen oder zu unterstellen, dass er schlechter oder besser sei als ein Eingeborener Afrikas.

Ich hörte eine amüsante Geschichte über einen alten Häuptling, der zu einem Missionar kam und bat, Mitglied seiner Kirche zu werden. Der Evangelist fragte ihn, wie viele Frauen er habe – die erste Frage, die ein Pfarrer natürlich stellen würde. Der Einheimische, ein wahrheitsliebender Mann, sagte „Drei“ und erfuhr, dass seine Bitte völlig unmöglich sei, da einem Christen nur eine Frau erlaubt sei. Man sagte ihm, wenn er nur noch eine Frau habe, bestünde vielleicht eine Chance für ihn; so zog er von dannen und grübelte tief über die seltsamen Wege der weißen Männer nach. Nach drei Monaten kehrte er mit einem gütigen Lächeln auf dem Gesicht zurück und brachte seine Bitte erneut vor. Der Pfarrer fragte: „Und wie viele Frauen hast du jetzt?“ „Eine“, sagte der strahlende Nigger. „Und wo sind deine anderen zwei Frauen?“, fragte der Missionar. „Oh, ich habe sie gegessen“, sagte der Häuptling, während er sich sanft auf den Bauch klopfte.

V ELEFANTENJAGD

Der Elefant ist unter allen Umständen ein gefährliches Tier, und je mehr er gejagt wird, desto wahrscheinlicher ist es, dass er Vergeltung übt, obwohl ich nicht finde, dass man ihm das verübeln sollte. Von einem Tier, in das mehrere Jäger Kugeln an nicht lebenswichtige Stellen seiner Anatomie gepumpt haben, kann man nicht erwarten, dass es dies als angenehmes Spiel betrachtet, das nur einer spielen darf; so tut es oft sein Bestes, um aus jedem, den es erwischen kann, einen sehr flachen Pfannkuchen zu machen.



124] ONE OF MY BEST BULL ELEPHANTS.
Shot near the Nyamazi stream, North-Eastern Rhodesia.

Als ich mit Mostyn und Stigand in Fort Manning war, legten wir Ehre darin ein, einen Elefanten mit einem kleinen Kaliber wie .256, .303 oder 7,9 mm (.311) zu strecken; und es besteht kein Zweifel, dass es einem ein angenehmes Gefühl der Befriedigung gibt, die Arbeit mit einem so kleinen Projektil wie möglich zu erledigen. Dies könnte man als die höchste Kunst der Elefantenjagd bezeichnen. Das kleine Kaliber mag jedoch, obwohl perfekt für den Gehirnschuss, etwas zu schwach für den Herz- oder Lungenschuss sein, da das Tier nicht so schnell stirbt; für Blattschüsse halte ich daher ein .416 oder .470 Hochgeschwindigkeitsgewehr für humaner.

Selbst mit einem großen Kaliber kann ein Elefant bei einem Herzschuss noch ein Stück rennen, bevor er umfällt; es hängt viel davon ab, ob der obere Teil des Herzens, wo die großen Arterien liegen, oder der untere Teil durchschlagen wurde. Dies macht einen erheblichen Unterschied in der Zeit, die das Tier nach dem Treffer noch lebt, und darin, ob der Elefant im Falle eines Angriffs genügend Zeit hat, Schaden anzurichten. In mehreren Büchern habe ich den Ausdruck gebraucht, dass eine kleine Kugel an der richtigen Stelle besser ist als eine große an der falschen, und ich denke das immer noch; wenngleich ich diese Aussage jetzt dahingehend einschränken würde, dass für den unerfahrenen Jäger das Gewehr mit der größten Schlagenergie (also ein großes Kaliber)

bei weitem am sichersten gegen alles schwere Wild einzusetzen ist. Um einen angreifenden Elefanten, ein Nashorn, einen Büffel oder einen Löwen zu stoppen, ist ein schweres Geschoss mit hoher Geschwindigkeit eine gute Art der Lebensversicherung. Der Mann, der einen sorgfältig gezielten ersten Schuss abgibt, wird nicht sehr oft angegriffen werden, obwohl es völlig unmöglich ist zu verhindern, dass es gelegentlich passiert, wenn das Land mit hohem Gras oder Busch bewachsen ist, wo eine sehr nahe Annäherung notwendig ist.

Das bei weitem schlimmste Gelände, um gefährliches Wild anzugehen, ist hohes Gras, das oft so verfilzt ist, dass es in jeglichem Tempo fast undurchdringlich ist; so bleibt einem zeitweise nichts anderes übrig, als dort zu bleiben, wo man ist, und der Dinge zu harren. Eine weitere schlechte Art von Deckung sind dichte Dornenbüsche, die fast schlimmer sind als hohes Gras, da sich die Dornen in der Kleidung und auch in der Haut verfangen und einen völlig daran hindern, die Waffe zu schwingen. Dichtes Gras hindert einen ebenfalls daran, das Gewehr zu bewegen, und niemand kann auf ein laufendes Objekt präzise schießen, wenn solche Hindernisse im Weg sind.

Die Menschen zu Hause oder in gemäßigteren Ländern haben keine Vorstellung von der Dicke und Stärke tropischer Gräser und Schilfarten. In Indien ist in sumpfigem Gelände Schilf so dick wie ein menschliches Handgelenk verbreitet; und in Afrika ist es, obwohl ich das Zeug nicht ganz so gewaltig gesehen habe, eine hoffnungslose Vegetation, von der man eingehüllt sein kann, wenn die Lage ernst wird. Sollte eine Herde Elefanten oder Büffel im Offenen angreifen, wo man im Stehen sichtbar ist, bleibt nur, sich hinzulegen – vorzugsweise in einer Vertiefung, falls eine zu finden ist – und entweder zu schießen, wenn die Tiere nah sind, oder aufzustehen und mit dem Hut oder den Armen zu winken.

In einem solchen Fall teilt sich die Herde fast ausnahmslos auf und zieht an beiden Seiten vorbei, denn das Wild erschrickt so sehr, dass es selten daran denkt, direkt auf den Jäger zuzustürmen.

Es ist ein grandioser Anblick, eine Elefantenherde in bewaldetem Gebiet flüchten zu sehen, wo viele Jungbäume stehen; sie krachen gegen das Holz und mitten hindurch, wobei sie durch die Wucht des Aufpralls oft kleine Bäume entwurzeln. Bei dieser Lawine aus Fleisch fliegt der Staub nur so auf. Ich erinnere mich, wie ein (stoßzahnloser) Bulle zwischen zwei kleinen Bäumen hindurchrannte, die ziemlich hoch, aber nicht mehr als einen Fuß im Durchmesser waren. Die beiden Bäume schienen förmlich aus dem Boden zu springen, als sie entwurzelt wurden und mit Getöse niedergingen.

Dort, wo Elefanten zahlreich sind, lichten sie große Flächen jungen Gehölzes, um an die Masuko-Pflaumen und eine Frucht namens Kaffernorange zu gelangen. Ich habe Stellen gesehen, an denen sie nach saftigen Wurzeln gegraben haben, obwohl einige erfahrene Jäger dies bezweifeln. Es ist sicherlich keine sehr verbreitete Gewohnheit, aber es besteht kein Zweifel, dass sie es gelegentlich tun, denn ich sah einen Elefanten, der eine Wurzel kaute, die er gerade erst aus dem Boden gezogen hatte.

Es gibt einen gewaltigen Unterschied dazwischen, ein Experten-Jäger oder ein fähiger Beobachter zu sein; denn ein Mann mag hundert oder mehr Elefanten geschossen haben und doch weniger über ihre Gewohnheiten wissen als einer, der nur ein Viertel dieser Anzahl erlegt hat. Letzterer mag nämlich hinter dem Elfenbein her sein, wegen des Geldes, das er dafür bekommt, während der andere mehr an der naturgeschichtlichen Seite des Themas interessiert ist. Manche Menschen sind besser in deduktivem Denken als andere, und deshalb ist der Einheimische einem weißen Mann oft so unterlegen; sobald etwas Neues geschieht, das er nicht kennt, ist er völlig aufgeschmissen. Er ist in keiner Weise ein Sherlock Holmes!

Wenn man einen guten Fährtenleser, sagen wir aus Njassaland, nach Britisch-Ostafrika bringt und er eine Fährte sieht, die er unmöglich vorher schon einmal gesehen haben kann, wird er einen Namen dafür finden, basierend auf den Namen derer, die er bereits kennt. Ich glaube, wenn ein Einheimischer gut fährten liest, tut er dies teilweise aus Instinkt; zumindest der beste Elefanten-Fährtenleser, den ich je sah (Kamwendo), leistete seine beste Arbeit durch die Kenntnis der Gewohnheiten der Elefanten in seinem Distrikt. Dies wurde durch Wissen erreicht, nicht durch Deduktion.

In meinem Buch *Wild Life in Central Africa*, veröffentlicht vom „Field"-Verlag, habe ich ein Kapitel über die Risiken der Großwildjagd geschrieben, daher möchte ich hier die Details über Männer, die von wilden Tieren getötet oder verwundet wurden und von denen ich erfahren habe, nicht wiederholen. Während meiner Zeit in Zentralafrika hörte ich vom Tod achtern weißer Männer, die von Elefanten getötet wurden. Einige dieser Männer kannte ich, und die meisten von ihnen waren erfahren, obwohl einige wenige gleich von ihrem ersten Elefanten getötet wurden.

Jeder, der einmal beobachtet hat, wie ein Elefantenbulle einen ordentlich großen Baum umbricht oder einen Ast von der Dicke eines Männerbeins abdreht, muss zwangsläufig ein wenig nachdenken, wenn er nah an einen großen Stoßzahnträger herangeht, in der Absicht, einen Kampf auf Leben und Tod zu führen – mit einer Waffe, die eine Kugel vom Durchmesser eines Schieferstifts verschießt. Er beginnt sich zu fragen, ob er vor Antritt der Reise nicht besser sein Testament hätte machen sollen; obwohl wahrscheinlich alles, was er zu hinterlassen hat, ein oder zwei Gewehre sind, vielleicht ein paar Rinder, einige sehr zerlumpte Kleidungsstücke und Stiefel, ein Exemplar von *Rowland Ward's Records* sowie ein paar Notizbücher über seine Wanderungen und sein Jagdtagebuch.

Wenn er sieht, wie jener Ast abgerissen wird, so wie wir eine Banane schälen, läuft ihm ein seltsames, prickelndes Gefühl den Rücken hinunter, und er mag leicht schaudern, weil er mächtig müde und vielleicht zittrig vom Fieber ist. Er lässt einige der Männer zurück, nimmt einen Schluck lauwarmes Wasser aus einer mit grünen Blättern abgedeckten Kalebasse, schnallt seinen Gürtel ein Loch enger, vergewissert sich, dass sein Gewehr geladen ist, und steckt ein oder zwei Ersatzmagazine in seine Taschen. Dann prüfen er und sein Gewehrträger mit der Ersatzwaffe (falls er eine hat) vorsichtig den Wind und stellen dessen natürliche Drift fest – wenngleich dieser spät in der Trockenzeit wahrscheinlich wechselhaft sein wird, verursacht durch Hitzewellen, die gelegentlich sein geröstetes Gesicht und seine von der Sonne geblendeten Augen treffen, bis er sich wie ein heißes Stück Kohle fühlt.

Der Stoßzahnträger ist gerade noch sichtbar, aber es befinden sich zwei kleinere Bullen und mehrere Kühe in seiner Nähe; das Problem besteht also darin, an ihnen vorbeizukommen und ihren empfindlichen Rüsseln zu entgehen, die die geringste Spur verwitterter Luft auffangen würden. Es gibt dort eine ordentliche Menge an buschigem Gestrüpp, genug, um ihm zu ermöglichen, bei Vorsicht auf vierzig oder fünfzig Yards heranzukommen. Denn obwohl der Elefant sich zu seiner Sicherheit meist auf seinen Geruchssinn und sein Gehör verlässt, mag ein sich bewegendes Objekt aus ziemlich kurzer Distanz seine roten, trüben Augen erreichen und ihn zur Flucht oder zum Angriff veranlassen. Er hat schon früher Elefanten geschossen, verfügt also über einen gewissen Schatz an Erfahrung, obwohl es unmöglich ist, jedes Mal dieselben Bedingungen vorzufinden – was einen Kontrast in dieses berauschende Spiel bringt, das er spielt, während seine Nerven vibrieren und sein Kopf vor Anspannung und der Aufregung des Anschleichens summt.

Um einige der Elefanten zu umgehen, die im Weg stehen, muss er einen Umweg machen und passiert dabei eine Kuh auf zehn Schritte Entfernung, während er und sein mutiger

Begleiter vorbeikriechen, nun auf den Knien, die vom harten Boden und den Dornen zerschunden werden. Dann hat er einen dichten Busch erreicht, der ihm ausreichende Deckung bietet, aber er muss vorsichtig sein, da die Kuh, die er passierte, offensichtlich etwas gehört hat; sie ist misstrauisch und auf der Hut. Dennoch zieht sie langsam davon, schlägt ein paar Mal mit den Ohren und gibt ein tiefes Grollen von sich, das wie gurgelndes Wasser in einer Zisterne klingt.

Bis jetzt hatte der Jäger wegen der dichten Vegetation keine sehr gute Sicht auf den Bullen, aber die Bewegungen der wachsamen Kuh haben dessen Aufmerksamkeit erregt, und er macht ein paar Schritte auf sie zu, wobei er beide Stoßzähne entblößt. „Gute sechzig Pfund pro Stück", sagt der Jäger zu sich selbst, während er sich auf den Schuss vorbereitet, indem er die Sicherung seines Gibbs-Gewehres im Kaliber .256 entsichert – „das kleine Wunder", wie er einmal einen Freund dieses Gewehr beschreiben hörte.

Nun kommt die Erfahrung des Jägers ins Spiel, denn er weiß: Wenn er ihn jetzt erlegt, wird es in der frontalen Position, in der sich das Tier befindet, äußerst schwierig sein, das Gehirn zu treffen. So vergeht ein weiterer Moment, in dem sich alles sehr gespannt und unheilvoll anfühlt. Abgesehen von den Geräuschen der Elefanten und dem raschelnden Tritt des herankommenden Bullen ist in diesem weiten Land alles still. Der Jäger fühlt sich ein wenig einsam, also dreht er sich um, um nach seinem Gewehrträger Kalenje zu sehen, und erblickt ein Gesicht, das eine gelblich-grüne Farbe annimmt, und ein Paar starrender Augen, die fest auf den herannahenden Stoßzahnträger gerichtet sind.

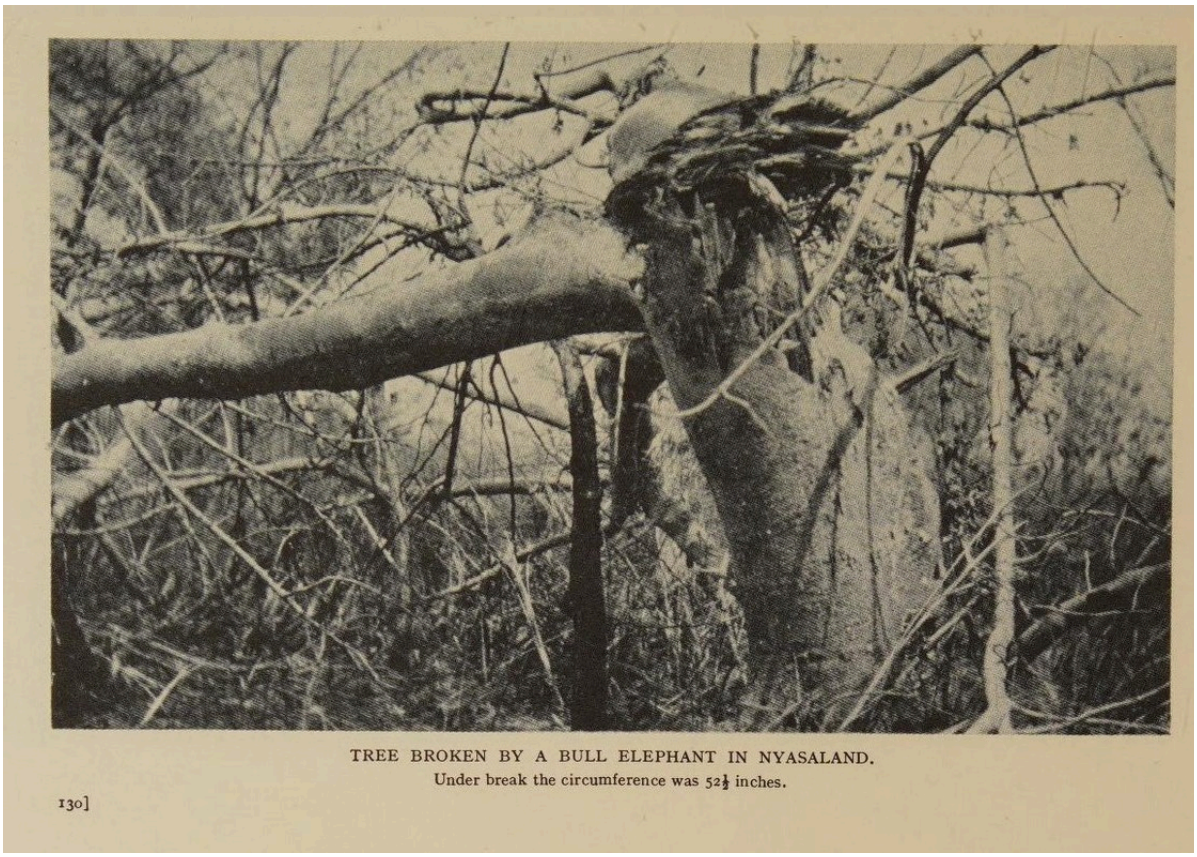
Es ist schwierig, selbst im Nachhinein die Gedanken zu analysieren, die so schnell durch das Gehirn jagen. Manche haben Angst, zermalmt zu werden, andere werden durch die unmittelbare Gefahr beflügelt, und wieder andere mag es geben, die beschließen, sich nie wieder in eine so riskante Lage zu bringen.

Glücklicherweise schwenkt der Bulle aus, um einen großen Ameisenhügel zu umgehen, und entblößt dabei die linke Seite seines Kopfes. Jetzt ist der Moment für schnelles Handeln, und der Jäger setzt das Korn ein paar Zoll vor die Ohröffnung und drückt ab. Unmittelbar nachdem der Schuss widerhallt, ist eine Serie von Krachen zu hören, wie eine Lawine, die einen Hang hinunterrast, während die erschreckten Elefanten hin und her rennen, bevor sie davonstürmen. Der Bulle ist außer Sicht, aber hinter dem Busch sind mehrere gurgelnde Laute zu hören; der Jäger geht ein Stück umher, nähert sich dem Elefanten von hinten und sieht ihn auf den Knien. Er bemerkt die gewaltige Masse des Tieres, das, während er es beobachtet, schaudert und stirbt. Der Elefant erhielt einen Gehirnschuss und war schnell tot, doch der Jäger fragt sich, ob eine Jagd auf solche Ungetüme immer so zufriedenstellend enden wird.

Die zurückgebliebenen Männer kommen nun lächelnd heran; einer von ihnen bringt einen einheimischen Korb mit einem kleinen Kessel, etwas Tee, Zucker und Keksen. Der Jäger wählt einen Busch mit Schatten, setzt sich und zündet seine Pfeife an, nachdem er wahrscheinlich einige Messungen vorgenommen und einige Fotos gemacht hat, bevor er ruht. Die „Boys" grinsen alle, während sie den riesigen Kadaver betrachten und untereinander diskutieren, ob er wohl viel inneres Fett haben wird. Es ist unmöglich, dies anhand der äußeren Maße eines Tieres zu sagen; man muss hineinsehen, um es herauszufinden. Einer von ihnen, der offensichtlich vor kurzem aus den Minen von Salisbury gekommen ist, da er eine Khaki-Hose trägt, ist so überglücklich, dass er herankommt und einem die Hand schüttelt; man fragt ihn also, ob er in Salisbury jemals so viel Fleisch gesehen habe und welches Land das beste sei. In seiner Muttersprache gibt er einem zu verstehen: „Es geht doch nichts über die Heimat."

Es ist mächtig heiß in diesem kahlen, ausgetrockneten Wald, da nur einige der immergrünen Büsche Schatten spenden; aber es ist angenehm, dort zu sitzen und das prächtige Tier und die feinen Trophäen an seinem Kopf zu betrachten. Man denkt an die Freunde, die in ähnlichen Szenen waren, und an jenen letzten Tag, an dem etwas schiefging, was für sie das Ende bedeutete.

Ich habe von Männern gehört, die sich vor dem Angriff auf Elefanten mit Drogen betäubten; ob dies eine Tatsache ist, kann ich nicht sagen, da man Männer ungern nach ihren Gewohnheiten fragt und mir gegenüber nie einer erwähnte, dass er dies tue. Es ist eine törichte Sache, genau wie es töricht wäre, unter denselben Umständen eine halbe Flasche Scotch Whisky zu schlucken. Narkotika mögen die Nerven betäuben und ein Gefühl von Tollkühnheit erzeugen, aber sie wirken auch wie ein Hemmschuh für schnelle Beobachtung und Bewegung; ein Mann, der eine Stimulation dieser Art benötigt, sollte gefährliches Wild in Ruhe lassen.



TREE BROKEN BY A BULL ELEPHANT IN NYASALAND.
Under break the circumference was 52½ inches.

130]

Es ist schwierig, wenn man eine Anzahl von Elefanten geschossen hat, die aufregendsten Vorfälle der verschiedenen Jagden herauszupicken, da viele von ihnen bis zu dem Moment ähnlich verlaufen, in dem man den Bullen oder die Herde, bei der er sich befindet, in Sicht bekommt. Es gibt bestimmte Flüsse, an die ich sehr angenehme Erinnerungen habe, denn dort lagerte man nah am Wasser oder dem gewählten Tümpel und brach zu manch aufregendem Jagdtag auf; manchmal hatte man Glück und erlegte einen guten Stoßzahnträger, oder man schleppte seine Beine mit Fieber dahin und empfand bittere Enttäuschung darüber, einen feinen Bullen verwundet und verloren zu haben.

Welch einen Unterschied macht Erfolg für die eigene Gemütsverfassung und sogar für die Kraft, und wie deprimierend und schwächend ist Versagen, besonders in den frühen Tagen, bevor bittere Erfahrung einen Mann philosophisch und geduldig gemacht hat!

Zwei Flüsse, der Rukusi und der Nyamazi, waren in jenen Tagen die Favoriten der Elefantenjäger in Nordost-Rhodesien. In der Regenzeit waren sie reißende Ströme, in der Trockenzeit jedoch nur trockener Sand mit hier und da einem Tümpel. Es gab dort ein

paar Nashörner sowie viele Elefanten, und das umliegende Land wurde von vielen Antilopenarten bewohnt.

Während ich bei einer Gelegenheit im Dorf von Katema lagerte, hatte ich die Fährte eines großen Elefantenbullen an dem etwa eine halbe Meile vom Zelt entfernten Tümpel aufgenommen, wo er mit anderen getrunken hatte. Beim Abziehen war er allein weitergezogen, wie es die größeren Bullen oft tun, wenn sie sich zu einer bestimmten Jahreszeit nicht mit den Weibchen zusammentun. Ich hatte zu jener Zeit ein .303 Lee-Enfield-Gewehr und eine einschüssige .400er Kipplauf-Cordit-Büchse, letztere gekauft von einem Jäger namens Croad. Er oder jemand anderes hatte am Schloss herumgepfuscht, und es war eine tückische Waffe, denn plötzlich, obwohl auf „Sicher" gestellt, ging sie los. Sie hatte mir dieses Spiel schon einmal geliefert; ich hatte sie daraufhin in Einzelteile zerlegt und dachte, ich hätte sie repariert, da sie effizient zu funktionieren schien.

Da man nie sagen kann, wie bald man einen Elefanten sieht, wenn man ihm im dichten Busch folgt, lud ich sie und die .303, die ich selbst trug; denn ich war immer der Überzeugung, eine Waffe selbst zu tragen, um keine Chance auf einen Schuss zu verpassen. Obwohl das Tragen eines ziemlich schweren Gewehrs während eines langen Tagesmarsches durch unwegsamen afrikanischen Busch zeitweise eine Last ist, ist es ein kluges Vorgehen, wie ich bei vielen Gelegenheiten bewiesen habe.

Mein Fährtenleser führte an, ich kam als Nächster, und ein „Boy" namens Machila trug die .400er. Wir gingen ein kurzes Stück auf einem einheimischen Pfad, als es plötzlich direkt hinter mir knallte; ich drehte mich um und sah Machila auf dem Rücken liegen, während das Gewehr am Boden lag. Er hielt beide Hände über seine Ohren und sagte, er sterbe. Glücklicherweise gab es genau in dem Moment, als die Patrone explodierte, eine Biegung im Pfad, an der fünf weitere Männer im Rückraum folgten – einer mit einem Korb, der einen Kessel usw. enthielt, die anderen mit Speeren oder Äxten. Ich stellte fest, dass sie alle auf den Beinen waren, und wusste daher, dass die Biegung es der Kugel ermöglicht hatte, an ihnen vorbeizugehen. Da dieses Gewehr ein .450/.400er Cordit-Modell war, geladen mit einem Vollmantelgeschoss, hätte die Kugel wahrscheinlich alle fünf Männer durchschlagen, wären sie in einer Linie gewesen (was sie noch ein oder zwei Sekunden zuvor waren).

Als ich die tückische Waffe aufhob, stellte ich fest, dass sie immer noch gesichert war; Machila hatte den Hebel also nicht bewegt. Der heftige Rückstoß, da das Gewehr locker nahe seinem Ohr gehalten worden war, hatte ihn stark benommen gemacht; also hieß ich ihn, zum Lager zurückzugehen, es ruhig angehen zu lassen und meinen Koch nach einem Stück *Nyama* (Fleisch) zu fragen. Dann zog er ab. Ich beschloss, die .400er erst zu laden, wenn es Zeit für ihren Einsatz war, da sie ein gefährliches Werkzeug für den Transport war.

Der Knall einer solchen Ladung so früh am Tag, als der Stoßzahnträger vielleicht nur noch eine Meile oder so vor uns war, war ein ungünstiger Start. Das bewahrheitete sich auch, denn als wir ein Stück auf der Fährte weitergingen, stellten wir fest, dass er ein Stück weit gerannt war, bevor er sich wieder auf seinen gewöhnlichen schnellen Gang entlang des Elefantenpfades einpendelte, offensichtlich ein Ziel anstrebend, um dort die heißen Tagesstunden zu verbringen.

Weiter und weiter gingen wir, wobei es immer heißer wurde, während die sengende Sonne in einem Himmel höher stieg, der vor Hitze geschmolzen und kupferfarben wirkte. Ja, es ist harte Arbeit, Elefanten nachzuspüren, und ich sehnte mich oft nach dem stetigen,

ausdauernden Galopp des Jagdhundes, wenn ich hinter einem ziehenden Dickhäuter her war.

Die Pfade in diesem Distrikt waren höchst interessant, da die Elefanten sie seit Zeitaltern benutzt hatten und sie durch das ständige Reiben ihrer Füße an manchen Stellen unter das Niveau des Erdbodens ausgetreten waren. Es war zudem wunderbar, wie sie auf hügeligem Gelände immer die leichteste Steigung wählten und ihren Pfad so geschickt auswählten, wie es ein Bauingenieur mit Hilfe seiner Instrumente hätte tun können. Es besteht kein Zweifel, dass der Elefant ein hochintelligentes Tier ist, obwohl die Geschichten über die indische Spezies und deren wunderbare Leistungen meist auf einer falschen Grundlage beruhen. Fast alle der fabelhaften Dinge, die der indische Elefant tut, werden ihm von seinen *Mahouts* beigebracht; und es entspringt der natürlichen Intelligenz der Tiere, dass sie als untrainierte Tiere die Handlungen ihrer trainierten Gefährten nachahmen können.

Die Fährte des Bullen führte zuerst durch recht offenes Baum- und Grasland. An einer Stelle fand ich eine kleine Schlange (eine junge Puffotter), auf die der Elefant beim Passieren getreten war. Einmal zuvor hatte ich eine kleine Feldmaus gefunden, die vom Fuß eines Elefanten zerquetscht worden war; es kommt nicht häufig vor, dass man etwas findet, das sie bei ihren kolossalen Bewegungen getötet haben.

Drei Stunden vergingen im stetigen Marsch, und dann kamen wir an ein liebliches Tal, das offensichtlich von einem kleinen Bach gespeist wurde, da die Bäume dort an manchen Stellen wunderschön grün und schattig waren. Meine „Boys" sagten sofort: „Er wird dort sein", während sie auf die Oase vor uns blickten und deuteten. Da ich dachte, sie hätten wahrscheinlich alle recht, hieß ich sie sich setzen und ein wenig ausruhen; ich zündete mir eine Pfeife an, nachdem ich ein paar lauwarme Schlucke Wasser aus einer Kalebasse genommen hatte. Der Tabakrauch gab mir einen guten Anhaltspunkt für die Richtung und Beständigkeit des Windes – die wichtigste Frage als Vorbereitung für die Annäherung.

Nachdem wir zwanzig Minuten geruht hatten, machten wir weiter und gelangten bald in das Tal, das nach dem sonnenverbrannten Busch, den wir den ganzen Morgen durchquert hatten, sehr schön aussah. Die Losung, die beim Start frisch gewesen war, wurde noch frischer; wir konnten sehen, wie sie dampfte, wenn wir sie mit den Füßen aufbrachen. Das ist eine nützliche Maßnahme, wenn man sich einem Elefanten nähert, da der Dung in der sengenden Sonne sehr schnell trocknet.

Ich entschied, da das große Gewehr unzuverlässig war, es nicht zu laden, außer im Notfall oder wenn ich so nah herankam, dass ich schnell nachladen konnte, falls es mich im Stich ließe.

Plötzlich sahen wir den Bullen, ein sehr prächtiges Tier mit guten Stoßzähnen, aber unglücklicherweise hatte er den dichteren Busch verlassen und war auf eine offene Lichtung gegangen, auf der nur hier und da ein paar ordentlich große Bäume standen. Ich konnte nicht näher als achtzig Yards herankommen, da er wegen des wechselhaften Windes sehr misstrauisch war. Obwohl er uns nicht gewittert hatte, glaube ich, dass er das Brechen eines Astes hörte, auf den einer meiner Männer törichterweise getreten war. Da ich sah, dass er bald flüchten würde, entschied ich mich, die .400er anstelle der .303 zu benutzen und zu versuchen, ihn ins Herz zu treffen. Das war ein Fehler, denn die Unzuverlässigkeit des Gewehrs ließ mich zu schnell schießen; ich dachte nämlich, dass das verdammte Ding vorzeitig losgehen könnte.

Es stand ein etwa 8 Zoll dicker Jungbaum genau in der Schusslinie zum Herzen, und ich dachte, ich könne an ihm vorbeischießen, also feuerte ich. Beim Schuss sah ich ein Stück Rinde vom Jungbaum fliegen, obwohl ich den Elefanten richtig traf, da er ein lautes Grunzen ausstieß und fast hinfiel.

Jetzt wäre der Zeitpunkt gewesen, an dem ich meine .303 hätte ergreifen und ihm mehrere Kugeln jagen sollen, da er noch fast in derselben Position verharrte, obwohl er sich langsam quer vor uns bewegte. Während ich eine weitere Patrone in die .400er schob, hob ich sie gerade an meine Schulter, als das dreifach verfluchte Ding wieder einen seiner hässlichen Aussetzer hatte und losging; es riss mir das Gewehr aus den Händen und schürfte mir an der rechten Hand etwas Haut ab. Ich ließ es liegen und griff nach der .303, aber der Bulle war in eine Senke im dichteren Busch gelangt und rannte nun mit aufgerichtetem Schwanz, was das Zeug hielt. Natürlich war ich angewidert, da er ein herrliches Paar Stoßzähne hatte, lang und schön geschwungen.

Wir folgten diesem Elefanten bis zur Dunkelheit und stellten fest, dass er sich zweimal hingelegt hatte, wieder aufgestanden und weitergezogen war. Glücklicherweise kamen wir an ein weiteres Tal, in dem wir ein wenig Wasser fanden; wir bauten zwei Grasschuppen und verbrachten eine recht angenehme Nacht, abgesehen davon, dass ich ein wenig von Moskitos und einem Löwen belästigt wurde, der zum Bach kam, um zu trinken. Die Männer schnarchten laut unter ihrem Unterstand, und ihr Feuer war ausgegangen. Der Löwe gruntze beim Herankommen und weckte mich auf; also blies ich mein Feuer an, griff nach meiner .303 und weckte die Männer. Es war stockfinster, sodass außer dem Schein des Feuers und den funkelnden Sternen am Himmel kaum etwas zu sehen war.

Nachdem wir die Elefantenfährte verlassen hatten, hatte ich ein Zebra für die Männer geschossen; sie saßen also bis nach Mitternacht auf, verschlangen das Fleisch und schliefen dann wie Klötze. Da ich Zebrafleisch nicht mag, kochte ich mir ein wenig Suppe im Kessel, und mit zwei Keksen war ich nicht schlecht bedient. Der Tee, der im selben Kessel zubereitet wurde, schmeckte stark nach Zebra, da er nicht sehr sauber ausgewaschen worden war.

Wir hörten den Löwen trinken; er lag eine Zeit lang nahe am Bach und zog dann in die entgegengesetzte Richtung zu den Überresten des Zebras ab. Er schien den Wind des Fleisches und der Knochen, die um unser kleines Biwak herumlagen, nicht mitzubekommen. Wenn er den Geruch aufgenommen hätte, hätte er wohl versucht, sich etwas Essbares zu holen; aber hätte er das Fleisch am Biwak gewittert, hätte er auch die Witterung des toten Zebras aufgenommen und wäre dorthin gegangen, da es keine siebzig Yards entfernt lag.

Ich habe in diesem Distrikt zu verschiedenen Zeiten mehrere gute Bullen geschossen, aber irgendwie bleiben mir die erfolglosen Tage stärker im Gedächtnis als viele der erfolgreichen, weil die Enttäuschungen so bitter waren. Die meisten Autoren befassen sich fast ausschließlich mit ihren Glückstagen und vergessen oder verschweigen es, ihre verlorenen Tiere zu erwähnen; solche Berichte sind keineswegs eine faire Beschreibung der Großwildjagd. Die leeren Tage sind es, die Lehren für die Zukunft liefern und die Standhaftigkeit des Jägers prüfen.

Etwa fünfzig Meilen von diesem Tal entfernt war ich einem feinen Elefantenbullen gefolgt, der den Trinktümpel mit zwei kleineren Männchen verlassen hatte und uns die üblichen Stunden des Fährtenlesens gekostet hatte, bis wir ihn einholten. Es hängt alles davon ab, wo die Elefanten die Hitze des Tages verbringen wollen. Wenn viel Schatten zu finden ist, werden sie wahrscheinlich früher langsamer, da sie bei Hitze gutem Schatten nicht widerstehen können. Aber ein paar Stunden mehr sind für einen Elefanten nichts im

Vergleich zu dem Unterschied, den es für den Jäger mit seinen vergleichsweise kurzen Beinen und der brütenden Hitze macht.

Elefanten mögen Hitze genauso wenig wie Menschen, obwohl ich glaube, dass die afrikanische Spezies weniger anfällig dafür ist als der indische Elefant. Ihre dunkle Haut ist nicht gerade die beste Farbe als Nichtleiter für Sonnenstrahlen, und ich habe mich oft gefragt, warum Elefanten nicht wie viele steppenliebende Antilopen ausgebleicht sind. Dies mag durch die Tatsache begründet sein, dass sie den Großteil ihrer Nahrung nachts aufnehmen und versuchen, zwischen etwa zehn Uhr morgens und vier Uhr nachmittags im Schatten zu bleiben. Wenn sie jedoch häufigen Belästigungen ausgesetzt sind, ziehen sie viel weiter und lassen viele geeignete Standplätze hinter sich, weil sie fürchten, eingeholt zu werden.

Die Fährte des Bullen und der zwei kleinen führte uns zu einem niedrigen, buschigen Rücken, und wir kamen ganz nah an sie heran, bevor wir genau wussten, wo sie waren. Dann hörten wir Elefanten auf beiden Seiten; tatsächlich hatte uns der Bulle in einen Halbkreis aus Elefanten geführt, und wir waren an drei Seiten von ihnen umgeben. Es wäre wohl sicherer gewesen, durch den Hinterausgang den Rückzug anzutreten, und in der Tat schlugen meine Männer vor, die Flucht zu ergreifen; aber ich war sehr erpicht darauf, diesen Bullen zu schießen, da ich glaubte, er habe gute Stoßzähne, also begab ich mich hinter einen Busch und wartete.

Befindet man sich im Inneren eines Bogens aus Elefanten, ist es absolut sicher, dass es nicht lange dauert, bis sie Wind bekommen. Einige taten dies bald und begannen tiefe Grolllaute auszustoßen, und ich konnte auch Quietschen von einigen Kühen hören. Dies versetzte den Bullen in Alarmbereitschaft; er kam zurückgelaufen, und als er dort ankam, wo wir waren, legte er seinen geschmeidigen Rüssel über den Busch und schwang ihn fast über unseren Köpfen hin und her. Gleichzeitig klapperte er mit seinen enormen Ohren gegen seine Flanken, was ein Geräusch verursachte wie das Zufallen des Deckels einer schweren Kiste. Alles, was ich durch das Geäst des Busches sehen konnte, war eine gewaltige graue Masse aus Fleisch und Knochen, die über mir aufragte, und dieser schlangenartige Rüssel, der dicht über unseren Köpfen herumtastete.

Plötzlich erhaschte ich einen Blick auf eines seiner kleinen, bösartig aussehenden, geröteten Augen; da ich etwas unternehmen musste, versuchte ich, meine .303 Vollmantelkugel ins Ziel zu bringen, und feuerte. Anstatt anzugreifen, wie es wahrscheinlich war, setzte er sich infolge des Schocks in seinem Kopf fast auf sein Hinterteil; er war jedoch nicht erlegt, als er rückwärts krachte und flüchtete.

Das Schießen mit einer einzelnen .303, die fast nach jedem Schuss klemmte, war eine Qual, und ich musste einen Ladestock benutzen, um die abgeschossene Hülse herauszustoßen. Ich bereitete mich gerade darauf vor, dies zu tun, als die Gruppe von Elefanten zu unserer Rechten, aufgeschreckt durch den Schuss, über den Rücken stürmte, unter dem üblichen Krachen und schrillen Schreien, die aus solcher Nähe recht bedrohlich klingen. Wir „erstarrten“ wie verängstigte Hasen und waren erleichtert, als ihre großen Hinterteile hinter dem Bullen verschwanden, der mit den Elefanten davongelaufen war, die ihm vorn und links nahe gewesen waren.

Eine lange Jagd nach dem Bullen endete mit einer Enttäuschung, wie es fast immer bei einem Elefanten geschieht, der mit einer Kopfwunde oder gar einer Körperwunde entkommt, sofern sie nicht Herz, Lunge oder Nieren trifft. Der Vorteil des Kopfschusses ist, dass ein Elefant nur sehr selten an den Folgen stirbt, was bei einer schweren Körperwunde wahrscheinlich der Fall ist.

Als ich 1905 in der Nähe des Nyamazi-Flusses jagte, damals eines der besten Gebiete für Elefanten in Nordrhodesien, hatte ich ausgezeichnetes Waidmannsheil und erlegte einige prächtige Bullen. Jede Nacht kamen sie in großen Scharen zum Trinken an den Fluss. Einige Teile des Ufers waren voller Schilf. Hier wuchs hübscher Papyrus und ein furchtbares Rohr, das von den Einheimischen *Matete* genannt wird. Alle stacheligen Blätter dieses widerwärtigen Gewächses hatten eine Spitze, scharf wie eine Nadel, was für die Augen recht gefährlich war und nackte Beine und Arme schmerzhaft stach. Dieses Gras oder Rohr ist am Luangwa und an vielen anderen Flüssen verbreitet; Elefanten denken sich natürlich genauso wenig dabei wie bei einer gewöhnlichen Heuwiese zu Hause, ebenso wenig wie Nashörner und Büffel. Die größeren Tiere sind so kraftvoll, dass sie jede Deckung durchdringen, die in diesem Land vorkommt. Nachdem sie das Matete-Schilf passiert haben, schnellen die Halme zurück, bringen Menschen zu Fall und sind so stark, dass man über sie hinwegsteigen muss, da ein Vorwärtsdrücken sie nicht bricht.

Eines Tages folgte ich drei Bullen durch dieses Zeug; sie wanderten über zwei Stunden darin umher, bevor sie in das trockene Waldland abbogen, dessen Boden mit verfilztem Gras bedeckt war. Ich stieß auf die Elefanten, als sie schliefen, alle frei stehend. Es war amüsant, ihre massigen Körper zu beobachten, wie sie vor und zurück schwankten, und gelegentlich die Bewegung eines haarigen, spitzen Schwanzes. Es hat etwas extrem Komisches, einen Elefanten von hinten zu betrachten; er sieht aus, als rutsche ihm die Hose herunter, und die wiegende Bewegung verstärkt diesen Eindruck.

Vom indischen Elefanten weiß man, dass er in Gefangenschaft weit über hundert Jahre alt werden kann; ich denke daher, dass ein wilder afrikanischer Elefant wahrscheinlich manchmal ein Alter von einhundertfünfzig Jahren erreicht. Wenn ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren einen sehr alten Elefanten schießt, ist es seltsam zu bedenken, dass das Tier vielleicht schon zur Zeit seines Ur-Ur-Großvaters gelebt hat.

Einmal, als ich mich in Dedza im zentralen Angoniland aufhielt, zeigte mir der Magistrat (Gordon) etwa dreißig Steine, die seine Leute im Magen eines Elefanten gefunden hatten, den er geschossen hatte. Bei mehreren Gelegenheiten danach fand ich Steine in ihnen, einmal so viele, dass sie einen ordentlich großen Eimer gefüllt hätten. Wahrscheinlich schlucken sie diese Steine, wenn sie an einem Bach trinken oder wenn sie Ameisenhügel-Schlamm fressen. Es ist unwahrscheinlich, dass sie versehentlich geschluckt werden, da ein Elefant ein zu feinfühliges Tier dafür ist. Als ich einmal bei Selous zu Gast war, erzählte ich ihm davon; er sagte, er habe nie daran gedacht, nach Steinen in ihrem Inneren zu suchen, da er nicht wusste, dass sie dazu neigen, welche zu schlucken. Dies mag, ähnlich wie das Magenkiesel-Fressen bei Geflügel und Vögeln, eine Hilfe für ihre Verdauungsorgane sein – der einzige Grund, der diese Gewohnheit zu erklären scheint.

Viele Füße afrikanischer Elefanten weisen einen fünften Zehennagel auf, der jedoch meist unterentwickelt ist; es ist ein Irrtum zu behaupten, sie hätten nur vier und nicht fünf Zehennägel wie indische Elefanten. Zwei große afrikanische Elefantenfüße, die ich unter meinen Trophäen habe, zeigen deutlich einen fünften Nagel, obwohl er, wie eben erwähnt, nicht so groß ist wie die vier anderen.

Elefanten sind höchst interessante Tiere, wenn man sie im wilden Zustand beobachtet, und da ich große Mengen (mindestens zweitausend) gesehen habe, verbrachte ich einige vergnügliche Stunden in ihrer Nähe. Elefanten helfen einander fort, wenn sie verwundet sind, was ich selbst zweimal beobachten konnte. In einem dieser Fälle traf ich einen Bullen im Kopf, und er fiel um – tot, wie ich glaubte; doch er war nur betäubt und lag reglos da, die Stoßzähne tief im Boden verankert, da er direkt nach vorn und nicht auf die Seite gefallen war. Er lag etwa eine Minute lang ruhig, da kamen zwei der anderen

Elefanten herbei und begannen ihn zu stupsen und mit ihren Rüsseln zu streicheln. Dann erwachte er und versuchte aufzustehen, was beim ersten Mal misslang; ich konnte keinen weiteren Schuss anbringen, da die beiden anderen in der Schusslinie standen. Schließlich kam er auf die Beine, war aber benommen und albern, da er wie ein betrunkener Mann hin und her schwankte. Ich war so interessiert geraten, dass ich, anstatt zu feuern, dastand und sie genau beobachtete. Als der Elefant Anstalten machte, wieder zusammenzubrechen, nahmen ihn die beiden anderen in die Mitte, und jedes Mal, wenn er zur Seite torkelte, gab ihm der Elefant, gegen den er prallte, einen Stoß, um ihn zu stützen.

Dies alles geschah, während sie sich im langsamen Schritt zurückzogen; ich war so fasziniert, dass ich ganz vergaß, ihn zu töten, anstatt heranzulaufen und einen weiteren Schuss zu versuchen. Einmal hielt das verwundete Tier an, immer noch schwindlig von dem harten Schlag auf seinen Schädel, und die zwei trieben ihn weiter, bis sie im Wald waren, wobei sie allmählich ein schnelleres Tempo aufnahmen, obwohl sie, solange sie in Sichtweite waren, nie in Trab verfielen. Da ich sicher war, dass dieser Elefant sich erholen würde, ging ich ihm nicht weit nach, aber weit genug, um zu wissen, dass die drei am Ende doch noch rannten.

Bei der anderen Gelegenheit, als ich sah, wie Elefanten einander halfen, hatte ich keinen getroffen, aber jemand anderes, denn in der Herde befand sich ein kleiner verwundeter Bulle. Sie zogen durch offenen Busch, und dieser kleine Bulle (seine Stoßzähne wogen nicht mehr als 20 Pfund pro Stück) blieb zurück. Er schien am Hinterbein leicht zu lahmen, aber es war nicht gebrochen, da ein Elefant sich mit einem Knochenbruch im Hinterbein nicht fortbewegen kann. Es ist nicht sicher, ob ich ihn hätte töten können, hätte ich es gewollt, wie ich gleich berichten werde. Als er zurückfiel, kam eine alte Kuh zweimal zu ihm zurück und trieb ihn an, indem sie gegen sein Hinterteil drückte.

Einige Einheimische, die auf der Suche nach Honig waren, kreuzten den Wind; die Elefanten bekamen Witterung und rannten davon. Soweit ich sehen konnte, hielt der verletzte Bulle mit den anderen mit, solange ich sie im Blick hatte. Kurz darauf trafen wir diese Einheimischen; ich kaufte ihnen etwas Honig ab, setzte mich, kochte Tee und aß davon. In dieser Herde war kein ordentlicher Bulle, also versuchte ich nicht, ihnen zu folgen.

Wenn mir nun jemand sagt, es sei alles Unsinn, dass Elefanten jemals daran dächten, einander zu helfen, lächle ich einfach, falls man an meinen Erzählungen zweifelt.

Zu jener Zeit gab es viele Bullen mit Stoßzähnen von 40 Pfund Gewicht und darüber. Wenn man extremes Glück hatte, konnte man sogar einen 80-Pfünder bekommen, und zwei Männer, die ich kannte, hatten das Glück, einen Bullen mit Stoßzähnen von über 100 Pfund pro Stück zu erlegen. Ein Freund namens Allport schoss einen mit Stoßzähnen knapp über 100 Pfund. Dieser Elefant war zuvor fast von einem Farmer namens Purchase getötet worden, der ihn niedergestreckt und den Rest seiner Patronen in seinen Kopf gefeuert hatte, es aber selbst dann nicht schaffte, ihn zu erlegen. Das Tier kämpfte sich wieder auf die Beine, während Purchase hilflos danebenstand und zusah, wie über 200 Pfund prächtiges Elfenbein davonmarschierten, ohne dass er noch eine Kugel übrig gehabt hätte, um es aufzuhalten. Hätte er seine Schüsse auf das Blatt statt auf den Kopf gesetzt, hätte er ihn sicher getötet.

Der leichteste Gehirnschuss erfolgt in die Ohröffnung, wenn man etwas hinter dem Elefanten steht. Steht er genau breitseitig, ist etwa 4 Zoll vor der Ohröffnung korrekt. Es ist alles eine Frage des Winkels, je nach Position des Wildes und des Jägers. Nichts geht über ein kleines Kaliber wie die .256 für den Gehirnschuss, aber für Körpertreffer halte

ich ein größeres Kaliber für effizienter, da bei größerem Kaliber die Schlagenergie (in der Regel) höher ist.

Das Herz liegt unterhalb einer gedachten horizontalen Linie durch die Körpermitte, nicht darüber; ein Schuss in Höhe des Ohrrandes (wie manche empfehlen) ist zu hoch. Wenn ein solcher Schuss tötet, dann deshalb, weil er die Lunge trifft, nicht das Herz.

Ein guter Schuss auf jedes Wild geht durch die Mitte des Halses, da die Wirbel gebrochen werden können. Ein ähnliches Ergebnis wird durch einen Schuss ins Rückgrat erzielt, aber dies verwundet nur und tötet nicht schnell wie der Halsschuss. Wunden in Gelenken oder Beinen wirken verkrüppelnd, sind aber nicht so waidmännisch wie der Gehirn- oder Herzschuss. Ich habe Jäger gehört, die einen Schuss in den Fuß empfehlen, aber ich persönlich würde dies lassen – nicht nur, weil es recht grausam ist, sondern auch, weil es unbefriedigend ist, da die Deckung einen meist daran hindert, die Füße richtig zu sehen.

Die Folge eines Gehirnschusses ist der sofortige Tod; wenn ein Tier also stark kämpft, kann man sicher sein, dass es nur benommen ist und bald wieder aufsteht, auch wenn es vielleicht ein oder zwei Minuten liegen bleibt. Sollte ein Elefant stürzen und kämpfen, bleibt nach einem Schuss aus dreißig oder vierzig Yards oft Zeit (wenn andere Elefanten nicht zu nah sind), schnell und etwas von hinten heranzulaufen und in die Ohröffnung oder auf die Schädelbasis am Nackenansatz zu schießen. Falls es jedoch so aussieht, als sei das Tier wieder auf den Beinen, bevor man diese Stelle erreichen kann, sollte man hinter ihm bleiben und auf die Mitte des Rückgrates schießen, das in der Mitte des Rückens ansteigt; man setzt den Schuss recht tief an, etwa 2 oder 3 Fuß vor dem Schwanzansatz. Dieser Schuss, besonders mit einem großen Kaliber, wird den Elefanten fast ausnahmslos an den Platz bannen; um ihm unnötige Qualen zu ersparen, kann man dann herangehen und mit einer weiteren Patrone den Gehirnschuss anbringen.

Ich habe gesehen, dass ein Elefant bei einem Herzschuss sofort umfiel, obwohl die übliche Reaktion eine Flucht nach vorn über eine Distanz von bis zu einer Meile ist, je nachdem, welcher Teil des Herzens getroffen wurde. Sollte die Kugel das Herz im oberen Bereich bei den Arterien durchschlagen haben, tritt der Tod schneller ein, und ein so getroffener Elefant geht gewöhnlich innerhalb von hundert Yards zu Boden.

Mit einem Schuss in einen Lungenflügel kann er gänzlich entkommen und verloren gehen; hat er jedoch die Kugel durch beide Lungenflügel erhalten, wird er normalerweise innerhalb einer halben Meile anhalten und sterben. Eine solche Wunde führt manchmal zu einem seltsamen Ergebnis: Das verwundete Tier stürmt davon, hält dann plötzlich inne, streckt den Rüssel steil in die Luft, wobei es Blutfontänen versprüht, sinkt dann zusammen und stirbt recht schnell. Ich habe dies mehrfach erlebt, und obwohl es kein schöner Anblick ist, gibt es einem die Gewissheit, dass man den Elefanten hat; ich habe nie einen Elefanten gesehen, der dies tat, ohne dort zu sterben, wo er stand.

Als ich im November 1908 in der Nähe des Luangwa-Flusses jagte, fand ich die Fährte einer großen Elefantenherde, der meine Männer und ich fünf Meilen lang folgten, bis wir sie einholten. Das war keine große Distanz für eine Verfolgung, da alles unter zehn Meilen als leichter Marsch bezeichnet werden kann. Der Großteil der Herde befand sich in dichtem Busch, einige jedoch in offenerem Gelände, wo man sie recht gut sehen konnte. Etwa auf halbem Weg zwischen uns und den Elefanten lag ein kleiner Bach, der zu dieser Zeit trocken war, da es extrem heißes Wetter war.

Keiner der drei Bullen, die ich sah, war besonders groß; der beste hatte Stoßzähne von etwa 30 Pfund pro Stück. Dieser Elefant stand breitseitig und bot eine gute Position für den Gehirnschuss; also zielte ich etwas vor seine Ohröffnung und feuerte. Er brach

zusammen, als hätte ihn der Gehirnschuss getroffen, und ich dachte, er läge endgültig – doch das tat er nicht. Er begann bald, die heftigsten Anstrengungen zum Aufstehen zu machen, wobei er laut schrie und sich gewaltsam abmühte. Die Herde rannte beim Klang meines Schusses davon, und einige von ihnen kamen in unsere Richtung, sodass wir in den Wald flüchten mussten, da wir im Offenen standen. Bevor ich ging, gab ich dem verwundeten Bullen einen Schuss aufs Blatt, aber es schien ihn nicht sonderlich zu kümmern.

Unter den Bäumen angekommen, suchte ich mir einen der besten aus – er war allerdings nur etwa einen Fuß dick – und stellte mich dahinter; mein Awemba-Gewehrträger Kalenje stand mit meiner Patronentasche direkt hinter mir. Die anderen Männer verschwanden im Busch und rannten ein Stück weit weg. Als ich zu dem verwundeten Bullen blickte, sah ich, dass er direkt auf Kalenje und mich zukam – und zwar sehr schnell.

Ich hatte eine Gibbs .303, die mit einem großen Magazin für zehn Schuss ausgestattet war; ich lud jedoch nie mehr als acht, da sie voll aufmunitioniert nicht ganz so reibungslos funktionierte. Da ich zwei Schuss abgegeben hatte, blieben mir sechs, und ich brauchte sie alle.

Der Elefant kam, wie gesagt, in seinem schnellsten Tempo; er preschte durch das kurze Gras und verursachte bei jedem Schritt ein lautes Rascheln. Sein Rüssel war eingerollt und wurde vorn tief gehalten; er gab keinen Laut von sich, außer mit seinen Füßen, während er auf uns zustürmte. Als ich mich bequem gegen meinen kleinen Baum gelehnt hatte, betrug die Distanz zwischen uns nicht mehr als sechzig Yards, und sie verringerte sich sehr schnell; also begann ich ruhig auf die Stelle zu schießen, an der der Rüssel in die Stirn übergeht. Dort befindet sich eine Vertiefung im Schädel. Zwei Kugeln klatschten auf seinen harten Schädel, und alles, was er tat, war den Kopf zu schütteln und noch schneller zu werden.

Ich war völlig ruhig, kann aber nicht behaupten, nicht ein wenig besorgt gewesen zu sein. Als der zweite Schuss ihn nicht stoppte, kam mir der Gedanke, dass ich zu hoch schoss, da dies der übliche Fehler beim Frontalschuss ist. Ich zielte dann tiefer und erwischte ihn; denn während er mit maximaler Geschwindigkeit heranstürmte, kippte er glatt über seine linke Seite, schlug mit gewaltigem Wumms auf die Erde auf und rutschte durch den Schwung bis auf wenige Schritte an den Baum heran. Ich dachte, sein linker Stoßzahn müsse gebrochen sein, aber er war unversehrt.

Kalenje, der ein sehr mutiger Kerl war, sah grün im Gesicht aus, wie er es meist tat, wenn er Elefanten nah war; doch die Jagd übte trotz seiner natürlichen Furcht vor den Tieren eine Faszination auf ihn aus. Das war die beste Art von Tapferkeit, denn es ist nichts dabei, tapfer zu sein, wenn man keine Angst hat. Ich mag auch grün gewesen sein, aber ich hatte keinen Spiegel zur Hand, um mein Gesicht zu betrachten.

Die Männer waren von der Vorstellung völlig begeistert, kamen herangelaufen und klopften mir auf die Schulter; ich muss zugeben, dass ich mächtig erleichtert war, denn nachdem ich ihn mit meinem zweiten Schuss nicht gestoppt hatte, begann ich mich zu fragen, ob er sich zuerst Kalenje oder mich holen würde.

Dies war der beeindruckendste Anblick, den ich während meiner Jagdzeit in Zentralafrika erlebte. Ich habe zwar noch einen weiteren Elefanten getötet, der mich angriff, aber der kam bei weitem nicht mit dem Tempo dieses Tieres heran, noch hatte er diesen unerbittlichen Blick stiller Wut, den jenes Tier an den Tag legte.

Natürlich sind Elefanten oft an mir vorbeigestürmt und fast über mich hinweggerannt, aber nur zweimal habe ich erlebt, dass einer direkt auf mich zukam im Wissen, dass ich sozusagen „seine Beute“ war. Manche Leute, die Wild auf sich zustürmen sehen, nennen das einen Angriff, was absoluter Unsinn ist; die Tiere versuchen einfach nur zu entkommen oder gegen den Wind zu gelangen, da alle Tiere bestrebt sind, den Wind von vorn zu bekommen, um Gefahr vor ihnen wittern zu können. Sie mögen ein Stück mit dem Wind laufen, wenn sie erschreckt sind, fangen aber bald an, in den Wind zu drehen. Wenn man dies weiß, kann man ihnen manchmal den Weg abschneiden und einen Schuss anbringen; dies war ein beliebtes Manöver in den alten Tagen in Südafrika, wenn ein Jäger das Wild zu Pferde verfolgte. Selous erwähnt dies oft in seinen Büchern, ebenso wie andere.

Der Tag, an dem ich diesen angreifenden Elefanten schoss, war zufällig der Geburtstag meiner Mutter; als ich an jenem Morgen das Lager verließ, fragte ich mich, ob sich mein Glück wenden würde, denn ich hatte jeden Tag schrecklich harte Arbeit in der Sonne bei kläglichen Ergebnissen hinter mir, da ich zwei Wochen lang an keinen Elefanten herangekommen war. Nachdem der Elefant tot war, dachte ich wieder daran und fragte mich erneut, ob es irgendeinen okkulten Einfluss gibt, der den Menschen begünstigen oder schützen kann. Ich bin nicht abergläubisch und kann an eine solche Kraft wirklich nicht glauben, besonders nach dem schrecklichen Gemetzel im Großen Krieg, als Tausende Mütter und Tausende Söhne vergeblich um einen Schutz beteten, der ihnen nicht gewährt wurde.

Als die Sache vorbei war, wunderte ich mich auch über das Glück, das ich gehabt hatte; denn ein Frontalschuss auf einen angreifenden afrikanischen Elefanten glückt nicht einmal in zehn Fällen, besonders mit einem kleinen Kaliber wie der .303. Bei einem schweren Cordit-Gewehr, wie einer .416 Rigby, ist der Schock der Kugel beim Aufprall so groß, dass ein Elefant, selbst wenn das Gehirn nicht getroffen wird, wahrscheinlich so betäubt wäre, dass er umfiele – und dann könnte man natürlich zur Seite laufen und die Sache leicht beenden.

Einmal, als ich auf einem einheimischen Pfad unterwegs war, sah ich eine kleine Herde von acht Elefanten, die in der lichten Deckung nahe eines *Dambos* Masuko-Pflaumen fressen; also ging ich mit einem „Boy“, der ein Ersatzgewehr trug, auf sie zu. Da sie sich in eine bestimmte Richtung bewegten, setzte ich mich vor sie hinter den Stumpf eines großen Baumes. Ich bemerkte zwei Kühe mit jeweils einem wenige Monate alten Kalb; es war interessant zu beobachten, wie eines von ihnen zu saugen versuchte, während die Mutter mit Fressen beschäftigt war. Mehrmals gab sie ihm einen kräftigen Klaps mit dem Rüssel, was das Kalb verärgert quieken ließ. Diese Kuh kam bald etwas zu nah; sie kam bis auf zwanzig Yards an meinen Baumstumpf heran, und der „Boy“ (einer meiner Hausjungen, der noch nie so nah an einem Elefanten gewesen war) sah einer Ohnmacht nahe aus; sein Gesicht nahm die typische Farbe eines Einheimischen an, der wirklich verängstigt ist. Das Kalb lief zur gegenüberliegenden Seite des Stumpfes und begann sich an der rauhen Rinde zu reiben, genau wie eine Kuh an einem Pfosten.

Als ich den Jungen wieder ansah, dachte ich, er würde flüchten, denn seine Augen traten ihm vor Angst fast aus dem Kopf. Als Scherz lehnte ich mich heraus und gab dem Kalb einen kräftigen Klaps auf das Hinterteil; es stieß ein Quieken aus und rannte zu seiner Mutter, die anfing bösartig dreinzublicken. Da ich keine Absicht hatte, die Kuh zu schießen, stand ich auf und schwenkte meinen Hut; sie zog ab und nahm die anderen mit sich – und in der ganzen Truppe war kein schussbarer Bulle dabei.

Ich beging einmal eine wirklich törichte Sache mit einer Elefantenkuh in der Nähe des Rukusi-Bachs, und es gibt keinen Grund, warum ich dies in meinen Erzählungen über die

Gewohnheiten der Elefanten auslassen sollte; zeigt es doch, wie furchtlos sie unter gewissen Umständen sein können, auch wenn manch einer, der noch nie einen wilden Elefanten gesehen hat, behaupten mag, es sei Prahlerei!

Meine Männer und ich hatten nach einem guten Bullen Ausschau gehalten und waren zu einigen Tümpeln gelangt, von denen einer höchst interessant war, da viele Elefanten ihn als Bad benutzt hatten. Es war ein Loch im Schlamm, etwa 16 Fuß lang und halb so breit; die Seiten, die kurz bevor ich darauf stieß, benutzt worden waren, waren feucht und so glatt gerieben wie eine emaillierte Badewanne.

An jenem Oktobertag war die Hitze furchtbar gewesen, tatsächlich einer der heißesten Tage, an die ich mich erinnern kann. Als wir den Tümpel erreichten, hatten wir gute fünfzehn Meilen zurückgelegt, und wir waren alle von der intensiven Hitze ziemlich erschöpft. Nicht weit vom Tümpel entfernt gab es eine felsige Erhebung mit ein paar Bäumen darauf, also begab ich mich dorthin, um ein wenig zu ruhen. Wir befanden uns vielleicht 50 Fuß über dem umliegenden Busch, und der Ort eignete sich hervorragend als Ausguck über das Land.

Ich hatte mich im Schatten hingelegt, den Hut über den Augen, um das Blendlicht abzuhalten, als einer meiner Männer sagte: „Elefanten, Herr." Ich stand auf, um nachzusehen, und sah sie bald zu den Tümpeln kommen; es gab nämlich mehrere in dem ausgetrockneten Bachbett, das sich durch das Tal schlängelte. Diese Elefanten taten etwas, das man zur Mittagszeit nicht oft sieht: Sie tranken; und die Ursache dafür war natürlich die extreme Hitze, die zu jener Zeit außergewöhnlich war.

Zwei Elefanten steuerten auf den badewannenförmigen Tümpel zu und stritten sich darum, wer ihn benutzen dürfe; eine große Kuh mit schönen Stoßzähnen durfte als Erste eintauchen. Als sie darin war, sog sie Wasser mit ihrem Rüssel auf, spritzte es über ihren Rücken und ihre Flanken und rieb sich kräftig an den Rändern des Lochs. Dann stieg sie heraus und rieb sich weiter an einem Baum, den ich schon zuvor bemerkt hatte, da er über und über mit Schlamm bedeckt war.

Wir sahen drei Herden zum Wasser kommen, aber abgesehen von kleinen Bullen mit Stoßzähnen von nicht mehr als etwa 20 Pfund war kein großer Stoßzahnträger unter ihnen. Nachdem sie weniger als eine halbe Stunde geblieben waren, wanderten sie in den Busch ab; also stiegen wir hinunter und schlugen fast dieselbe Richtung ein, da dies der Weg zum Lager war. Während wir durch ein Gebiet mit ziemlich dichtem Holzbestand zogen, stießen wir auf die erste Herde und entdeckten die schlammbeschmierte Kuh, die unter einem Baum stand und offenbar schlief. Sie stand abseits von den anderen, also beschloss ich, zu versuchen, so nah wie möglich an sie heranzukommen; drei der Männer folgten mir dichtauf.

Wir gelangten bis auf dreißig Yards heran (ich schritt es hinterher ab), als sie aufwachte. Da begannen einige der Männer und ich, uns einen Spaß daraus zu machen und sie mit Steinen zu bewerfen, wobei wir sie oft trafen. Wenn ein Steinbrocken sie traf, stampfte sie schwer mit den Füßen und schlug mit den Ohren, aber sie schrie nicht, was Elefanten gewöhnlich tun, wenn sie sehr verärgert sind. Dies ging einige Minuten so weiter, und sie begann ernsthaft wütend zu werden; also hielt ich die Männer zurück, da ich keine Absicht hatte, sie zu erschießen.

Während dies geschah, hatten wir ihr – wie ich anmerken muss – nicht unseren Wind gegeben, da ich absichtlich gegen den Wind herangetreten war. Ich beschloss nun, ihre Reaktion auf den Wind zu testen, und ging um sie herum, wobei ich einen Abstand von etwa fünfzig Yards einhielt. Sobald diese Elefantenkuh, die gut zwanzigmal von Steinen

getroffen worden war, den Wind bekam, suchte sie sofort das Weite und nahm den Rest der Herde, der etwa hundert Yards entfernt stand, mit sich.

Hinterher fragte ich mich, ob sie blind war, obwohl ihre Augen normal aussah; es waren die üblichen rötlichen, trüben Sehorgane eines Elefanten, sodass ich keinen Grund zu der Annahme habe, ihr Sehvermögen sei in irgendeiner Weise mangelhaft gewesen. Ob sie aufgrund der schrecklichen Hitze zu träge war oder ob ihr Sehvermögen schlecht war, kann ich nicht sagen; aber ich weiß, dass sich der Vorfall genau so abspielte, wie ich ihn niedergeschrieben habe.

Ich sage noch einmal, dass es eine extrem törichte Sache war, und ich würde dasselbe nicht noch einmal tun, es sei denn unter der Bedingung, dass ich schießen dürfte, wann ich wollte. Natürlich hätte ich ihr einen Schuss gegeben, wenn sie angegriffen hätte; aber zu jener Zeit wäre das Elfenbein beschlagnahmt worden, wenn ich den Vorfall gemeldet hätte, und möglicherweise wäre die weitere Abschußgenehmigung auf meiner Lizenz nach dem Ermessen des Magistrats, der den Fall entschied, annulliert worden.

Die Vorfälle mit dem Klaps für das Kalb und dem Steinigen dieser Elefantenkuh sprachen sich durch meine „Boys“ in Fort Jameson und Umgebung herum, und ich wurde von verschiedenen Leuten gefragt, ob sie wahr seien. Nachdem ich den Fragesteller versichert hatte, dass beide den Tatsachen entsprachen, hörte ich nie ein Gerücht, dass mein Wort angezweifelt worden sei. Ich erwähne sie hier als interessante Notizen über die Gewohnheiten des Wildes und darüber, wie man sich ihnen gegenüber manchmal Freiheiten herausnehmen kann, obwohl es riskant ist, dies zu tun.

Ich erinnere mich, von einem Offizier in Britisch-Ostafrika gehört zu haben, der sich oft einen Spaß daraus machte, Nashörnern einen Klaps auf das Hinterteil zu geben, als diese Tiere noch zahlreicher und viel zahmer waren als heute.

CUTTING OUT IVORY, NORTH-EASTERN RHODESIA.

THE MEAT-LOVERS AT WORK ON AN ELEPHANT.

108]

Was die Größe der Elefantenfüße betrifft, so folgt daraus nicht, dass die größten Stoßzahnträger auch die größten Füße haben. Der schwerste, wenn auch nicht der größte Elefant, den ich je schoss, hatte mittelgroße Füße, und er war ein Tier von enormer

Körpermasse. Dennoch kann man es als Faustregel ansehen, dass eine große Fährte es wert ist, verfolgt zu werden, wenn man auf Spurensuche ist.

Als ich in den Terai Dooars (Indien) war, wurde ein halbwüchsiger Elefant, der mit der Schlinge gefangen worden war, von einigen Männern hereingebracht; während sie rasteten, banden sie ihn an einem Baum nahe einer einheimischen Hütte fest. Ich kam gerade auf einem Pony vorbei und hielt an, um ihn zu betrachten. Ob es der Anblick von mir oder meinem alten Pony war, weiß ich nicht, aber er wurde plötzlich wütend und griff mit seinem Rüssel das Strohdach der Hütte an, sodass das Gras nach allen Seiten flog. Dann riss er sich los, stürzte sich auf eine andere Hütte und richtete an ihr beträchtlichen Schaden an, bevor die Fänger ihn mit ihren zahmen Elefanten wieder unter Kontrolle brachten.

Ich habe nie geglaubt, dass die Einheimischen viele wilde Elefanten töteten, indem sie sie mit einem Gras- oder Buschfeuer umzingelten, denn ich sah einmal eine Herde mitten durch ein Grasfeuer rennen. Sie liefen so schnell, dass sie ohne Schaden davonkamen, wenngleich sie von den Flammen vielleicht leicht versengt worden waren.

Ich habe mehrere Elefanten mit eiternden Wunden am Körper geschossen, von denen ich glaube, dass sie durch das Reiben an einem Baum verursacht wurden, der gebrannt hatte und möglicherweise erloschen war, wobei heiße Glut am Stamm zurückgeblieben war. Ein abgestorbener Baum kann, wenn er Feuer fängt, sehr lange vor sich hin glimmen; ich selbst habe einen gesehen, der dies noch zwei Monate nach meiner ersten Entdeckung tat.

Was Elefanten am meisten fürchten, ist Sumpfland, da sie dort schnell stecken bleiben und hilflos sind; je stärker sie kämpfen, desto tiefer sinken sie ein, bis ihr Schicksal besiegelt ist. Sicherlich töteten die Einheimischen vor langer Zeit viele Tiere, indem sie sie in Sümpfe trieben und sie dann mit Speeren erlegten, wenn sie zu schwach waren, um sich zu bewegen.

Auch Fallgruben waren gebräuchlich, und diese waren nicht so groß oder breit, wie man annimmt; alles, was benötigt wurde, war ein konisches Loch, das die Füße und Beine des Elefanten so fest einklemmte, dass sie sich nicht rühren konnten. Wäre die Grube groß genug gewesen, damit sie sich darin bewegen konnten, hätten sie sie bald mit ihren Füßen und Stoßzähnen eingerissen und wären entkommen.

Bei mehreren Gelegenheiten habe ich gesehen, wie eine aufgeschreckte Elefantenherde über ein steiles Flussufer rannte; dabei strecken sie ihre Vorderbeine weit aus, setzen sich dann hin und legen eine prächtige Rutschpartie auf ihrem Hinterteil hin, bis sie festen Boden erreichen, wobei sie Massen von Erde oder Sand mit sich reißen.

In Zeitungen und Zeitschriften usw. liest man Berichte über Elefantenfriedhöfe, wohin sie angeblich ziehen, wenn sie fühlen, dass ihre Tage auf Erden gezählt sind. An diesen Orten sollen riesige Mengen Elfenbein auf den Glücklichen warten, der sie findet. Das ist reiner Unsinn; denn die Feuchtigkeit und Hitze einer einzigen Regenzeit im tropischen Afrika lassen Elfenbein vollständig zerfallen, machen es weich und wertlos.

Ich kannte einen Elefantenwilderer (es ist nicht nötig, seinen Namen zu nennen), der im portugiesischen Territorium einige gute Elefanten erlegte, deren Elfenbein er nicht sofort absetzen konnte. Er vergrub es daher in der Nähe eines Bachs und ließ es über die Regenzeit dort liegen, in der Absicht, es in der nächsten Trockenzeit wegzuschaffen, nachdem die notwendigen Vorkehrungen für den Verkauf getroffen worden waren.

Als ich ein paar Tage bei ihm zu Gast war, erzählte er mir davon; ich bemerkte daraufhin, dass es mittlerweile wahrscheinlich verfault sei, da es schon einige Monate unter der Erde gelegen hatte. Er wollte mit mir um ein Pfund Sterling wetten, dass alles in Ordnung sei; also nahmen wir eines späten Abends, als die Einheimischen anderweitig beschäftigt waren, unsere Gewehre, als wollten wir nach einem Bock Ausschau halten, und auch eine Hacke, von der wir den Stiel entfernt hatten; mein Freund steckte das Blatt unter sein Hemd, um nicht die natürliche Neugier der „Boys" zu wecken, die uns sonst vielleicht nachgeschlichen wären, um zu sehen, was wir vorhatten.

Er hatte die Stelle mit ein paar Steinen in einer leichten Senke nahe dem Bach markiert; wir begannen zu graben und mussten gut 3 Fuß tief gehen, bis wir auf das Elfenbein stießen. Es waren acht Stoßzähne (einige recht gute), und kein einziger von ihnen war gesund; einige, so bemerkte ich, waren ganz weich und gaben nach, wenn man mit dem Daumennagel darauf drückte. Er war sehr deprimiert, da Elfenbein dieser guten Qualität zu jener Zeit etwa 15 Schilling pro Pfund einbrachte. Da die Stoßzähne durchschnittlich etwa 25 Pfund pro Stück gewogen hätten, bedeutete dies einen schweren Verlust für ihn nach all seinen Entbehrungen und Abenteuern beim Wildern der Elefanten.

Möglicherweise bleibt Elfenbein, wenn es oben auf dem Boden liegt, eine Regenzeit lang gesund, aber ich bin sicher, dass zwei oder drei Jahre es bald verrotten lassen.

Es ist erstaunlich, wie wenige Elefantenüberreste gefunden werden, abgesehen von den zahlreichen Schädeln und Knochen von Tieren, die weißen Jägern zum Opfer gefallen sind. Rund um Fort Manning konnte man viele Schädel finden, da die dort stationierten Offiziere fast alle jedes Jahr ihre zwei Tiere erlegten und andere Jäger die Zahl noch erhöhten, da der Distrikt lange Zeit das Revier guter Stoßzahnträger war.

In Fort Jameson lernte ich 1904 einen sehr guten Kerl namens James B. Yule kennen, der eine Ranch im Landesinneren hatte, wenngleich er einen Großteil seiner Freizeit mit der Elefantenjagd verbrachte. Im Laufe seiner Karriere hatte er viele Elefanten und anderes Wild geschossen und war sehr erfahren.

1914 hörte ich, dass er von einem Elefantenbullen getötet worden war, den er im Mai jenes Jahres verwundet hatte. Das Tier griff sofort mit einem Schrei an, stieß Yule nieder, ergriff zuerst sein Gewehr und schleuderte es in den Busch (nach dem Zeugnis seiner einheimischen „Boys") und stieß ihm dann einen seiner Stoßzähne durch den Unterleib, warf ihn eine Zeit lang herum und ließ ihn dann liegen. Die Einheimischen kehrten zurück, als das Handgemenge vorbei war, und trugen ihn zu seinem Zelt, wo er am nächsten Tag starb. Danach brachten sie den Leichnam zu seiner Farm, wo er begraben wurde.

Dieser Bericht (der leicht gekürzt aus der *Nyasaland Times* vom 25. Juni 1914 übernommen wurde) dient Anfängern als Warnung, beim ersten Schuss auf gefährliches Wild sehr vorsichtig zu sein, da so viel davon abhängt, wohin diese Kugel geht. Alles weitere Geschehen hängt davon ab; um gut zu treffen, ist es sicherer, nah heranzugehen, anstatt weite Schüsse zu riskieren und dann der Gefahr ausgesetzt zu sein, einem verwundeten Tier zu folgen, das durch den Schmerz seiner Verletzung sicher in Wut versetzt ist.

Kapitel VII: Über Nashorn, Büffel, Nilpferd und Löwe

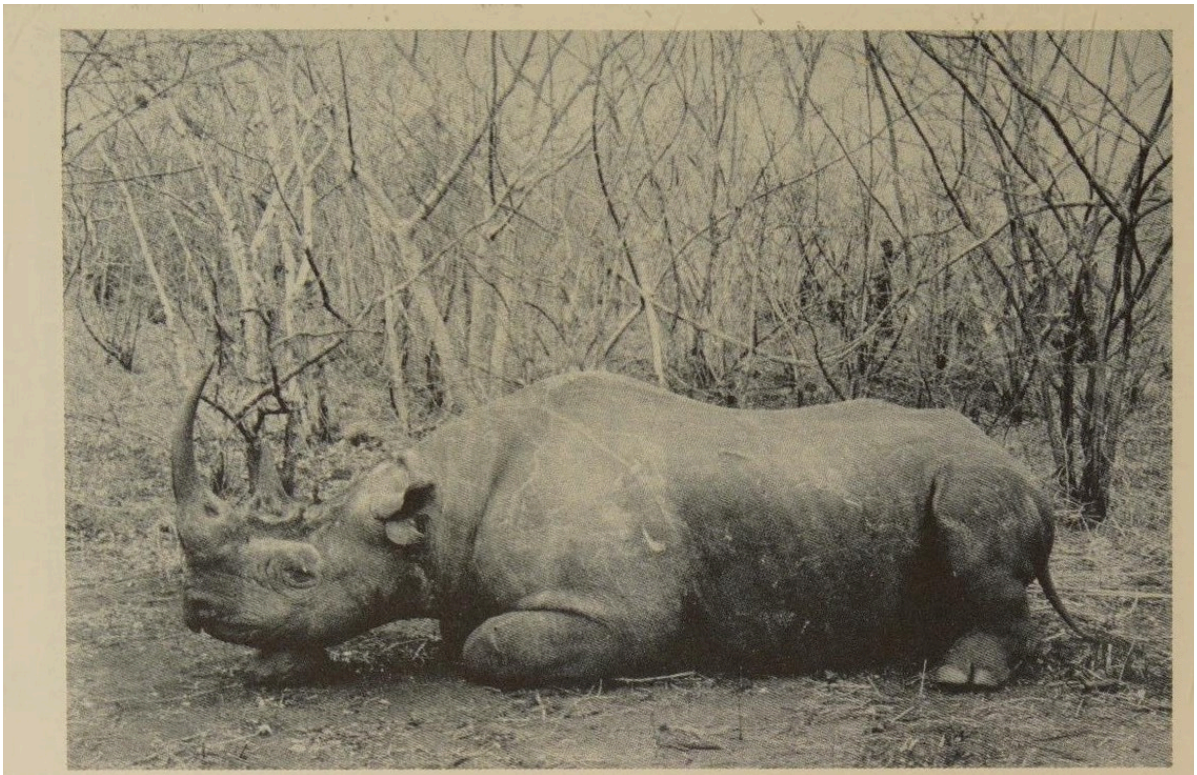
Kein Mensch ist in der Lage, die vollständige Lebensgeschichte irgendeines Tieres zu schreiben, da die Gewohnheiten einer bestimmten Spezies in den verschiedenen Gebieten, in denen sie vorkommt, variieren, und es würde eine umfassende Erfahrung

erfordern, solche Gelegenheiten zu erhalten. Zum Beispiel unterscheidet sich das Verhalten von Nashörnern und Büffeln in verschiedenen Teilen Afrikas erheblich. In Britisch-Ostafrika (heute Kenia) sagt man beiden Arten nach, dass sie bei geringster Provokation angreifen, während sie im weiter südlich gelegenen Territorium oft nicht dazu neigen, in die Offensive zu gehen, es sei denn, sie wurden verwundet.

Alle Verallgemeinerungen sind jedoch ein Fehler, denn ich habe von Ausnahmen zu dieser Regel gehört. Es ist völlig unmöglich zu sagen, wie sich ein Tier unter gegebenen Umständen verhalten wird, da eines weglaufen mag und ein anderes das Gegenteil tut. Daher ist es ratsam, im Busch ein Gewehr griffbereit zu haben.

Als ich zum ersten Mal nach Njassaland kam, standen Büffel und Elenantilope unter strengem Schutz, aber später wurde eine gewisse Anzahl auf der Lizenz erlaubt, jeweils sechs Stück pro Jahr. Nashörner waren in Njassaland nicht sehr zahlreich, und ich stieß nur gelegentlich auf ihre Spuren; aber in Nordostrhodesien waren sie recht häufig, sodass ich zu verschiedenen Zeiten einige sah. Ich kümmerte mich nicht viel um sie, da ich meist nach Elefanten suchte, wenn ich ihre Spuren im Busch fand. Ein Nashorn legt eine recht weite Strecke von seinem nächtlichen Trinkplatz zurück. Nachdem ich ein paar Hörner als Trophäen gesammelt hatte, hatte ich keinen Wunsch mehr, weitere zu schießen, wegen des wenigen, das man für die Hörner und Häute bekommen konnte; denn ich hielt nie etwas davon, mit etwas anderem als Elfenbein Geld zu verdienen. Die Stoßzahnträger würden ohnehin von irgendjemandem geschossen werden, und ich dachte mir: Wenn andere Jagd auf sie machten, könnte ich das auch; und je mehr ich Elefanten jagte, desto größer wurde die Faszination dieses Spiels.

Im vorangegangenen Kapitel habe ich über einige meiner Erfahrungen mit Elefanten berichtet und könnte viele andere schildern, wenn ich nicht auch etwas über das andere Wild des Landes sagen wollte. Mein erstes Nashorn erforderte mehrere Schüsse, um es zu töten. Einer der Schüsse aus einer schweren, rückstoßstarken Doppelbüchse im Kaliber 10 von Purdey warf mich um, da ich an der Seite eines großen Ameisenhügels saß. Das Nashorn flüchtete und war (nachdem meine Männer und ich aufgehört hatten zu lachen) fast außer Sichtweite im Busch; also rannte ich ihm mit einer einschüssigen .303 hinterher und erlegte es.



RHINOCEROS BULL.
Shot and photographed by George Garden,

156]

Bei einer anderen Gelegenheit fand ich einen schlafenden Nashornbullen und traf ihn, während er schnarchte, mit einer einschüssigen .400 H.V. Büchse. Er wachte auf, stand innerhalb von drei Sekunden auf den Füßen und kam schnaubend an uns vorbei in hohes, sonnengetrocknetes Gras, das ein starkes Blendlicht in meine Augen warf, während ich ihn verfolgte. Ich war von der Reflexion des leuchtend gelben Grases so geblendet, dass ich fast mit dem Nashorn zusammenstieß, das stehen geblieben war, um zurückzublicken. Da ich leicht mit Shorts und nackten Beinen bekleidet war, war ich recht wendig, vollführte also einen exzellenten Schlenker und passierte das wütende Tier auf wenige Schritte, bis es sicher schien, anzuhalten und zurückzublicken.

Das Nashorn drehte sich herum, um mich im Auge zu behalten, und bot ein hervorragendes Ziel für einen Schuss auf das Blatt; also gab ich ihm eine .303 Vollmantel, da ich mir dieses Gewehr gegriffen hatte, nachdem ich die einschüssige .400 abgefeuert hatte. Es brach sofort zusammen und starb bald darauf, denn ich stellte später fest, dass die Kugel die großen Arterien über dem Herzen durchschlagen hatte. Die erste Kugel hatte seinen linken Lungenflügel durchlöchert; er hätte entkommen können, wenn ich nicht schnell hinter ihm hergelaufen wäre.

Es ist ein Fehler, auf liegendes Wild zu schießen, da es schwierig ist, die lebenswichtigen Stellen zu lokalisieren, wenn ein Tier in dieser Position ist; das Beste ist es daher, zu pfeifen oder laut genug in die Hände zu klatschen, um das Misstrauen des Tieres zu wecken, aber nicht so laut, dass man es zur schnellen Flucht veranlasst.

Nashörner sind viel leichter zu töten als Elefantenbullen; in dieser Hinsicht stelle ich sie auf eine Stufe mit Elefantenkühen, die schneller sterben als die Bullen.

Das Spitzmaulnashorn ernährt sich hauptsächlich von Dornenzweigen und frisst selten Gras, im Gegensatz zum Breitmaulnashorn, das sich ausschließlich von Gras ernährt. In Njassaland und Nordrhodesien gibt es keine Breitmaulnashörner; sie sind eine südafrikanische Spezies, die durch kurzsichtige Verfolgung rapide vom Aussterben

bedroht ist, hauptsächlich aufgrund der Schlächterei mancher südafrikanischer Kolonisten, die keine Naturliebhaber oder Denker sind. Im südlichen Sudan und den angrenzenden Gebieten gibt es eine Varietät des Breitmaulnashorns, aber ich war nie dort, sodass alles, was ich darüber weiß, aus der Literatur stammt.

Ich glaube, das Spitzmaulnashorn frisst gelegentlich Gras, da ich bei mehreren Gelegenheiten Gras in ihrer Losung gesehen habe. Dornenzweige scheinen eine höchst unverdauliche Nahrung für jedes Tier zu sein, da sie hart und faserig sind; aber das gilt auch für manches, was Elefanten fressen, und über Geschmack lässt sich nicht streiten.

Warum man den beiden Nashornarten die Namen Schwarz und Weiß gab, weiß ich nicht; denn als ich jeweils eines im Museum von Kapstadt untersuchte, war es schwierig zu sagen, welches der beiden das weißere war. Beide Namen sind falsch, da ihre Farbe ein dunkles Grau ist, etwa die Farbe einer Elefantenhaut.

Eines der Nashörner, die ich schoss, hatte ein drittes, verkümmertes Horn von der Größe einer Pflaume, und mein Freund George Garden aus Mlanje, Njassaland, schoss in Portugiesisch-Ostafrika eines, das exakt gleich aussah. Es gibt einen Beleg für eines, das fünf Hörner hatte – drei verkümmerte und die üblichen zwei.

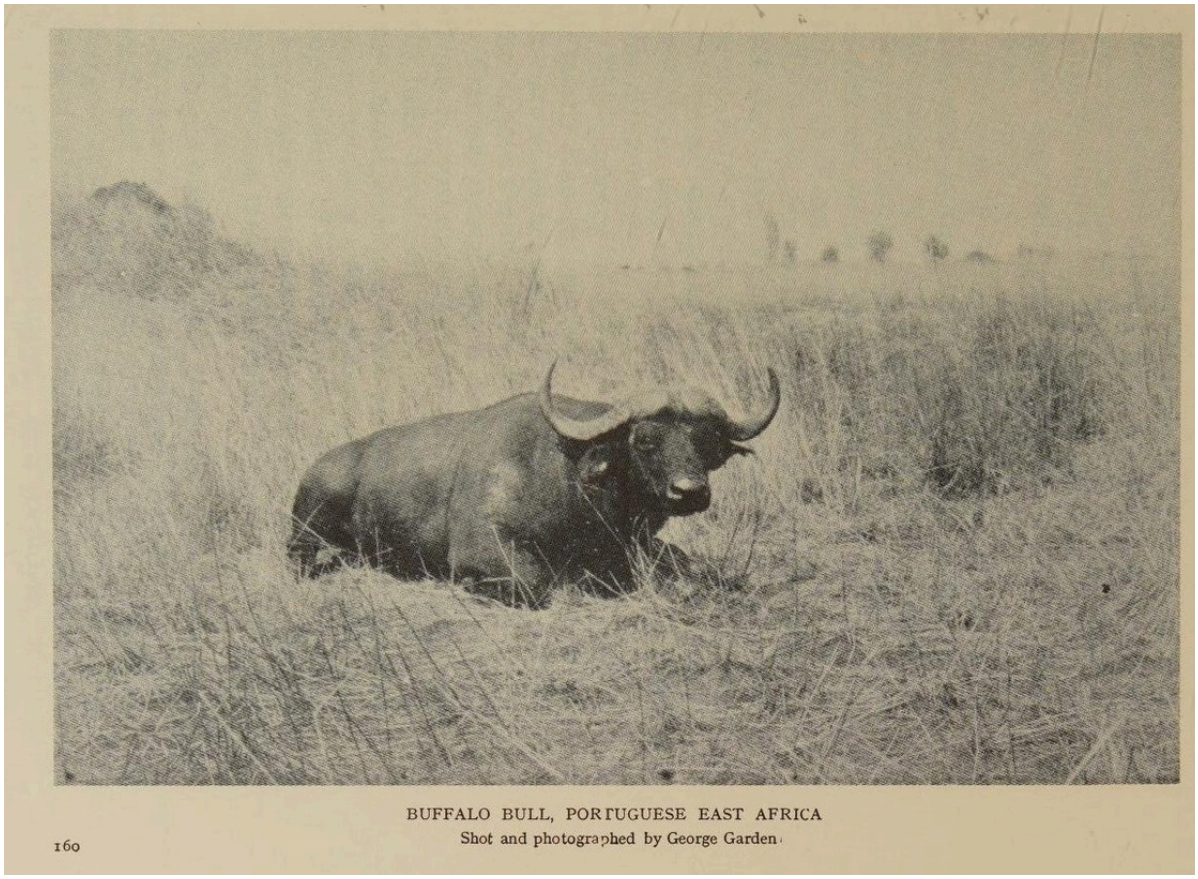
Ein Nashorn ist ein sehr starkes Tier und fähig, großen Schaden anzurichten; wenn man also einem in dichter Deckung nachspürt, sollte man das Gewehr schussbereit haben. Denn obwohl alles Großwild massig und langsam erscheint, können sie ein beachtliches Tempo entwickeln, wenn sie wollen. Das Tempo eines flüchtenden Tieres, selbst wenn es erschreckt ist, ist kein Maßstab für seine Geschwindigkeit, wenn es in wütendem Zustand auf einen zukommt.

Viele Leute spotten heute über das Schießen; sie machen Teleaufnahmen von Wild und geben manchmal vor, ein Tier würde angreifen, wenn es gar nicht der Fall ist, wie ein Experte sofort erkennt. Sie erwerben sich einen Ruf für Mut bei Leuten, die sich nicht auskennen und die ihre schönen Bilder bewundern (einige davon sind gewiss gut). Tatsächlich besteht selten große Gefahr, wenn man sich Wild mit einer Kamera nähert, da der erste Instinkt jedes Tieres die Flucht ist. Andererseits ist es viel gefährlicher, einem verwundeten Tier mit dem Gewehr in dichte Deckung zu folgen; man wird dabei viel eher angegriffen, als wenn man dasselbe Tier in unverwundetem Zustand fotografiert.

Ich möchte damit keineswegs den Mut der Telefotografen herabsetzen, da sie tapfere Männer sind; aber ich möchte eine irrige Vorstellung zerstreuen, die unter Leuten vorherrscht, die nichts von der Jagd verstehen. Einige dieser Fotografien von „Angriffen" verraten sich auf den ersten Blick, da das Tier in einem Winkel zu sehen ist, während ein echter Angriff, wenn er von vorne fotografiert wird, schnurgerade erfolgt. Natürlich könnte ein Angriff auf jemand anderen von der Seite aufgenommen werden, aber diese Art sieht man nicht oft in Büchern oder Zeitschriften. Nur wenige Tiere greifen an, wenn sie nicht verwundet sind – ausgenommen vielleicht ein Weibchen mit Jungen. Wenn Wild viel behelligt wurde, will es beim bloßen Anblick eines Menschen nicht angreifen, sondern so schnell wie möglich weglaufen.

In Britisch-Ostafrika wurden die Büffel viele Jahre lang geschützt, nachdem sie und anderes Wild um 1895 durch die Rinderpest dezimiert worden waren. Dadurch gewöhnten sie sich an den Anblick von Menschen und bewegten sich kaum weg; tatsächlich kamen sie manchmal näher, um ein Objekt zu identifizieren, das ihr Interesse geweckt hatte. Als das Schießen auf sie dann erlaubt wurde, behielten sie diesen Zug der Neugier bei. Andererseits neigen Tiere, die leicht verwundet wurden, dazu, ihre Verletzung am ersten menschlichen Wesen zu rächen, dem sie begegnen – leider nicht

immer an der Person, die diese Aufmerksamkeit verdient hätte; aber es ist oft so im Leben, dass die Unschuldigen leiden und die Schuldigen entkommen – zum Beispiel die Politiker im Krieg.



160 BUFFALO BULL, PORTUGUESE EAST AFRICA
Shot and photographed by George Garden

Niemand kann einen vernünftigen Rat geben, was das Beste ist, wenn man niedergestoßen wurde, denn das Opfer ist wahrscheinlich betäubt oder benommen; und ein Elefant, Büffel, Löwe oder Leopard verschwendet unter diesen Umständen nicht viel Zeit, sondern macht sich sehr schnell an die Arbeit.

Als das Schießen von Büffeln in Njassaland erlaubt wurde, ging ich zum Chiromo-Sumpf und verbrachte einige Zeit mit der Jagd in der Umgebung von Machinjiri und anderen Dörfern am Fuße der Cholo-Kette. Es war eine heiße Arbeit, da das Gras hoch und unverbrannt war; und wo es gebrannt hatte, war ein Teil davon, weil es grün war, stehen geblieben, sodass alles verfilzt war. Der Ort war schwarz vor Asche, was einen in kurzer Zeit völlig verdreckte. Der Aschestaub drang in die Kehle, da er bei jeder Störung in die Luft stieg.

Einer meiner aufregendsten Tage mit einem Büffel war, als ich eines Morgens bei Tagesanbruch einen prächtigen Bullen mit zwei anderen fand. Er hatte gerade ein Maisfeld verlassen, wo er nachts mit den anderen gefressen hatte, und war in das nahegelegene schwere Gras gezogen. Wir entdeckten die Tiere von einem Ameisenhügel aus; Kopf und Hals des Bullen waren der einzige sichtbare Teil von ihm, da er halb verborgen hinter einem Busch stand. Ich hatte eine .404 Jeffery-Mauser mit einem dieser Vorzug-Abzüge – das heißt, der Abzug kam ein Stück zurück, bevor er den Schlagbolzen auslöste, und ich mochte diese Art von Abzug an einem Gewehr nie. Da ich auf den Hals des Bullen zielte, verleitete mich der Abzug dazu, zu tief zu schießen; ich traf ihn jedoch schwer, und er stürmte mit den anderen davon, wobei er viel Schweiß (Blut) auf seiner Fährte hinterließ.

Wir folgten ihm viele Meilen durch furchtbar dichtes Gras, und ich bekam eine weitere Chance, wobei ich ihn für einen Moment niederstreckte. Danach verließ er die anderen und zog allein weiter. Er war ein zähes altes Tier, und es war erstaunlich, wie er es schaffte, trotz seiner Wunden in der intensiven Hitze durchzuhalten. Glücklicherweise verließ er das Gras und gelangte in Waldland, das viel besser zu begehen und weniger gefährlich für uns war.

Schließlich ging ihm die Puste aus und er hielt an, woraufhin ich an ihn herankam und ihm eine Kugel gab. Er kam nun im Trab auf uns zu, und meine Männer kletterten auf Bäume. Molilo, mein Gewehrträger, blieb standhaft; wir begaben uns hinter einen Busch und warteten auf eine gute Gelegenheit. Endlich hielt er unter einem Baum an, sodass ich ihn mit einem Schuss schräg durch die Brust aus meinem Rigby 7,9-mm-Gewehr erlegte. Er fiel und stieß jenes langgezogene Röhren aus, das Büffel gewöhnlich von sich geben, bevor sie sterben. Ich bewunderte den Mut des stolzen alten Tieres.

Ich war mit dem Ergebnis des Tages sehr zufrieden, da wir ihn gut sechs Stunden lang unter einer sengenden Sonne und durch übelstes Gelände verfolgt hatten. An einem anderen Tag schoss ich vier Büffel in der Nähe von Machinjiris Dorf, hauptsächlich wegen der Einheimischen, die hungrig waren, da ihre neue Ernte noch keine Früchte trug und sie den Großteil ihrer letzten Ernte aufgebraucht hatten.

Zwei dieser Tiere liefen in eine dichte Schilfmasse, die in einem Sumpf wuchs; der Schlamm reichte mir bis an die Knie, und ich war nicht sehr erbicht darauf, in solch eine Deckung hinter Büffeln heranzugehen. Es wäre klug gewesen, etwa eine Stunde zu warten, um ihnen die Chance zu geben, zu verenden oder steif zu werden, bevor man sie anging; aber ich war erhitzt und müde und wollte so schnell wie möglich zurück ins Lager. Außerdem wollte ich sie von ihren Schmerzen erlösen.

Ich folgte demjenigen, der am schwersten getroffen schien, und hatte das Glück, ihn gerade verendet im Schlamm auf der Seite liegend zu finden. Ich sah ihn jedoch erst, als ich bis auf fünf Yards heran war; daher beschloss ich, bei der Verfolgung des anderen größte Vorsicht walten zu lassen, da ich nur meine kleine 7,9-mm Rigby-Mauser bei mir hatte. Wir nahmen die Fährte des anderen auf und gingen sehr langsam voran, wobei wir alle paar Schritte anhielten, um genau zu horchen. Aus nächster Nähe kann man oft ein großes Tier atmen hören, wenn es sonst still ist; aber es gelang uns nicht, diesen Büffel einen Laut machen zu hören, da alles ruhig war, abgesehen vom Schmatzen des Schlamms, während wir uns vorsichtig vorwärtsschoben.

Plötzlich fanden wir uns zwei Schritte vor dem Büffel wieder, der im Schlamm saß. Er sah uns natürlich, als wir in sein Sichtfeld kamen, und versuchte aufzustehen, indem er sein Hinterteil hob (wie es alle Rinderartigen beim Aufstehen tun); es gelang ihm jedoch nicht, wegen des schlüpfrigen Schlamms wieder auf die Beine zu kommen. Ich hätte ihm eine Kugel in den Körper jagen können, aber nicht in den Kopf, da dieser sich bei seinen Bemühungen, aufzustehen, hin und her bewegte.

Bei seinem zweiten Versuch beugte er den Nacken und legte die Linie seiner Wirbel frei; ich schoss dorthin, er fiel und begann sofort laut zu brüllen. Ich war sehr erleichtert, ihn zusammenbrechen zu sehen, denn wäre er aufgestanden, hätte wahrscheinlich einer von uns gelitten, da es im Sumpf und Schilf äußerst schwierig war, sich schnell zu bewegen.

Büffel sind sehr scheue Tiere und halten sich so weit wie möglich von Menschen fern, wenn sie viel gejagt werden; wenngleich sie in wilden Gebieten, wie anderes Wild auch, oft zu den Feldern der Einheimischen kommen, um die getrockneten Stängel von Mais und

Hirse zu fressen. Wie Elenantilopen, die ebenfalls schwere Tiere sind, durchbrechen sie grobe Zäune, um an diese Orte zu gelangen.

Die Form der afrikanischen Büffelhörner variiert erheblich, selbst in ein und demselben Gebiet, was hauptsächlich auf das Alter der Tiere zurückzuführen ist. Es ist daher unsinnig (wie es ein deutscher Professor der Naturgeschichte versuchte), sie als verschiedene Arten zu klassifizieren, nur weil ihre Hörner je nach Alter variieren. Natürlich weisen der kleine rotmähnige Büffel des Kongo und die in Senegambien und anderen Orten vorkommenden Varietäten eine große Variation in Körpergröße, Schädel und Hörnern im Vergleich zum gewöhnlichen Kaffernbüffel auf, sodass sie aufgrund dieser Unterscheidung zu Recht getrennt werden können. Diese Tendenz zur Differenzierung bei heimischen Naturforschern ist teilweise auf Unwissenheit zurückzuführen, da sie glauben, dass sich junge Hörner zeitlebens nach demselben Muster weiterentwickeln.

Nehmen wir ein Tier wie die Lichtenstein-Antilope. Es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen den frühen Spießen und den voll entwickelten Hörnern. Ein Schirrantilope, eine Impala oder jedes Tier, das aus frühen Spießen im Laufe weniger Jahre Krümmungen entwickelt, ist ein gutes Beispiel für die Unmöglichkeit einer Klassifizierung ohne volle Kenntnis der altersbedingten Unterschiede. Derselbe Fehler wird manchmal bei Fellen gemacht, die ebenfalls je nach Alter variieren.

Wenn eine Büffelherde aufgeschreckt wird, stürmen die Tiere oft auf den Jäger zu, in dem Versuch, in den Wind zu gelangen; dieser Ansturm kann niemals als echter Angriff bezeichnet werden. Ein wirklicher Angriff erfolgt mit Absicht, und Tierherden agieren nie (oder nur sehr selten) gemeinsam gegen Menschen. Es ist ein Glück für den Jäger, dass sie das nicht tun, denn wenn sie es täten, gäbe es nicht mehr viele Jäger.

Die Kälber haben eine bräunliche Farbe und wechseln allmählich zu einem Schwarzgrau; alte Tiere werden, wie alte Elenantilopen, im Laufe der Zeit fast haarlos. Zu bestimmten Jahreszeiten schließen sich die alten Bullen zusammen und ziehen getrennt von den Kühen und jüngeren Tieren. Löwen folgen den Herden oft auf ihren Wanderungen, greifen aber im Allgemeinen eher Kühe oder Jungtiere an als die großen, gut behörnten Bullen, die einen tapferen Kampf liefern können, sofern sie nicht unvorbereitet getroffen werden.

Ein Büffelbulle ist enorm kraftvoll, besonders im Nacken. Ich erinnere mich, wie ich einmal plötzlich eine Büffelherde überraschte, die in einem dichten Dornendickicht lag; es war wunderbar, wie schnell sie durch das verfilzte Unterholz verschwanden, das dick genug aussah, um alles auf vier Beinen aufzuhalten.

Büffel gehören zu den ersten Arten, die sich vor der vorrückenden Zivilisation zurückziehen, da sie Ruhe lieben; zumindest war dies meine Erfahrung im südlichen Zentralafrika. Sie lieben Sümpfe, wo sie sich bei heißem Wetter erfrischen können, indem sie sich im Schlamm und Wasser wälzen, wenngleich sie sich zum Schlafen wahrscheinlich in dichten, schattigen Busch zurückziehen. Ich stieß einmal auf etwas, das ich zuerst für einen Albino-Büffel hielt, da er am ganzen Körper weiß war. Ich stellte bald fest, dass er sich in kalkhaltigem Schlamm gewälzt hatte, was seine Farbe erklärte.

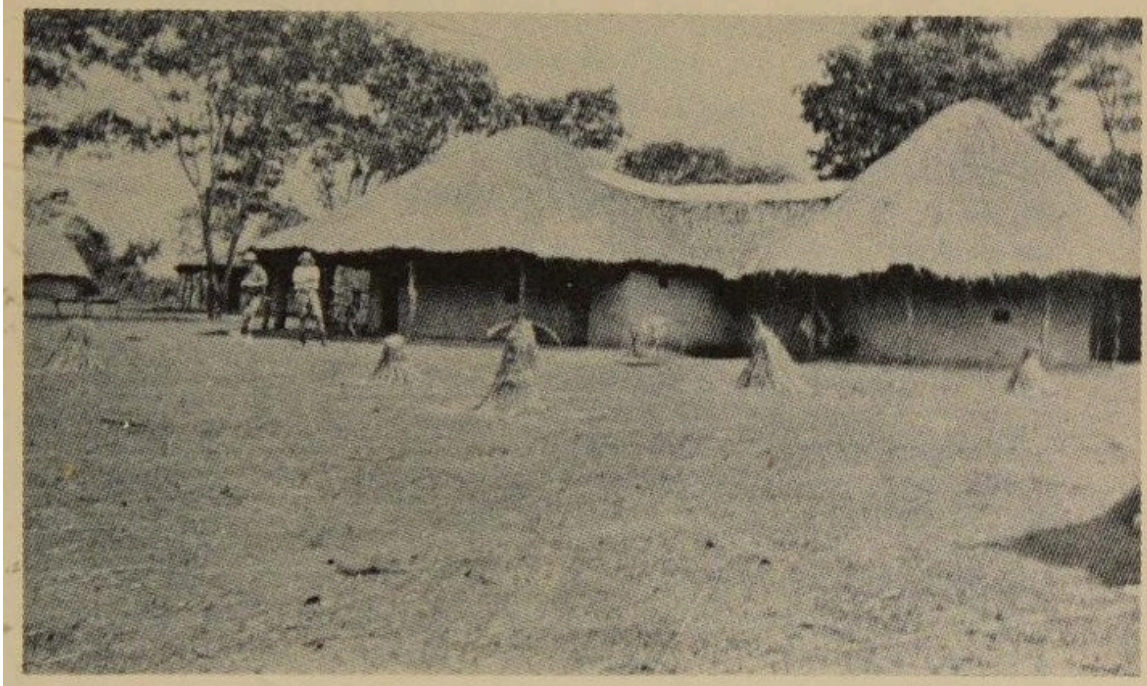
In Südafrika, wo sie in der Frühzeit so zahlreich waren, machte man sie für die Verbreitung der Tsetsefliege (*Glossina morsitans*) verantwortlich; denn wenn sie aus bestimmten Gebieten vertrieben wurden, verschwand auch die Fliege. Ich glaube nicht, dass dies auf das Land nördlich des Sambesi zutrifft, da die Fliegen dort nicht allein auf Büffelblut spezialisiert sind und das Blut jeder Wildart saugen, der sie begegnen.

Wie alles Wild können Büffel ihren Schwanz nicht lange ruhig halten; sie schlagen sich ständig mit ihrem Anhang auf Rücken und Flanken, um die zahlreichen Fliegen zu vertreiben, die sie tagsüber fortwährend belästigen.

In alten Jagdbüchern zeigten Illustrationen manchmal einen angreifenden Büffel mit gesenktem Kopf, obwohl er noch ein Stück von seinem beabsichtigten Opfer entfernt war. Das ist völlig falsch, da ein Büffel seinen Kopf erst in Reichweite senkt; die Bewegung ist ein kontinuierlicher Schwung von dem Moment an, in dem er seine Hörner senkt, bis zu dem Augenblick, in dem er sie hochreißt. Aus diesem Grund ist es fast unmöglich, einen angreifenden Büffel sofort zu töten, da er die Nase geradeaus streckt; um ihn ins Gehirn zu treffen, müsste die Kugel durch eines seiner Nasenlöcher in gerader Linie zum Gehirn dringen. Jedes sich bewegende Tier hebt und senkt sich bei seinen schnell aufeinanderfolgenden Schritten, was es praktisch unmöglich macht, ein so kleines Ziel wie das Gehirn zu treffen; das Beste ist es daher, ihn schräg von vorn zu beschießen, indem man die Kugel tief in die Mitte der Brust setzt.

Das Herz eines Büffels liegt tiefer im Brustkorb als das Herz des meisten anderen Wildes, was ich oft durch das Zerlegen zur Untersuchung bewiesen habe. Bis der Anfänger die innere Anatomie des Wildes gründlich kennt, sollte er es sich zur Gewohnheit machen, beim Zerlegen zuzusehen. Ein guter Plan ist es, Herz, Lunge und Nieren im Inneren zu belassen, mit einer Axt die oberen Rippen entlang des Rückgrats abzuspalten, die lebenswichtigen Organe in ihrer natürlichen Position zu belassen und dann eine grobe Skizze ihrer relativen Lage anzufertigen. Natürlich werden diese Organe bei einem Tier, das flach auf der Seite liegt, nicht exakt die Position einnehmen, die sie beim stehenden Tier hätten.

Der Nierenschuss, obwohl er nicht oft absichtlich angewandt wird, ist sehr tödlich, da er ein Tier nicht nur schwächt, sondern schwere innere Blutungen verursacht. Lebenswichtige Schüsse sind rein eine Frage des Winkels; und diese Winkelfrage ist der beste Grund, warum weite Schüsse unterbleiben sollten, da es auf eine Entfernung von mehr als 150 Yards für das menschliche Auge unmöglich ist, den Winkel zu erkennen, in dem ein Tier steht. Eine kleine Antilope wird auf diese Entfernung verdeckt, wenn das Korn groß ist; für wirklich gute Arbeit sollte das Korn im Durchmesser nicht größer als der Kopf einer kleinen Stecknadel sein, was etwa 1/32 Zoll entspricht. Ich höre einen Leser sagen: „Warum all diese Details?“ Ich würde antworten, dass die Ergebnisse – und damit auch das Wild – leiden werden, wenn man den Details keine genaue Aufmerksamkeit schenkt.



MY HUNTING CAMP, BUA RIVER, NYASALAND.

SHELTER FOR TROPHIES AND STANDS FOR COOKING MEAT.

112]

Obwohl es wahrscheinlich noch mehr Interessantes über den Büffel zu sagen gäbe, muss ich zu einem anderen Tier übergehen und werde einige Bemerkungen über das Nilpferd

und meine Erfahrungen mit ihm in verschiedenen Flüssen wie dem Sambesi, Shire, Bua und Luangwa machen, wo sie sehr zahlreich waren, als ich in Zentralafrika war. Das Nilpferd hat mir immer leidgetan, da es jedem mit einem Gewehr ausgeliefert ist, der es zufällig sieht; wenngleich es extrem vorsichtig wird, wenn es oft beschossen wird.

Zuvor habe ich erwähnt, wie manche Leute, die selten viel vom Schießen verstehen, vom Deck eines fahrenden Dampfers auf jedes Nilpferd ballern, das sie innerhalb von 200 Yards sehen, ohne die geringste Hoffnung, es zu töten oder den Körper zu bergen, falls ihnen ein Glückstreffer gelingen sollte. Bei kaltem Wetter kann es gut sechs Stunden dauern, bis ein totes Nilpferd an die Oberfläche kommt, da das kalte Wasser verhindert, dass im Inneren Gase durch natürliche Zersetzung entstehen. Wenn Wasser und Luft warm sind, steigen sie oft in weniger als einer Stunde auf, besonders wenn sie viel inneres Fett haben. Wenn sie in einem reißenden Fluss geschossen werden, werden sie oft ein Stück weit von der Stelle abgetrieben, an der sie getötet wurden; es ist üblich, nach dem Schuss ein oder zwei Einheimische zu schicken, die auf das Auftauchen des Körpers achten. Sie steigen sehr allmählich auf, während sich die Gase langsam ansammeln, und alles, was man zuerst sieht, ist ein Stück glänzender Haut, das im Wasser auf und ab tanzt. Es ist am besten, sie liegen zu lassen, bis etwa die Hälfte des Körpers über der Oberfläche erscheint; denn sie sind leichter an Land zu bringen, wenn sie vollen Auftrieb haben, da sie dann natürlich nicht im Schlamm oder auf einer Sandbank hängen bleiben, wo sie zerlegt werden sollen.

Meine ersten Nilpferde schoss ich oberhalb der Murchison-Stromschnellen im Shire-Fluss, genau gegenüber dem Matiti-Hügel. Der verstorbene Lieutenant Henry Faulkner gibt in seinem 1868 veröffentlichten Buch *Elephant Haunts* auf dem Titelblatt eine Vignette wieder, die den Murchison-Katarakt und den Matiti-Hügel zeigt. Ich erinnere mich, wie ich dieses Buch als Junge las und mich fragte, ob ich jemals die Elefanten und das andere Wild sehen würde, von deren Jagd der Autor berichtet. Als ich dort in der wunderschönen Landschaft saß und darauf wartete, dass ein Nilpferd auftauchte, erinnerte ich mich an meine frühen Ambitionen und die Vignette im Buch; das verlieh der Szene einen Hauch von Romantik, die noch genauso wild war wie zu Faulkners Zeiten in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts.

Die Nilpferde im Sambesi waren in den Jahren, in denen ich im Land war, sehr zahlreich, hatten aber eine schwere Zeit, da die portugiesischen Soldaten, die die Forts entlang des Flusses besetzten, ständig mit alten Snider-Gewehren auf sie schossen. Wie die meisten wissen, beträgt das Kaliber der Snider .577; und das Projektil ist, obwohl groß, aus weichem Blei und hat nicht genug Durchschlagskraft für Kopfschüsse bei Nilpferden. Die Folge war, dass es viele verwundete Tiere gab, die gelegentlich die Einheimischen-Einbäume angriffen und sie versenkten, wobei die Insassen manchmal ertranken, wenn sie weit vom Ufer entfernt waren.

Ich unternahm mehrere Reisen auf dem Sambesi in Hausbooten, gewöhnlichen großen Booten europäischer Bauart mit einer am Heck befestigten Hütte aus Holz oder Stöcken und Gras. Zweimal kam ein Nilpferdbulle auf das Boot zu, in dem ich mich befand, aber ich hatte immer ein geladenes Gewehr griffbereit und konnte das Tier stoppen, bevor es nah genug herankam, um Schaden anzurichten.

Als ich im Dezember 1905 von Tete nach Chinde am Meer den Sambesi hinunterfuhr, sah ich zwischen den genannten Orten gut 150 Nilpferde, meist in kleinen Gruppen von drei bis zu einem Dutzend Tieren. Ich hatte mehrere Männer dabei, die jeden Tag hart paddelten; sie waren immer erpicht darauf, Fleisch zu bekommen, ebenso wie die Bewohner der Dörfer, an denen wir gelegentlich am Ufer vorbeikamen. Auf dieser Reise

schoss ich vier Nilpferde und ein Krokodil, das ebenfalls von meinen Männern gegessen wurde, da einige der Sambesi-Stämme alles essen, was essbar ist.

Im folgenden Jahr war ich erneut auf dem Sambesi und hielt an, um mich mit einem portugiesischen Offizier in einem der Forts zu unterhalten. Er erzählte mir, dass es in der Nähe eine Nilpferdherde gäbe, die viel Schaden angerichtet habe, indem sie Einbäume umwarf. Mehrere Menschen seien ertrunken, und ein Mann sei so schwer in das Bein gebissen worden, dass er kurz nach seiner Rettung starb. Ich versprach, ein paar zu töten, falls ich auf die Tiere stieße, was ich etwa zwei Meilen oberhalb des Forts tat. Wir sahen sie in einiger Entfernung bei einer schönen Sandbank, also hielt ich das Boot an und ging am Ufer auf sie zu. Ich hatte nicht die geringste Schwierigkeit, bis an den Wasserrand der Sandbank zu gelangen, wobei ich jedoch darauf achtete, mich nur vorwärtszubewegen, wenn ihre Köpfe unter Wasser waren oder sie in die andere Richtung blickten. Ich hatte eine neue einschüssige Fraser-Büchse mit Blockverschluss im Kaliber .303 bei mir, eine höchst präzise kleine Waffe mit einem sehr feinen, emaillierten Korn; die einzigen Schüsse, die ich bisher damit abgegeben hatte, waren einige auf eine Zielscheibe, um die Visierung zu testen.

Die Nilpferde waren fünfundzwanzig bis dreißig Yards entfernt, und ich schoss auf vier; alle versanken ohne ein Spritzen, sodass ich wusste, dass sie alle Gehirnschüsse erhalten hatten. Die ersten beiden wurden nahe an oder durch die Augenhöhle getroffen, da sie leicht schräg standen, und die anderen zwischen den Ohren am Hinterkopf – der beste Schuss auf Nilpferde, wie ich finde. Es befanden sich genau zwölf Nilpferde in der Herde, und ich hätte noch mehrere der Überlebenden schießen können, bevor sie sich entfernten, aber ich wollte nicht mehr schlachten, obwohl kein Zweifel bestand, dass dies die Herde war, die der Portugiese als so gefährlich bezeichnet hatte. Alle Nilpferde hatten alte Wunden, und ich pulte ein plattgedrücktes Snider-Geschoss aus dem Kopf eines Tieres, das gerade unter die Haut gedrungen und am harten Schädel gestoppt war. Ich nahm die halb gesäuberten Schädel dieser Nilpferde mit nach Tete; es roch ein wenig im Boot, bevor ich dort ankam, da das Sambesi-Tal einer der heißesten Orte Afrikas ist.

Ein anderes Mal, als ich auf dem Sambesi unterwegs war, schoss ich am ersten Weihnachtstag ein Nilpferd, nachdem ich auf einer Sandbank in der Lupata-Schlucht campiert hatte. Die Schlucht weitet sich an einer Stelle leicht, und ganz in unserer Nähe befanden sich vier Nilpferde; da ich Fleisch für meine Männer und mich brauchte, tötete ich eines, das in einer Stunde aufstieg. Als ich da saß und mein Weihnachtsessen aus zähem Nilpferdsteak, etwas gekochtem Reis und Tee aß, dachte ich an meine Freunde in der Heimat, die sich an Truthahnbraten und anderen Köstlichkeiten der Saison erfreuten. Ich beneidete sie jedoch nicht sehr, da ich in der Wildnis Afrikas ganz glücklich war. Die Wildheit der Szene wurde noch verstärkt, als ich in einiger Entfernung einen Löwen knurren hörte, der zum Trinken an den Fluss kam; und später in der Nacht wurde ich von ihm oder einem anderen geweckt, der laut im Busch brüllte.

Ich hatte eines Nachts ein seltsames Erlebnis mit einem Nilpferdbullen, als wir an einer Sandbank festgemacht hatten. Es war die Nacht nach dem Erlegen der vier Tiere mit vier aufeinanderfolgenden Schüssen, und ich vergaß, es an der richtigen Stelle zu erwähnen, also werde ich jetzt kurz darüber berichten. Als es an jenem Abend dunkel wurde, kam die Herde, die flussaufwärts gezogen war, in die Nähe der Stelle zurück, an der ich die vier geschossen hatte; und der Bulle, den ich nicht getötet hatte, war sehr wütend. Offenbar bekamen sie den Geruch des Blutes von den Schädeln, der Haut und den Überresten des Zerlegens mit, denn der Bulle knurrte seinen Unmut heraus, während sie in der rasch hereinbrechenden Dunkelheit näher kamen. Als sie auf etwa dreißig Yards heran waren, reichte das Licht noch aus, um ihre dunklen Leiber zu sehen, aber nicht für einen präzisen Schuss; also ließ ich sie in Ruhe und nahm mein Abendessen ein, während ich ihrem

Knurren lauschte. Manchmal stieß der Bulle ein regelrechtes Wutgebrüll aus, was ich bei einem Nilpferd selten gehört habe. Die Männer bekamen bei diesen Lauten ziemliche Angst, da sie sagten, er wolle das Boot zertrümmern; also schickte ich sie zu einigem Schilf auf der Sandbank und hieß sie, eine Menge getrockneter Halme für ein Feuer zu sammeln.

Als die Dunkelheit tiefer wurde, wurde der Bulle wütender, und er unternahm mehrere heftige Vorstöße durch das Wasser auf das Boot zu; ich musste also etwas unternehmen. Zusätzlich zu der einschüssigen Fraser .303 hatte ich aus der Heimat ein Doppelgewehr im Kaliber .400 Cordite H.V. für Elefanten mitgebracht; ich holte es aus dem Futteral, schob zwei Patronen in das Lager, verließ das Feuer, an dem ich gesessen hatte, und begab mich hinter das Boot, um auf den Bullen zu warten. Er mag gesehen haben, wie ich dorthin ging, denn eine Zeit lang hielt er sich etwas ferner; aber da ich beabsichtigte, mich bald in der Hütte am Heck des Bootes schlafen zu legen, dachte ich, ich müsse ihn verscheuchen. Als ich die dunkle Masse also wieder sah, feuerte ich beide Läufe der .400 auf seinen Körper ab.

Der erste Lauf schien ihn zu treffen, aber der zweite ging daneben, da ich die Kugel in den Fluss klatschen hörte; wie dem auch sei, er hatte genug, denn kurz darauf hörten wir sie alle prustend und blasend den Fluss hinunterziehen. Wir waren alle froh über ihren Abzug, da wir schläfrig waren. Dennoch schlief ich mit der .400er neben mir unter dem kleinen Moskitonetz, um auf einen weiteren Besuch vorbereitet zu sein, aber es geschah nichts außer dem heftigen Schnarchen der Bootsleute auf der Sandbank. Einer von ihnen war der klangvollste „Sänger", den ich je gehört habe, und ich bin sicher, ein Löwe hätte ihn eine Meile weit hören können.

Als ich nach einer Sambesi-Reise in Chinde ankam, nachdem ich mehrere Nilpferde geschossen hatte, führte ich einige große Stücke Haut mit mir, um sie dort zu veräußern. Die Nilpferde waren etwa eine Woche vor meiner Ankunft geschossen worden, und die Haut hatte im Bilgewasser im Boden des Bootes gelegen. Innerhalb weniger Tage wurde der Gestank grauenhaft, und alles, was mit der verwesenden Haut in Berührung gekommen war, war von dem Aroma durchdrungen.

Als die Einheimischen einige in Segeltuch gewickelte Elefantenstoßzähne im Lagerhaus der African Lakes Corporation in Chinde abluden, kam einer der weißen Angestellten, tadellos in weißen Baumwolldrill gekleidet, auf mich zu und fragte mich, das Taschentuch vor die Nase haltend, was um alles in der Welt mit den Stoßzähnen nicht stimme! Ich sagte ihm, der Geruch sei nur schwach, und wenn er das „wahre Ding" wolle, solle er zu meinem Boot hinunterkommen, das ganz in der Nähe am Ufer festgemacht war. Er kam nicht, sondern hieß die Einheimischen, die Stoßzähne in einen Godown (Lagerraum) zu bringen.

Danach begab ich mich zu der Pension, in der ich bis zur Ankunft des Ozeandampfers bleiben wollte, rasierte mir den Bart ab und nahm ein Bad. Als ich mein Gesicht im Spiegel betrachtete, sah ich wie ein echter wilder Waldmensch aus, da ich mich während des monatelangen Trecks nicht rasiert hatte; und mein altes Khakihemd sowie die ausgefransten und blutbefleckten Shorts passten kaum in eine Zivilisation, in der die jungen Männer steife Kragen, Krawatten und makellosen Drill tragen.

Gerade als ich zu Mittag essen wollte, erhielt ich eine Nachricht, in der der portugiesische Kommandant von Chinde seine Empfehlungen übermittelte und mich aufforderte, die Nilpferdhaut so bald wie möglich zu entfernen, da sie die Einwohner vergifte; also rief ich meinen Kopf-„Boy" und schickte ihn flussaufwärts (was auch gegen den Wind war) mit dem Befehl, das Zeug auf einer Sandbank abzulegen und zuzudecken.

Der Mann, der mich gebeten hatte, ihm die Haut mitzubringen, wollte sie nicht mehr, sodass wohl nur die Hyänen an Land oder die Krokodile im Wasser die einzigen Kreaturen waren, die in irgendeiner Weise davon profitierten.

Der Geruch war so stechend und durchdringend, dass, als ich das Segeltuch fast zwei Monate später zu Hause von den Stoßzähnen wickelte, der zarte Duft mich sofort zurück zum herrlichen Sambesi und seinen Bewohnern versetzte. Gerüche haben eine wunderbare Art, die Erinnerung aufzufrischen und wachzurütteln: Ein Haufen brennender Abfälle in einem Garten kann einen wie einen Blitz zurück zu einer Lagerszene im Busch versetzen, das Aroma einer Tasse Tee zu einem Tag, an dem wir einen Kessel neben einem gerade erlegten Elefanten kochten, und der Dunst einer Metzgerei zu manch einer Zerlegerszene in der Wildnis Afrikas.

Wenn ich Nilpferde schoss, tat ich das gewöhnlich für die Einheimischen, da sie das Fleisch mögen. Schließlich bezahlen sie teuer dafür, da die Tiere oft ihre Gärten plündern, wenn diese in der Nähe eines großen Flusses angelegt sind, und immensen Schaden anrichten. Ich kann sagen, dass Elefanten und Nilpferde den Ernten oft so großen Schaden zufügen, dass sie in kleinen Gemeinschaften fast Hungersnöte verursachen. Daher hatte ich selten Bedenken, ein oder zwei Nilpferde für die Einheimischen zu schießen.

Die Einheimischen trockneten das Fleisch über Feuern und bewahrten es einige Zeit auf, wobei sie wahrscheinlich noch den letzten Rest aßen, wenn es vor Maden wimmelte und vor Hitze und Feuchtigkeit schon grün war. Ich habe gesehen, wie sie das Fleisch eines von mir geschossenen Elefanten aßen, das fast zu Brei verfault war; während man zusah, wie es langsam vor einem heißen Holzfeuer kochte, fielen die Maden zu Hunderten heraus. Man sollte meinen, sie würden durch den Verzehr solcher Nahrung Schaden nehmen, aber es gehört viel dazu, einen gesunden „Nigger“ umzubringen.

Nilpferde ziehen manchmal über Land von einem Fluss zum anderen; ich sah einmal die Fährte eines Tieres gut acht Meilen vom nächsten Wasser entfernt. In alten Zeiten umzingelten die Einheimischen, wenn sie eine kleine Herde in einem isolierten Tümpel fanden, den Ort mit Männern und Lagerfeuern, bis sie sie so weit ausgehungert hatten, dass sie sie mit Speeren töten konnten. Dann feierten sie ein glorreiches Fleischgelage und aßen, bis sie nicht mehr konnten.

Da ich auf einer Elefantenjagd einige Milchziegen benötigte, war ich von den Einheimischen gebeten worden, einige Nilpferde in einem Tümpel im Luangwa nahe meinem Lager zu töten. Die Einheimischen mögen sehr hungrig sein und dennoch ihre Ziegen nicht töten, da sie abgeneigt sind, ihren Bestand zu verringern, außer im äußersten Notfall.

Ich versprach, einige zu schießen, sagte ihnen aber, dass jeder Dorfälteste, der ein Nilpferd bekäme, mir eine milchgebende Ziege liefern müsse, da ich nach Milch hungerte. Mehrere stimmten zu, also schoss ich die erforderlichen Nilpferde; aber als es darum ging, die Ziegen zu bekommen, war das eine andere Sache, da fast alle versuchten, mir junge Böcke oder unfruchtbare Ziegen unterzuschieben. Zu diesem Zeitpunkt kannte ich den Einheimischen jedoch schon, also sagte ich ihnen, dass kein Messer die Haut eines meiner Nilpferde berühren würde, bevor die Ziegen an meinem Zelt angekommen seien. Daraufhin trafen sie bis zur Zahl von drei ein, und mein Zelt begann einem Ziegenpferch zu gleichen.

Es lagen sechs Nilpferde mit dem Bauch nach oben am Flussufer, aber drei Dorfälteste sagten, sie hätten keine Ziegen; also verlangte ich Hühner in der Anzahl von einem

Dutzend. Zwei von ihnen sagten, ein Dutzend Hühner seien zu viel für ein Nilpferd; ich versuchte zu erklären, dass zwölf afrikanische Hühner höchstens 30 Pfund wogen, während ein Nilpferd fast 7.000 Pfund (Avoirdupois) wog. Aber es war schwierig, einem Einheimischen Tausenderzahlen zu erklären, da er an Fingern und Zehen nur bis zehn zählen kann; und „Avoirdupois" überstieg meine Fähigkeiten in der Landessprache völlig, da sie anscheinend kein Wort dafür hatten!

Ich bekam vierundzwanzig Hühner, und ein Nilpferd war noch übrig; der Dorfälteste, dem es für eine Ziege oder Hühner versprochen worden war, war noch nicht eingetroffen. Bald jedoch sah ich ihn den Pfad von seinem kleinen Dorf herbeilaufen, mit etwas in der Hand. Bei seiner Ankunft stellte sich heraus, dass es sich um ein Paar khakifarbene Hosen handelte, von denen er mir erzählte, sein Sohn habe sie aus Salisbury in Südrhodesien mitgebracht. Ich sagte ihm, dass ich niemals Khakihosen trüge, da sie zum Jagen zu schlotterig seien; daraufhin schlug er vor, ich solle die Enden abschneiden, um „Shorts" daraus zu machen, und er würde die Reste behalten, um Kleidung für seine junge Familie zu schneidern. Ich sagte „Nein", da ich dachte, er müsse doch Ziegen oder Hühner haben; der alte Kerl weinte fast, als er zum Fluss blickte und die Massen um die anderen Nilpferde sah, die Gerüste am Ufer errichteten, um das Fleisch zu garen, wenn es in Streifen geschnitten war.

Mein Kopf-„Boy" kam genau in diesem Moment vom Fluss herauf, und ich bemerkte, dass sein Lendentuch ziemlich abgenutzt war. Da kam mir der Gedanke, dass er der Empfänger der Hose sein könnte, da er ein hart arbeitender Kerl war. Also hieß ich den Dorfältesten, ihm die Hosen zu übergeben – die ich selbst nicht anfassen mochte – und sich an sein Fleisch zu machen. Nie sah ich eine plötzlichere Veränderung im Gesicht eines Einheimischen, als Enttäuschung durch Freude ersetzt wurde.

Nilpferde enthalten oft viel Fett, ebenso wie Elefanten, und es eignet sich hervorragend als Schmalz zum Kochen. Die Einheimischen lassen es aus und verfeinern es, indem sie es in großen Töpfen kochen und Schmutz und Schaum abschöpfen, wie es ein Koch beim Einkochen von Marmelade tut. Es sollte vor dem Kochen jedoch nicht gewaschen werden, da dies die Haltbarkeit verringert und es ranzig wird. Wenn es gut gekocht (und nicht gewaschen) wird, hält es sich monatelang in gutem Zustand, und ich benutzte selten etwas anderes zum Kochen.

Ich werde nun ein wenig über den Löwen sagen, den man, obwohl er in den meisten Gebieten, in denen ich jagte, recht zahlreich war, selten sah. Nachts hörte man jedoch oft Löwen knurren und gelegentlich brüllen, und ich wunderte mich oft über mein Pech, nicht mehr zu sehen, in Anbetracht der riesigen Flächen, die ich im unwegsamen Busch durchquerte. In Britisch-Ostafrika war es ebenso: Männer, die lange Zeit in diesem berühmten Löwenland gewesen waren, sahen oder schossen nie einen, während andere, die sich nicht einmal die Mühe machten, nach ihnen zu suchen, sie ständig sahen.

Mehrmals schreckte ich bei der Elefantenjagd einen Löwen auf, aber die Deckung war so dicht, dass er entkam, ohne eine Chance zu bieten, wobei er kurze Knurrer ausstieß, während er davonstürmte.

Mein aufregendstes Erlebnis mit einem Löwen hatte ich, als ich bei meinem Freund George Garden in Mlanje in Njassaland zu Gast war. Eines Tages kam ein Einheimischer und erzählte Garden, dass ein Löwe in einigem hohen Gras nahe seinem Dorf, das etwa fünf Meilen entfernt lag, ein Buschschwein gerissen habe. Garden war mit seiner Arbeit beschäftigt und konnte nicht weg, also beschloss ich, allein zu gehen, obwohl zwei Gewehre für eine solche Aufgabe besser gewesen wären. Der Pfad führte über Hügel und durch Täler, da das Dorf an einem der Ausläufer des Mlanje-Massivs lag.

Als wir das Dorf erreichten, warteten bereits eine Reihe von Männern, die mit Speeren bewaffnet waren; so brachen wir alle zu der Stelle auf, an der das Buschschwein in der vorangegangenen Nacht getötet worden war. Es war ein besonders unangenehmer Ort, da das Gras nicht abgebrannt war, etwa 10 Fuß hoch und zudem sehr dicht stand. Es gefiel mir so wenig, dass ich fast kalte Füße bekam!

Man sagte mir, der Kadaver des Schweins liege nicht weit entfernt im Inneren, also schickte ich mich an, nachzusehen, und wies die Männer an, dicht hinter mir zu bleiben. Nachdem wir etwa fünfzehn Schritte vorgerückt waren, erhaschte ich einen Blick auf das verendete Schwein, und genau in diesem Moment gab es ein Rascheln im Gras und einige drohende, tiefe Knurrlaute vom Löwen, der auf uns zukam. Ich hielt stand, das Gewehr auf ihn gerichtet, aber er kam nicht nah genug heran, als dass ich ihn hätte sehen können – er war ein höchst hinterlistiges Tier.

Die Männer hinter mir flüchteten ins Freie, und ich blieb allein mit einem verärgerten Löwen ganz in der Nähe zurück; ich gestehe, dass mir das ganz und gar nicht behagte. Tatsächlich gefiel es mir so wenig, dass ich mich langsam rückwärts zurückzog, ebenfalls in Richtung der Lichtung, da die schweren Halme des Grases es absolut unmöglich machten, mein Gewehr zur Seite zu schwenken; das ist nicht die Art von Deckung, in der man einen Löwen allein angehen sollte. Tatsächlich war es ein wahnsinniges Unterfangen. Wäre Garden dabei gewesen, hätten wir das Tier sicher erledigt, aber für ein einzelnes Gewehr war es wegen der Schwierigkeit, schnell zu schießen, keine Aufgabe.

Als ich draußen auf dem gerodeten Maisland am Rande der Deckung ankam, stellte ich mich etwa zwanzig Yards entfernt auf, die Männer hinter mir, und hieß sie, Steine und Erdklumpen zu sammeln und den Löwen zu bombardieren, in der Hoffnung, er käme heraus und böte ein Ziel. Er zeigte sich jedoch nicht, obwohl er jedes Mal, wenn ein Stein oder Klumpen in seiner Nähe landete, auf die Stelle zustürmte, vermutlich in der Annahme, dort befinde sich ein Mensch.

Ein alter Dorfältester saß auf einer Erhebung etwa hundert Yards entfernt und rief, er könne den Löwen sehen; ich rannte zu ihm hinauf und sah den Rücken des Tieres durch die Grashalme, legte mich hin und gab einen Schuss ab. Er verschwand, und ich dachte, ich hätte ihn getroffen, aber ich irrte mich, denn wir sahen, wie sich das Gras bog, während er hindurch in Richtung des dichten Busches zog. Dann entfernte er sich schneller, als wir seine Fährte aufnahmen und feststellten, dass er gerannt war. Es war kein Blut zu finden, und ich bin sicher, dass ich ihn verfehlt habe, obwohl ich wegen der plötzlichen Art seines Verschwindens nach meinem Schuss zuerst dachte, er sei getroffen. Er knurrte nicht und machte nach dem Schuss kein Geräusch, daher glaube ich, dass ich über ihn hinweggeschossen habe; aber es war ein schwieriger Schuss, da er in der verfilzten Deckung nur sehr undeutlich zu sehen war.

Wenige Tage danach kam ein kleiner Trupp Löwen vorbei, und Garden und ich folgten ihren Spuren eine Zeit lang, wobei wir sie einmal aufschreckten. Durch einen Busch erhaschte ich einen Blick auf etwas, das wie ein Löwe aussah; während ich versuchte, sicherzugehen, sah ich, wie es wegschlüpfte. Die Deckung rund um den Mlanje-Berg ist sehr dicht, und Löwen kamen oft in die Dörfer und holten Hausschweine aus ihren klapprigen Ställen.

Einmal erlegte Garden einen Leoparden; nachdem er ihn hatte häuten lassen, blieb der Kadaver in der Nähe seines Bungalows liegen, und eine Löwin kam in der Nacht, holte ihn und fraß den Großteil davon auf. Garden folgte ihr, bekam eine gute Gelegenheit und tötete sie.

Ein andermal holte ein Löwe ein großes Schwein aus dem Haus von Mr. Harry Brown auf dem Thornwood-Tee-Anwesen. Garden und ich versuchten, dem Trupp, mit dem er unterwegs war, nachzuspüren; aber obwohl wir ihnen eine Strecke weit folgten, gelang es uns nicht, sie im dichten Busch zu finden. Es war so schwierig, sich in solchem Gelände leise zu bewegen, dass die Löwen die Spurensucher immer hörten und das Weite suchten.

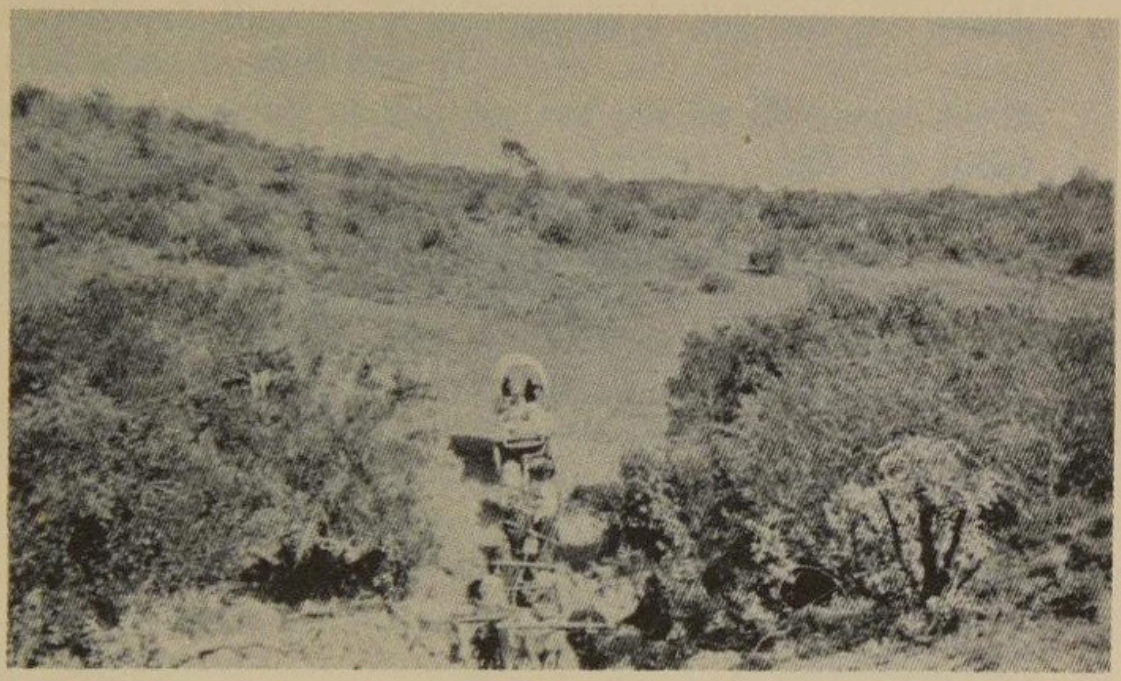
Ein alter Beamter erzählte mir einmal eine Geschichte, von der er behauptete, sie sei die Wahrheit, obwohl sie eher unwahrscheinlich klang. Eine alte einheimische Frau hackte in ihrem Garten, der dicht am Busch lag, als ein Löwe auf sie zukam. Sie schlug mit ihrer Hacke nach seinem Kopf und tötete ihn auf der Stelle, indem sie ihm den Schädel einschlug. Zuerst bezweifelte ich die Geschichte eher, aber wenn man darüber nachdenkt, erscheint sie nicht völlig unmöglich, denn diese alten Frauen haben durch ihre harte Arbeit auf den Maisfeldern sehr kräftige Arme, und eine Hacke ist oft so scharf wie eine Axt. Eine solche Waffe, mit Wucht auf den Schädel eines Löwen getrieben, könnte diesen leicht zertrümmern und das Tier töten.

Ich möchte anmerken, dass eine Schrotflinte, selbst mit schwerem Schrot wie S.S.G., gegen einen Löwen nicht viel ausrichtet, es sei denn auf eine Entfernung von weniger als einem Dutzend Yards.

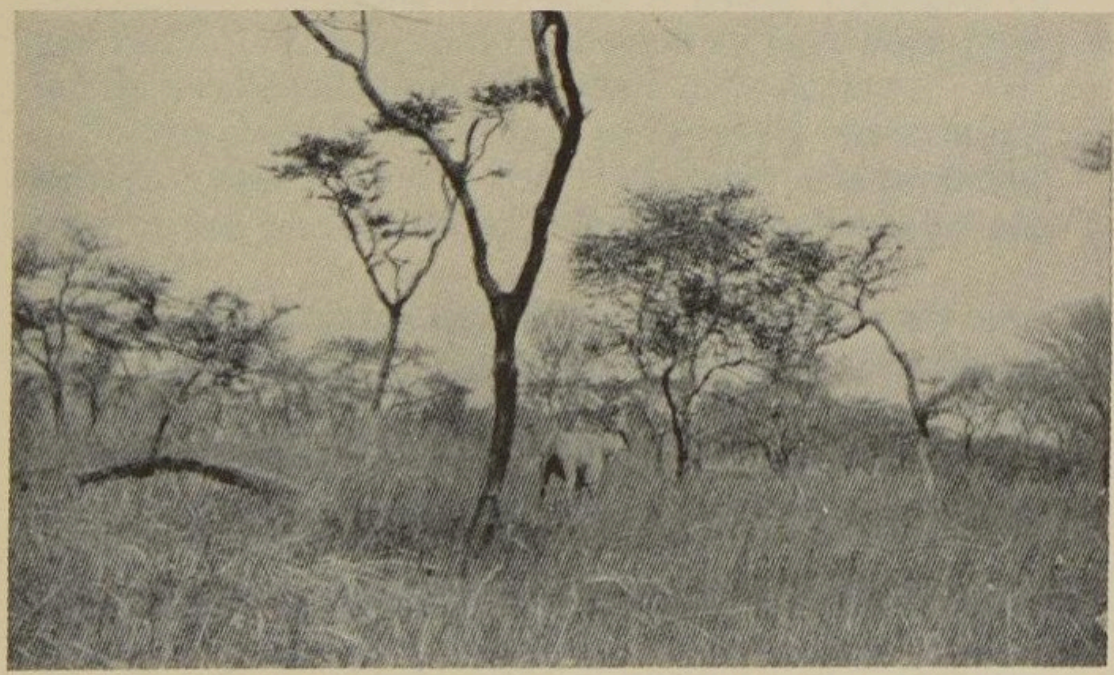
Ich sah einmal das Fell und den Schädel eines großen Löwen, den ein Jugendlicher namens Monty Foord geschossen hatte, der Sohn von Mr. J. A. Foord, der damals eine Farm bei Fort Jameson hatte. Er hatte den Löwen mit einer .303er kampfunfähig gemacht, wobei er glücklicherweise die Wirbelsäule traf, was die Hinterhand lähmte. Dann feuerte er mit einer 12er Schrotflinte und S.S.G.-Schrot aus dreißig Yards Entfernung auf ihn; als ihm die Patronen ausgingen, näherte er sich und versuchte, ihn mit einer Axt zu erledigen – was mutig, aber leichtsinnig war. Später besorgte er sich weitere Gewehrpatronen und gab ihm den Rest. Die Haut am Kopf war voller Löcher, und mehrere plattgedrückte S.S.G.-Kugeln steckten noch in der Haut. Sie hatten es nicht einmal geschafft, den Schädel zu knacken, und keine war eingedrungen, wie ich bei einer genauen Untersuchung feststellte.

Nachdem ich von einer Jagdreise zurückgekehrt war, traf ich Monty, der gerade aus der Heimat angekommen war, wo er die Schule besucht hatte. Da er die Jagd liebte, hatte sein Vater ihm vor Arbeitsbeginn eine Reise versprochen. Er traf mich und fragte, wie es mir dort ergangen sei, wo ich gejagt hatte. Er ging an einige der Orte, an denen ich gerade gewesen war, und wurde wie ich von Tsetsefliegen gebissen, die dort zahlreich waren. Offenbar war er mit dem Erreger der Schlafkrankheit infiziert worden, denn er wurde nach Hause geschickt und starb an dem Tag, an dem der Dampfer Southampton erreichte, an dieser tödlichen Krankheit. Er war ein prächtiger junger Kerl, mutig und sehr jagdbegeistert, wie es meiner Meinung nach alle vom besten Schlag sind.

Als ich einmal eine Nacht bei meinem Freund Martin Ryan auf der Regierungsfarm bei Fort Jameson verbrachte, hatte er einen weiteren Gast namens Grimes, der nach Fort Jameson zum Arzt gegangen war, um das Ergebnis einer Blutuntersuchung zu erfahren, da man glaubte, er habe die Schlafkrankheit. Als es dunkel wurde, sahen wir Grimes die Allee zum Haus heraufkommen; als er hereinkam, erzählte er uns, dass er sie tatsächlich habe und zur Behandlung nach Hause müsse. Unter den Spezialisten, die ihr Bestes taten, um ihn zu heilen, war mein Cousin, Dr. G. C. Low; aber er war ein hoffnungsloser Fall, wie mehrere andere, die ich in Nordostrhodesien kannte und die sich diese schreckliche Krankheit zuzogen. Ich glaube, es war der arme Grimes, der in eine Art Kühlschrank gesteckt wurde, um zu sehen, ob extreme Kälte den Erreger in seinem Blut abtöten würde, aber es nützte nichts.



DEEPDALE DRIFT, BRITISH EAST AFRICA (KENYA).
Where Postma shot the lions.



ELAND BULL IN NYASALAND.
Note typical thorn-tree country.

176]

1911 unternahm ich mit zwei anderen Männern eine Jagd in Britisch-Ostafrika, musste sie jedoch verlassen, um nach Nordostrhodesien zurückzukehren, sodass ich in diesem schönen Land nicht viel zum Jagen kam. Am Abend des Tages, an dem wir Deepdale

Drift erreichten, war ich allein losgezogen, um in den felsigen Hügeln in der Nähe zu jagen, sah aber keine Löwen. Am nächsten Abend, auf dem Rückweg nach Kijabe, lagerte ich an einem kleinen Wasserloch in der Ebene, als ich einen Wagen auf der Straße nahe meinem Zelt kommen hörte. Als sie mein Zelt sahen, kamen die zwei jungen Buren herüber, um mich zu besuchen, da sie ihren Ochsen eine Atempause gönnen wollten. Einer von ihnen hieß Postma und sprach gebrochenes Englisch. Nachdem sie eine Tasse Tee getrunken hatten, die ich für sie hatte zubereiten lassen, brachen sie nach Deepdale Drift auf, das sie am nächsten Morgen früh zu erreichen hofften.

Einige Monate später hörte ich, dass Postma, kurz nachdem er am nächsten Tag zur Weiterfahrt angespannt hatte, einen großen Trupp Löwen auf seine Ochsen zukommen sah. Mein Freund J. G. Millais fragte Postma 1913 in Nairobi danach, und Postma erzählte ihm, dass die Löwen in zwei Gruppen auf die Ochsen zustürmten. Sein Gewehr lag auf dem Wagen; er schoss neun von ihnen aus nächster Nähe ab und verwundete zwei weitere, denen die Flucht gelang. Den Ochsen scheint nicht viel passiert zu sein, da die Joche ihre Nacken schützten. Postma muss ein besonnener Schütze gewesen sein, um so viele in so kurzer Zeit erledigt zu haben, da die ganze Angelegenheit wahrscheinlich in etwa fünf Minuten vorbei war. Aber was für eine Chance, auf Löwen zu treffen! In der Nacht, als Postma und sein Freund an meinem Zelt hielten, hatten sie einen großen Hund bei sich, so etwas wie eine Deutsche Dogge; ich habe mich seither gefragt, was der Hund während des Handgemenges tat.

Es gab einen Farmer namens H. K. Brown ein paar Meilen außerhalb von Fort Jameson, der eine prächtige Meute dieser großen Hunde hielt, die in Rhodesien oft als „Löwenhunde“ bezeichnet wurden. Einige von ihnen waren von den Hauern von Warzenschweinen, die sie angegangen waren, ganz zerfetzt; sie waren ein großartiger Schutz, um Löwen und Leoparden nachts von den Viehkraals fernzuhalten. Ein Farmer in der Nähe des Kajjundi-Bachs, wo ich eine Zeit lang eine kleine Viehranch hatte, verlor einige Schweine durch einen Löwen, der in den großen Schuppen einbrach, in dem sie untergebracht waren. Er wurde gestört und sprang durch die Stangen in einer Höhe von gut 15 Fuß vom Boden aus dem Gebäude; dabei durchbrach er einige dicke Dornenzweige, die außen fest an den Stangen angebracht worden waren.

Wenn ein Löwe in einen Kraal einbricht, erzwingt er sich fast ausnahmslos in Bodennähe den Weg und riskiert es nicht, über oder durch die offeneren Stellen weiter oben zu springen. Wenn er jedoch gestört wird, zögert er nicht, hochzuspringen und durch die oberen Zwischenräume nach draußen zu gelangen. Dies zeigt, dass er sich merkt, wie es draußen aussieht, wenn er aus einem Gehege hinaus-, aber nicht hineinspringt. Wenn ein Löwe nicht durch die Wände oder den Türeingang einer einheimischen Hütte gelangen kann, ist es schon vorgekommen, dass er auf das Strohdach gesprungen ist und ein Loch durch das Gras und die Dachstangen geschlagen hat, um hineinzukommen.

Ein weißer Mann, dessen Name mir entfallen ist, vollbrachte eine sehr mutige Tat auf dem Serenje-Plateau, wo er eine Viehranch hatte. Eines Nachts brach ein Löwe in die Hütte der Vieh-„Boys“ ein und tötete zwei von ihnen. Einige Einheimische aus einer anderen Hütte kamen, um es dem Farmer zu sagen; dieser nahm seine Lampe und sein Gewehr und ging zur Hütte, um zu versuchen, seine „Boys“ zu retten, obwohl er später feststellte, dass der Löwe sie sofort getötet hatte, als er eingedrungen war. Schließlich sah er im schwachen Schein der Lampe den Löwen und streckte ihn mit einem prächtigen Schuss direkt auf den toten Einheimischen nieder.

Einige Monate später kam einer seiner „Boys“, um ihm zu sagen, dass ein Hund in einer Falle für kleine Antilopen stecke, die die Einheimischen gelegt hatten; er sei jedoch so wild, dass sie nicht nah genug herankämen, um ihn zu befreien. Der weiße Mann machte

sich auf zu seinem Gnadenwerk. Während er damit beschäftigt war, den Hund zu befreien, biss dieser ihn in die Hand; einige Wochen später entwickelte er Tollwut und starb. Dies war ein besonders trauriger Fall, da seine Mutter (eine Witwe) zu ihm auf die Farm gezogen war, sodass sein schreckliches Ende eine wahre Tragödie für sie darstellte; ich glaube, sie verließ das Land bald darauf.

Die Einheimischen glauben fest daran, dass es zwecklos sei, bestimmte Löwen zu jagen, da es gar keine Löwen seien, sondern Gestalten, in denen die Geister bösartiger Menschen Wohnung genommen hätten. Daher ist es manchmal schwierig, Informationen über einen Menschenfresser zu erhalten, da der Informant glaubt, dass dieser, wenn er ihn verrät, die Tat rächen wird. Ähnliches geschieht in Indien, wenn der Sahib versucht, von einem menschenfressenden Tiger zu hören. Ein Einheimischer erzählte mir im Zusammenhang mit dem Tod eines Mannes durch einen Löwen, der Löwe habe den Kopf abgetrennt und zum Grab eines Häuptlings gebracht, wo er ihn angeblich als Sühneopfer zurückgelassen habe.

Die Bewohner Zentralafrikas sind sehr sorglos, was das Schlafen im Freien betrifft, selbst wenn bekannt ist, dass Löwen dort gefährlich sind. Sie machen ein Lagerfeuer und lassen es ausgehen; da sie sehr tief schlafen, hat ein umherstreifender Menschenfresser wenig Mühe, an Fleisch zu kommen. Ein Freund, L. S. Norman, der Vieh von Nordostrhodesien nach Salisbury trieb, erzählte mir, dass eines Nachts ein Löwe in sein Lager kam, einen Sack grobes Salz ergriff und damit verschwand, ihn aber fallen ließ, als er seinen Irrtum bemerkte. Ich vermute, er roch das Aroma des Trägers am Sackleinen und dachte, er habe etwas Saftiges erwischt.

Die Postläufer, die die Briefe aus der Heimat nach Fort Jameson brachten, wurden auf der Straße angegriffen; Löwen packten einige der Taschen, und ein darin befindlicher Brief meiner Mutter an mich wies ein Loch auf, das durch den Zahn eines Löwen verursacht worden war. Die Postbehörden ließen eine kleine Mitteilung drucken, die das Unglück beschrieb; diese wurde mir zusammen mit dem beschädigten Brief überbracht, und ich besitze beide noch heute.

Martin Ryan erzählte mir einmal von einem eigentümlichen Erlebnis mit einem Löwen in einer dunklen Nacht, als er in einem Gästehaus übernachtete. Er wurde durch das Geschrei der Einheimischen „Mkango“ (Löwe) geweckt, stand auf, griff nach seinem Gewehr und ging hinaus auf die Veranda. Im Gehege sah er ein großes Tier stehen und gab einen Schuss darauf ab, woraufhin es davonlief.

Am nächsten Morgen untersuchte er die Stelle, an der es gestanden hatte, und hob ein plattgedrücktes Snider-Projektil auf, das mit eitrigem Material verschmiert war. Er ist sicher, dass es aus dem Löwen stammte; seine Kugel hatte eine alte Wunde getroffen, die dadurch aufplatzte und das darin befindliche Projektil freigab. Er zeigte mir die Kugel; ich roch daran und stellte fest, dass sie noch immer septisch war.

Als ich mit dem Dampfer die Ostküste Afrikas hinauffuhr, traf ich einen Deutschen namens Hübner. Er war einer der drei weißen Männer im Eisenbahnabteil, als Ryall, ein Polizeibeamter in Britisch-Ostafrika, von einem menschenfressenden Löwen getötet und aus dem Wagen geholt wurde. Die drei Männer – Ryall, Hübner und Parenti (ein Italiener) – lauerten dem Löwen in einem Eisenbahnwagen auf, der auf ein Nebengleis abseits der Hauptstrecke rangiert worden war, wo der Boden eher weich und sandig war. Einige ihrer einheimischen Diener, die vor Beginn der Wache Essen zubereitet hatten, befanden sich in einem Endabteil, das vom Seitenkorridor abging.

Ich sollte erwähnen, dass sowohl Selous als auch Patterson in ihren jeweiligen Büchern darüber berichtet haben; da ich jedoch einen der Beteiligten getroffen habe und Selous nur den Bericht von Parenti wiedergab, den er in Britisch-Ostafrika traf, halte ich es für interessant, Hübners Geschichte zu erzählen.

Ryall hatte zugestimmt, die erste Wache zu übernehmen, also setzte er sich auf den Sitz am offenen Fenster; Hübner legte sich in ein oberes Bett, während Parenti beschloss, auf dem Boden zu schlafen. Das Licht an der Decke blieb an, aber das Springrollo war darübergezogen worden, was das Abteil fast dunkel machte, jedoch nicht so sehr, dass man nichts mehr hätte sehen können.

Hübner und Parenti schliefen beide ein. Ersterer erzählte mir, er sei durch ein würgendes Geräusch geweckt worden und habe sofort einen starken Löwengeruch wahrgenommen. Das würgende Geräusch stammte von Ryall, der gerade vom Löwen getötet wurde; dieser hatte ihn am Hals gepackt, von dem man annahm, dass er durch die Zähne des Menschenfressers gebrochen worden war. Parenti wachte auf und spürte etwas Schweres auf seinen Körper drücken; auch er roch den fauligen Gestank des Löwen, da der Körper der Bestie ihn berührte.

Hübner gab zu, dass er den Kopf verlor, obwohl sein Gewehr neben ihm im Bett lag; er vergaß es völlig und sprang hinunter, wobei er die Flanke des Löwen berührte. Parenti gelang es, sich zu befreien; er nahm einen Kopfsprung aus dem Fenster, das am weitesten vom Löwen entfernt war, und rannte zu einem Baum, auf dem er bis zum Morgengrauen blieb. Hübner rannte den Korridor entlang und versuchte, in das Endabteil zu den Dienern zu gelangen; diese dachten jedoch, der Löwe versuche einzubrechen, und hielten die Tür zu. Da Hübner ein schwerer, muskulöser Mann war, warf er sein ganzes Gewicht dagegen, brach ein und verriegelte die Tür anschließend.

Als der Löwe durch die Tür am Ende des Wagens hineingesprungen war, hatte er das ganze Gefährt durch die Wucht des Sprungs und sein Gewicht erschüttert; die Schiebetür hatte sich dadurch automatisch geschlossen. So hatte der Löwe sich selbst eingesperrt und konnte nicht auf dem Weg entkommen, auf dem er gekommen war. Er sprang schließlich durch das mittlere Fenster, das offen gestanden hatte; das Wunderbare daran ist, dass er Ryalls Körper mitnahm, denn die teilweise gefressenen Überreste wurden am nächsten Tag in einiger Entfernung im Busch gefunden.

Es ist wahrscheinlich, dass Ryall während der Wache eingeschlafen war und der Löwe nahe an das offene Fenster gekommen war und Witterung aufgenommen hatte. Als er den Korridor entlang durch die offene Tür kam, stieg er unglücklicherweise über den ihm am nächsten liegenden Parenti hinweg und packte Ryall, dessen Witterung er von draußen aufgenommen hatte.

Dies ist meiner Meinung nach ein interessanter Punkt, den weder Selous noch Patterson in ihren Berichten erwähnen. Es zeigt, dass der Geruch von Ryall beim Löwen eine feste Absicht geformt hatte, denn warum sonst hätte er Parenti in Ruhe lassen sollen, wenn er doch nur die erste Person hätte nehmen müssen, auf die er stieß? Natürlich weiß jeder, dass ein Hund seinen Herrn unter vielen anderen Menschen an seinem charakteristischen Geruch erkennt. Auf Distanz mag er auf das Gehör reagieren, wenn er gerufen wird, aber der Geruchssinn ist der vorherrschende Sinn bei allen vierbeinigen Kreaturen.

Es wurde nie bekannt, ob der Menschenfresser später getötet wurde, obwohl man vermutete, dass ein in einem Käfig gefangener Löwe der Schuldige war. Diese Geschichte, genau so erzählt von einem der Akteure der Tragödie, ist absolut verbürgt, so seltsam sie auch erscheinen mag.

Es gibt zwei entscheidende Punkte, deren Beachtung Ryall das Leben gerettet hätte: Erstens versäumte er es durch das Einschlafen, den herankommenden Löwen zu sehen oder zu hören; und zweitens dachte keiner der drei Männer daran, die Tür zum Korridor zu schließen, durch die der Löwe eintrat. Hätte Hübner beim Aufwachen sein Gewehr ergriffen, hätte er wohl nicht viel bewirken können, da Ryall zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich schon tot war; er hätte den Löwen vielleicht nur verwundet, statt ihn auf der Stelle zu töten, was bedeutet hätte, dass er und Parenti zerfleischt und möglicherweise getötet worden wären.

Es gibt, wie ich schon früher schrieb, einen Unterschied in der Methode, mit der Löwen und Tiger ihre Beute suchen, aber kaum einen in der Art, wie sie töten. Wer spannende Tigergeschichten mag, sollte Major-General N. Woodyatts interessantes Buch *My Sporting Memories* (erschienen bei Herbert Jenkins, Ltd.) lesen. Als ich dieses Werk kürzlich las, bemerkte ich, dass seine Erfahrungen darüber, wie Tiger ein Tier töten, meine Aussagen über die Risse, die ich in Ostindien sah, bestätigen.

Kapitel VII – Einige Erfahrungen mit Antilopen

In mehreren meiner früheren Werke habe ich detaillierte Listen aller Antilopen in Njassaland, Nordostrhodesien und den angrenzenden Gebieten gegeben; daher werde ich sie hier nicht in dieser Form aufzählen, sondern nur einige meiner Erfahrungen schildern, wie sie mir in den Sinn kommen.

Jeder, der sich für Horntrophäen interessiert, sollte sich ein Exemplar von Rowland Wards *Records of Big Game* besorgen, da er nicht nur die besten Hornmaße angibt, sondern auch detaillierte Informationen über den Lebensraum der verschiedenen Arten liefert. Da ich in früheren Bänden Details wie einheimische Namen, Gewichte und Maße angeführt habe, möchte ich solche Informationen hier nicht wiederholen, da es eintönig wäre und kaum zum Titel des Buches passen würde.

Ich habe mich immer für Trophäen interessiert, und zwei meiner angenehmsten Erinnerungen sind die Besuche in den Privatmuseen des verstorbenen F. C. Selous und bei J. G. Millais' großartiger Trophäensammlung.

ELAND BULL.
Shot and photographed by George Garden.

184]

Wahrscheinlich wird der Anfänger im südlichen Zentralafrika seinen ersten Schuss auf einen Ducker, ein Oribi, einen Riedbock oder einen Buschbock abgeben, da diese zum häufigsten Wild in diesem Land gehören. Zumindest war mein erstes Opfer ein Ducker, und ich erinnere mich, wie ich hinter ihm herstürmte, als er verwundet war, und an meine Enttäuschung, als ich glaubte, ich würde ihn nicht bekommen. Meinen Einheimischen gelang es jedoch, ihn nach einer gewissen Laufstrecke einzuholen. Nachdem sein Kopf gehäutet war, verbrachte ich Stunden damit, den Schädel zu polieren, bis er heute wie poliertes Elfenbein glänzt.

Diese glücklichen ersten Tage verströmen eine wunderbare Begeisterung; der Zauber, mit dem man zu einer Jagd aufbricht, und die Energie, die man aufwendet, um meilenweit zu marschieren, nur um ein kleines Tier zu erlegen, das einem neu ist. Ducker liefern gutes Fleisch und sind sportliche kleine Tiere, die oft „Selbstmord“ begehen, indem sie stehen bleiben, um zurückzublicken, bevor sie endgültig verschwinden. Fast alles Wild tut dies – außer Tieren, die durch bittere Erfahrung gelernt haben, dass der Mann im Filzhut und den aschebeschmierten Shorts kein sicherer Zeitgenosse ist.

Es ist höchst interessant, ein bekanntes Tier zu jagen und seine List zu übertreffen, nachdem man es mehrmals durch schwierige Schüsse verfehlt hat oder oft beim Versuch gescheitert ist, sich ihm unbemerkt zu nähern. Jeder kennt die Geschichte von dem Mann, der eine Haarschnepfe jagte, die sich an einem Tümpel nahe seinem Bungalow aufhielt; er verfehlte sie so oft, dass er fast weinte, als sie schließlich in seine Schrotladung Nr. 8 flog und starb. Er fühlte sich, als hätte er einen Freund ermordet!

Die Kuhantilope (Lichtenstein-Antilope) wird gewöhnlich für einen ausgemachten Narren gehalten, der den Ärger geradezu sucht und zur Strafe erschossen wird; zweifellos ist sie sehr zutraulich, bis sie feststellen muss, dass die meisten ihrer Gefährten für immer von uns gehen. Danach kann sie so listig und wachsam werden wie ein Rappenantilopenbulle oder ein Kudu, und es bedarf höchster Jagdkunst, um sie zu überlisten.

Ich erinnere mich an ein solches Tier, als ich eine Viehranch am Kapundi-Bach in Nordostrhodesien hatte. Wenn ich Fleisch brauchte, ging ich in den Busch, der meine Hütte umgab, und stieß oft auf ein Rudel Kuhantilopen, das anfangs aus elf Tieren bestand. Zu verschiedenen Zeiten erlegte ich eines, aber nie den Bullen mit dem besten Gehörn, der gelegentlich allein umherzog oder sich einer Zebraherde anschloss, die oft in der Nähe war. Ich sah ihn oder seine Fährte ständig; ich erkannte sie immer wieder, weil er eine Scharte in seinem rechten Vorderhuf hatte, die sich deutlich in seinen Spuren abzeichnete – jedenfalls wenn die Abdrücke auf feuchtem oder sandigem Boden klar waren.

Dieser Bulle bereitete mir in meiner Freizeit viel Vergnügen, da ich all meine List aufbot, um die seine zu übertreffen. Ich schürfte mir die Knie auf, kroch oft mehrere hundert Yards auf dem harten Boden, holte mir Dornen und zerkratzte mir Beine und Hände beim Versuch, in Reichweite zu kommen, aber er wollte nie warten. Natürlich achtete ich genau auf den Wind, aber das half mir nicht, da das Tier sich ganz auf seine Augen verließ.

Schließlich tat ich etwas, das ich für gemein halte, weil eine Kuhantilope es nicht tun konnte. Ich kletterte auf einen großen Baum in der Nähe der Stelle, die er gewöhnlich aufsuchte, setzte mich zwischen die grünen Zweige und wartete eines Abends dort. Ich nahm meinen Posten gut zwei Stunden vor seiner üblichen Zeit ein, zu der er auf die Lichtung kam, um zu äsen. Er kam, als es dunkel wurde, und ich konnte seine ängstlichen Blicke nach allen Seiten sehen, um seinen größten Feind im Leben auszumachen; er kam so nah, dass ich sah, wie seine feuchten Nüstern vor Aufregung zuckten. Ich bin sicher, er hielt es für ein ziemlich gutes Spiel, das er mit diesem hässlichen Zweibeiner spielte, der nur zwei Beine vorweisen konnte und ihn nie auf ehrliche Weise fangen konnte. Er starb, und ich half beim Verzehr; aber wenn die Sache sich wiederholen würde, würde ich ihn ehrlich erlegen oder ihn ziehen lassen, da ich finde, dass ich mich nicht ganz fair verhalten habe.

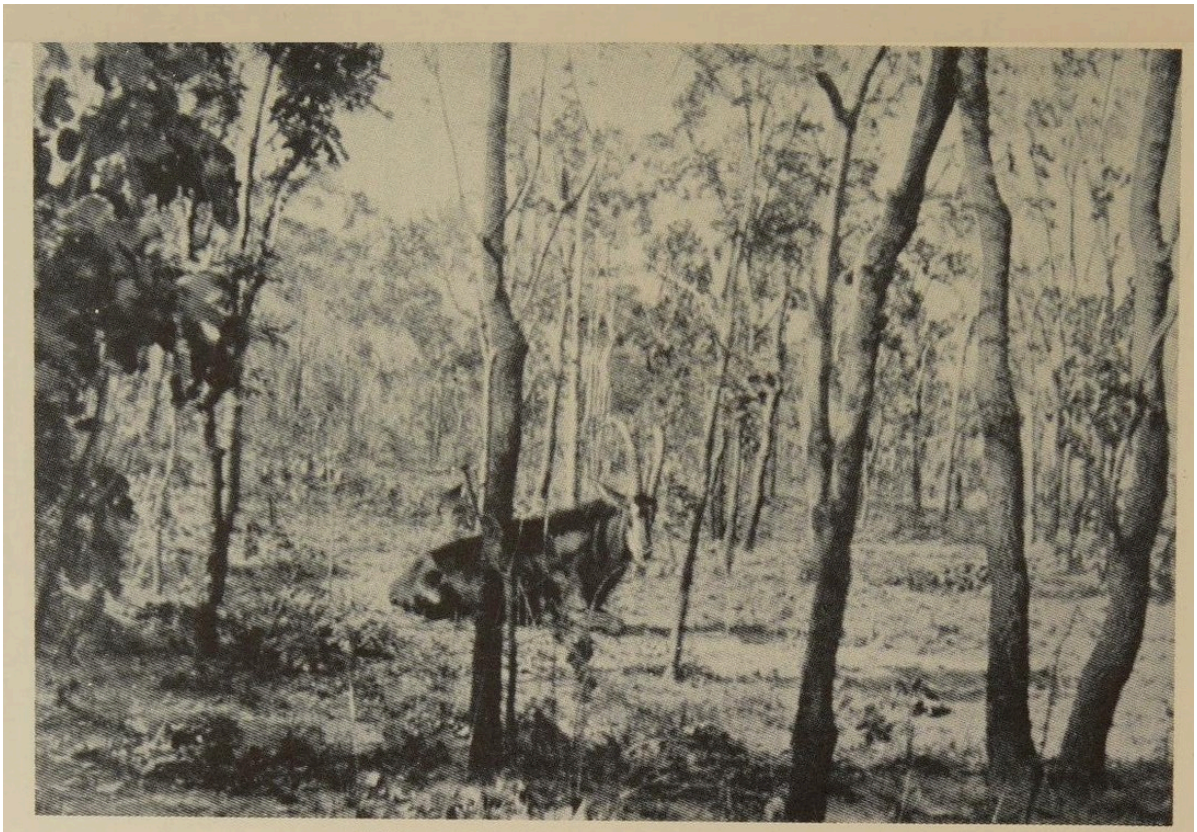
Ich erlegte mehrere gute Rappenantilopenbullen in der Nähe des Ortes, den diese Kuhantilope aufsuchte, einen davon mit einem guten Gehörn von über 43 Zoll in der Krümmung; aber eines Tages verlor ich ein prächtiges Tier. Mit einem neuen Gewehr saß ich eines späten Abends an einem Dambo (Grasfläche), da ich gerne beobachtete, wie das Wild aus dem Busch zum Äsen herauskam. Wenn ich kein Fleisch brauchte oder nicht durch eine gute Trophäe in Versuchung geführt wurde, betrachtete ich die Tiere manchmal einfach nur durch mein Fernglas.

An diesem Abend hatte ich schon einige Zeit eine Herde Pferdeantilopen durch das Glas beobachtet, aber da kein außergewöhnliches Gehörn dabei war, machte ich keine Anstalten. Ich hatte einen kleinen einheimischen Jungen bei mir, der meine Kodak und das Fernglasetui trug. Der Junge war erst etwa zehn Jahre alt, aber er war für sein Alter ein wunderbarer Fährtenleser, da seine Augen auf der Spur so scharf wie Nadeln waren. Er war so jagdbegeistert wie ein junger Spaniel und verhielt sich auch ganz ähnlich, wenn er mich mit dem Gewehr in den Busch ziehen sah; er lief mir nach und bat darum, die Kamera oder irgendetwas anderes, das ich mitnahm – wie die Patronentasche –, tragen zu dürfen.

Als die Sonne unterging, dachte ich gerade ans Gehen, als der Kleine flüsterte: „Mpala-pala, bwana“ („Rappenantilope, Herr“). Als ich dorthin blickte, wohin er zeigte, sah ich einen prächtigen Rappenantilopenbullen mit dem besten Gehörn, das ich je gesehen hatte, wie er aus dem Busch zum Äsen in das Dambo trat. Wir drückten uns um den kleinen Busch, hinter dem wir saßen, um bessere Deckung zu haben, und beobachteten ihn, wie er näher kam. Auf etwa hundert Yards zielte ich auf seine Schulter; er fiel,

begann aber zu schlagen. Ich hätte ihm damals einen zweiten Schuss geben sollen, denn es ist ein schlechtes Zeichen, wenn ein Tier bei einem Kammerschuss schnell umfällt. Bei einem Herz- oder Lungenschuss stürmt ein Tier fast immer einige Yards heftig davon, bevor es endgültig zusammenbricht.

Als ich bis auf fünfzehn Schritte an ihn herangekommen war, wandte ich mich dem Jungen zu, um meine Kamera aus dem Etui zu nehmen; gerade als ich sie herauszog, hörte ich, wie die Rappenantilope sich bewegte, und der Junge sagte: „Er läuft weg, Herr." Ich riss dem Jungen mein Gewehr aus der Hand, aber als ich schussbereit war, war die Antilope bereits im Unterholz und rannte schnell davon; der flüchtige Schuss, den ich mit dem mir noch unbekannten Gewehr abgab, ging daneben.



188] SABLE ANTELOPE BULL, NORTH-EASTERN RHODESIA.

Wir folgten seiner Schweißfährte, bis es zu dunkel wurde; zwei Tage lang kehrte ich zurück und folgte seinen Spuren über viele Meilen, fand ihn aber nicht. Am folgenden Tag hörte er auf zu schweißen und zog kräftig weiter; da wusste ich, dass er genesen würde. Ich glaube, ich hatte ihn nur gestreift – das heißt, das Projektil hatte die Wirbelsäule touchiert, was ihn für einige Momente lähmte und beim Aufprall zu Fall brachte.

Ich machte die quälende Erfahrung, dieses Tier danach noch zweimal zu sehen, da er gelegentlich weiterhin zum Dambo kam, aber selten vor Einbruch der Dunkelheit eintraf. Eines Abends, als das Licht fast ganz geschwunden war, kroch ich nah genug heran, um einen guten Schuss abzugeben, als vor mir eine Anzahl Perlhühner aufflog und einen solchen Lärm machte, dass die Rappenantilope sofort das Weite suchte. Einen Monat vor diesem Erlebnis hatte ich die erwähnte Rappenantilope mit Hörnern von über 43 Zoll geschossen, was in dieser Gegend ein recht gutes Gehörn ist. Die Hörner des verlorenen Tieres schienen gut 8 Zoll länger zu sein, da sein Kopf gewaltig aussah.

Es passiert dem Jäger selten, dass er das Glück hat, die besten Exemplare unter dem Wild zu erlegen, das er sieht; tatsächlich ist er sehr glücklich, wenn er die Hälfte davon bekommt. Ich verlor den besten Elefanten, die beste Rappenantilope, die beste Pferdeantilope, die beste Elenantilope und die beste Impala, die ich je sah; und ich schoss nur auf die Rappenantilope, die Pferdeantilope und die Impala – die anderen entkamen, ohne dass ein Schuss fiel.

Den Elefanten brauche ich nicht weiter zu beschreiben, außer dass seine Stoßzähne riesig waren; er bekam Wind von einigen Einheimischen, die mir entgegen meinen Anweisungen gefolgt waren, während ich mich für den Schuss anschlich. Ich denke, es lag hauptsächlich an einem Windwechsel bei dieser Gelegenheit, obwohl die Einheimischen dort hätten warten sollen, wo ich sie zurückgelassen hatte.

Im Fall der Pferdeantilope marschierte ich gerade vom Luangwa-Fluss nach Fort Jameson und befand mich in der Nähe der Sasare-Goldmine (der damals einzigen Goldmine in Nordostrhodesien). Es regnete stark, also steckte ich mein Gewehr in das Futteral und ging meinen Trägern voraus, als ich einen Pferdeantilopenbullen sah, der in einem Dambo nahe dem Pfad äste. Er hatte die längsten Hörner aller Pferdeantilopen, die ich je gesehen hatte – und ich hatte Hunderte gesehen. Es dauerte nicht lange, bis ich das Gewehr griff und es aus dem Futteral zu ziehen begann; ich musste es jedoch erst aus dem Magazin laden, da ich niemals eine Patrone im Lager lasse, wenn das Gewehr im Futteral steckt.

Unglücklicherweise sah uns die Pferdeantilope auf dem Pfad, und genau als ich bereit war, stürmte sie davon. Normalerweise halte ich nichts davon, auf gesundes Wild in der Flucht zu schießen, aber dieses Gehörn war zu verlockend, und ich versuchte einen Schuss. Ich war durchgefroren und klatschnass, und ob meine Muskeln verkrampft waren oder ob ich zu weit vorgehalten habe, weiß ich nicht; jedenfalls verfehlte ich ihn. Er gelangte in felsiges Gelände, wo die Spuren fast unsichtbar waren; obwohl ich einen exzellenten Elefantenfährtenleser bei mir hatte und selbst recht gut spüren konnte, da dies mein liebstes Hobby war, dauerte es auf dem schlechten Boden so lange, auch nur ein paar Yards voranzukommen, dass ich die Fährte verließ und einen Bogen machte, in der Hoffnung, sie auf besserem Boden wieder aufzunehmen.

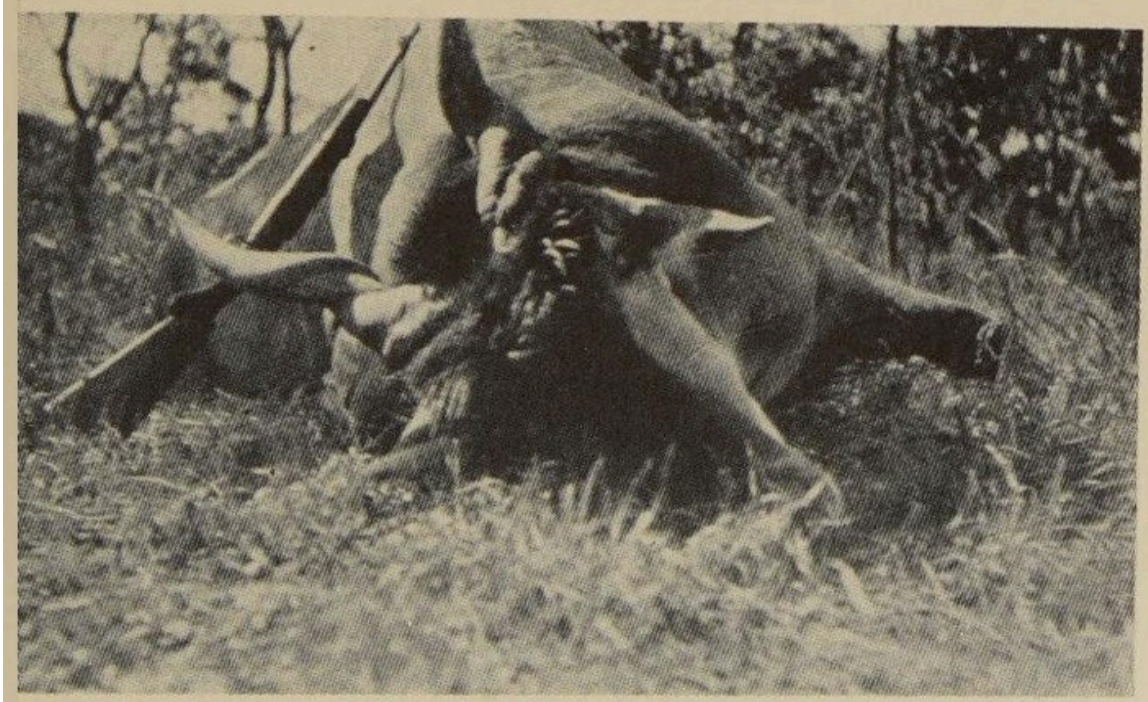
Der Regen peitschte herab, und wir waren alle müde, da wir gut zwanzig Meilen hinter uns hatten, bevor wir die Pferdeantilope sahen; also gaben wir es auf und zogen weiter nach Sasare. Mein Freund Martin Ryan, der eine Zeit lang nahe der Sasare-Mine lebte, erzählte mir, dass mehrere Leute diesen Pferdeantilopenbullen gesehen hatten und hinter ihm her gewesen waren, da sein Kopf ein begehrenswerter Preis war, aber ich hörte nie, dass er zur Strecke gebracht wurde.

Die Elenantilope war ein Weibchen, das ich in einer kleinen Herde am Oberlauf des Lutembwe in Nordostrhodesien sah; sie hatte die längsten Hörner, die ich je an einer Elenantilope gesehen habe. Ich sollte anmerken, dass Elenkühe viel längere und schlankere Hörner haben als die Bullen, aber es kommt selten vor, dass man bei einer Kuh ein Gehörn von über 30 Zoll findet. Obwohl ich der Herde einige Zeit nachspürte, brach die Dunkelheit herein und verhinderte, dass ich an sie herankam; am nächsten Tag musste ich weiterziehen, da ich in das Elefantenland wollte.

Die Impala sah ich nahe Gwaza am Oberen Shire; ich verfehlte sie kläglich, als sie zwischen dichtem Holz stand und mich anblickte. Ich musste zwischen zwei kleinen Bäumen hindurchschießen, und wie so oft in einem solchen Fall traf ich eines der Bäumchen, was meine Kugel ablenkte.

Als ich etwa ein Jahr lang in einem schönen Jagdlager lebte, das ich am Oberlauf des Bua errichtet hatte, hatte ich exzellente Jagdmöglichkeiten auf Elen-, Rappen- und Pferdeantilopen. Der stellvertretende Amtmann in Fort Manning (nachdem keine K.A.R.-Truppen mehr dort stationiert waren) gab mir die Erlaubnis, mehrere Elenantilopen über die in meiner Lizenz erlaubte Anzahl hinaus zu schießen, da die Tiere an den Feldern der Einheimischen in der Umgebung großen Schaden anrichteten; so konnte ich einige sehr große Bullen erlegen.

NATIVE BOY WITH ELAND SKULL.
Horns 29½ inches on straight.



ELAND BULL SHOT IN NYASALAND.
Note chocolate-coloured pad of hair on frontlet.

oJ

Ein Elenbulle ist ein prächtiger Anblick, wenn er mit seinen Kühen auf einer Waldlichtung äst. Mit dem Alter verliert er den Großteil seiner hellbraunen Färbung, da

sich das Haar abreibt und er eine blaugraue Farbe annimmt. Gewöhnlich behält er dichtes Haar am Hals und entwickelt einen großen Schopf langer, verfilzter Haare auf der Stirn. Ein ausgewachsener Bulle ist gut 6 Fuß hoch an der Schulter, sehr schwer an Körper und Hals und ist schneller, als er aussieht, wenn man ihm zu Fuß folgt. Der älteste und schwerste Bulle, den ich erlegte, war ein prachtvolles Tier mit wunderschönem schokoladenbraunem Haar am Hals und entlang des Nasenbeins; sein haarloser Körper war von jenem Blaugrau, das sowohl bei Elenantilopen als auch bei Büffeln ein sicheres Zeichen des Alters ist. Ich habe seine Maße in meinem Buch *Wild Life in Central Africa* angegeben, werde sie hier jedoch erneut erwähnen, da er bei weitem die schwerste Elenantilope war, die ich unter wohl dreitausend oder mehr gesehen habe.

Fuß. Zoll.

Von der Nase bis zum Ende des Schwanzfleisches 13 4

Von der Nase bis zur Schwanzwurzel 11 5

Körperumfang in der Mitte 6 0

Halsumfang in der Mitte 2 2

Höhe vom Widerrist bis zur Sohle des Vorderfußes . . . 6 0

Hörner im geraden Maß 2 6

Hörner in der Krümmung 2 9

EIN AUSSERGEWÖHNLICHER ELENANTILOPENBULLE

In dem erwähnten Buch habe ich eine recht gute Fotografie dieses prachtvollen Tieres veröffentlicht, und ich habe in meiner Fotosammlung einen weiteren Abzug gefunden, der von einem zweiten Film stammt, den ich zur gleichen Zeit aufnahm. Der Vordergrund des Fotos ist leicht unscharf, aber die Elenantilope ist gut genug zu erkennen, um den dichten Fleck schokoladenbraunen Haares entlang des Nasenbeins zu bemerken. Ich habe nie einen Elenbull gesehen, bei dem dieser Fleck sowie die gleichfarbige Bedeckung seines Halses so dicht und reichlich ausgeprägt waren.

Das Gewicht dieses Tieres würde ich auf gut 2.000 Pfund schätzen. Es waren fünfundzwanzig kräftige Männer nötig, um das gesamte Fleisch in mein Lager zu tragen, wobei natürlich beim Zerlegen des Tieres eine Menge Blut und Innereien entfernt wurden. Keiner der Männer trug weniger als 70 Pfund, und einige trugen wesentlich mehr, da jede Keule, an einer Stange festgebunden, zwei Mann vollauf beanspruchte, um damit mühsam in mein Lager zu wanken.

Zur gleichen Zeit, als ich dieses prächtige Tier erlegte, schoss ich einen weiteren Bullen, der an der Schulter einen halben Zoll höher war (ich glaube, der große war mehr als 6 Fuß hoch, aber er brach in sich zusammen und ich konnte seine Vorderbeine nicht strecken, sodass die 6 Fuß ein Mindestmaß sind) und Hörner von 29,5 Zoll Länge hatte; aber obwohl er ein stattliches Tier war, reichte er bei weitem nicht an den heran, dessen Maße ich angegeben habe.

Diese Elenantilopen befanden sich beide in einer Herde von etwa dreißig Tieren, die auf den Maisfeldern von Zulus Dorf gefressen hatten, und ich musste nicht weit folgen, um zum Schuss zu kommen. Zuerst verwundete ich den großen Bullen, der daraufhin davonlief, und dann sah ich den anderen, den ich erlegte. Kurz nachdem ich ihn gestreckt hatte, rief Kadango, dass er den großen Bullen sehen könne, der lahm wirkte, und ich erlegte ihn mit einem zweiten Schuss aus meiner 7,9 mm Rigby-Mauser. Ich war so überrascht von der kolossalen Masse und der Menge des schokoladenfarbenen Haares an Stirn und Hals, dass ich lange dasaß und ihn bewunderte, bevor ich den Einheimischen erlaubte, ihn zu zerlegen.

Ich muss dazu sagen, dass wir versuchten, seine Beine geradezurichten, um ein genaues Maß seiner Höhe zu erhalten, aber ich hatte einige Zeit damit vertan, ihn anzustarren, bevor ich mit den Messungen begann. Dann stellte ich fest, dass die Männer und ich nicht in der Lage waren, seine Beine zu strecken, da sich seine Schultermuskulatur sowie seine Beine so weit versteift und zusammengezogen hatten, dass es unmöglich wurde. Die Fotografie zeigt deutlich die Position, in der er fiel.

Es ist ratsam, dass ein Jäger, der Maße nehmen will, dies schnell tut, bevor die Totenstarre eintritt. Ich glaube, ich erwähnte bereits, dass die einzigen wahren Maße für Höhe und Länge diejenigen sind, die zwischen Pflöcken genommen werden.

Einmal schoss ich in der Nähe des Mauzi Hill im südöstlichen Njassaland einen guten Bullen für das Transvaal Museum in Pretoria. Er war ein stattliches Tier, aber seine Maße waren viel kleiner als die des großen Bullen, über den ich so viel geschrieben habe. Kurz nachdem ich das Tier bei Mauzi erlegt hatte, setzte Regen ein, und ich hatte große Mühe, das Fell zu retten. Ich musste einen Unterstand aus Stangen und Gras errichten sowie ein Gestell, unter dem ich Feuer brennen ließ. Da die dicke Halshaut, die gut einen Zoll maß,

zu verderben begann, schabte ich sie dünner; dazu benutzte ich ein Paar gute Rasiermesser mit Elfenbeingriff, was deren Zustand nicht gerade verbesserte. Ich musste mir danach einen Bart stehen lassen, bis ich sie wieder ordentlich geschärft bekam.

Dieses Elenfell schickte ich zusammen mit Fellen von Büffeln, Kudus, Rappenantilopen, Kuhantilopen usw. nach Lourenço Marques (Delagoa Bay), um sie an das Museum in Pretoria weiterleiten zu lassen. Ein unfähiger portugiesischer Hafenbeamter lagerte das große Paket in einem feuchten Schuppen, mit dem Ergebnis, dass die Museumsleute bei der Ankunft in Pretoria feststellten, dass die meisten Felle verrottet und für die Präparation unbrauchbar waren. Ich verlor etwa 60 Pfund bei diesem Geschäft und konnte das Geld aus einer solchen Entfernung nicht zurückfordern – das sind die Leiden im Leben eines Jägers und Sammlers, denn es ist kein Vergnügen, schwere Felle für naturwissenschaftliche Zwecke abzuziehen und vorzubereiten; neben der Arbeit des Erlegens und Häutens müssen sie bis zum Verpacken höchst sorgfältig bewacht werden. Der Speckkäfer (*Dermestes lardarius*) macht sich schnell über Felle und Schädel her, und eine meiner Schwierigkeiten beim Sammeln bestand darin, die Einheimischen dazu zu bringen, die noch feuchten Schädel von den Fellen fernzuhalten, da sie keine Bedenken hatten, sie an jedem Rastplatz dicht zusammenzulegen.

Als ich auf dieser Sammelreise war, schoss ich eines Abends gegen Einbruch der Dunkelheit einen stattlichen Kudubullen, als ich etwa zehn Meilen von meinem Zelt entfernt war. Er befand sich in einer Herde, die bei der Störung um den Fuß eines kleinen steinigen Kopje rannte; ich gab einen glücklichen Fluchtschuss ab und streckte ihn nieder. Wäre es nicht so spät gewesen, hätte ich es vorgezogen, ihm zu folgen, anstatt einen riskanten Schuss aus der Bewegung zu wagen, da diese nicht immer gelingen; ich bin dagegen, dies zu tun, außer bei einem verwundeten Tier, das sonst entkommen könnte.

Da ich wusste, dass Hyänen den Kudu zerreißen oder ein Leopard einen Teil von ihm fressen würde, wenn ich ihn die Nacht über draußen ließe, beschloss ich, ihn sofort zu häuten. Also hieß ich meine „Boys“, trockenes Holz zu sammeln und ein großes Feuer direkt neben dem toten Tier zu entfachen. Bald hatten wir ein prächtiges Lodern, da es im Busch immer Haufen von toten Ästen gibt, und es dauerte über eine Stunde, das Fell vom Körper bis zum Hals abzuziehen.

Ich ließ den Kopf am Fell, wickelte alles ein und kehrte bei Sternenlicht zu meinem Zelt zurück, wobei ich mir an Dornen die Beine zerkratzte und mir manchen harten Stoß an Baumstümpfen holte, während wir uns durch den unwegsamen Busch wanden, der zwischen uns und dem Lager lag. Ein Zehn-Meilen-Marsch in einer dunklen Nacht ist kein Vergnügen, da man in Löcher stolpert und mit den nackten Beinen gegen Hindernisse stößt. Auch die Augen laufen Gefahr, von Dornen oder den harten Spitzen halb verbrannter Schilfrohre aufgespießt zu werden.

Am Vortag hatte einer meiner Männer direkt hinter mir einen kurzen Laut ausgestoßen; ich fragte ihn, was los sei, als er sich bückte, um sein Bein zu betrachten. Ich stellte fest, dass ein Grashalm, gegen den er gestoßen war, seine rechte Wade komplett durchbohrt hatte, und ich zog ihn heraus. Dies war ein außergewöhnlicher Vorfall, den ich nie geglaubt hätte, wenn ich ihn nicht selbst gesehen hätte, aber es ist dennoch eine Tatsache. Wie ich schon sagte, wird verbranntes Gras durch die Hitze gehärtet, und ich vermute, die Spitze traf sein Bein in einer direkten Linie von der Basis aus, sodass sie in keiner Weise abgelenkt wurde. Die Einheimischen gingen immer barfuß, obwohl einige meiner Männer mich um Haut für Sandalen baten, wenn viele Dornen vorhanden waren.

Um auf den Kudu zurückzukommen: Ich erreichte das Zelt gegen 23 Uhr und hängte das Fell mitsamt dem Kopf auf einen Baum, damit kein Herumtreiber wie eine Hyäne oder

ein Leopard herankam. Am nächsten Morgen, kurz vor dem Frühstück, übergab ich es meinem Kopf-„Boy“, dem ich beigebracht hatte, wie man Exemplare für die Präparation häutet. Ich ließ ihn mit dem Kopf beginnen und wies ihn an, die Partie um die Augen für mich zu lassen, da dies die Stelle ist, die am ehesten durch einen falschen Schnitt mit dem Messer beschädigt wird.

Nach dem Frühstück schlenderte ich hinüber, um nach dem Rechten zu sehen, und musste feststellen, dass er gleich zu Beginn einen mehrere Zoll langen Schlitz in das Fell geschnitten und es damit als Museumsexemplar völlig ruiniert hatte. Ich war natürlich verärgert über eine solche grobe Unachtsamkeit, da er die Arbeit zuvor schon oft ordentlich erledigt hatte. Also versetzte ich ihm mit den leichten Elchledersohlen-Stiefeln, die ich zur Jagd in Afrika trage, einen Tritt in den Allerwertesten, rief meine Männer zusammen und brach auf, um nach einem anderen Kudu zu suchen – den ich, wie ich anmerken muss, über zwei Wochen lang nicht fand.

Ich schoss einen Warzenschweinber und kam zurück ins Lager, wo ich feststellen musste, dass mein Kopf-„Boy“ weggelaufen war und meinen *Sukampika* (Geschirrspüler) mitgenommen hatte; ich war darüber eigentlich nicht sonderlich unglücklich, da beide eher nutzlose Gestalten waren. Der Koch reagierte recht drollig darauf, denn der Geschirrspüler ist der Junge, der Teller und Töpfe wäscht, und ich dachte, der Koch würde schmollen, weil er die Arbeit nun selbst erledigen musste. Er kam zu mir und sagte: „Herr, Sie sollten Chapuka und Bonali treten“, womit er zwei der Träger meinte, die eher faul waren, wenn es darum ging, ihm das nötige Brennholz für seine Kochgeschäfte zu bringen. Köche in Afrika sind, wie überall sonst auch, ziemlich herrische Individuen, und Taktgefühl bringt einen bei ihnen weit; als ich das nächste Mal hörte, wie Chapuka und Bonali mit dem Koch stritten, kamen die Elchledersohlen wieder zum Einsatz, und es herrschte Frieden.

Wo ich gerade beim Thema der persönlichen einheimischen Diener bin, könnte ich einen amüsanten Vorfall erwähnen, der sich in meinem großen Lager am Bua-Fluss ereignete. Um Brot zu backen, verwendet man oft englischen Hopfen, der in versiegelten Dosen geliefert wird. Der Koch mischt ein paar Löffel Hopfen, etwas Zucker und ein wenig Salz und füllt das Ganze mit Wasser in eine leere Whiskyflasche und verkorkt sie. Der Korken sollte festgebunden werden, damit die Gärung ihn nicht herausdrückt. Die Bezeichnung für „Herr“ in der Landessprache ist *Che*, das als Vorsilbe verwendet wird. Nun, eines Tages, als ich beim Tee auf meiner Veranda saß, hörte ich einen Knall wie einen Gewehrschuss. Ich hieß den „Boy“, der in der Nähe stand, nachzusehen, wer da schieße. Er kam mit einem breiten Grinsen auf seinem schwarzen Gesicht zurück und sagte: „Chebopassi, bwana“, was bedeutete: „Herr, es war Herr Hopfenflasche.“ Da der Korken nicht festgebunden war, war er herausgefolgt.

Zu der Zeit, als ich die Gegend um den Mauzi Hill bejagte, gab es dort große Mengen an Rappenantilopen, vielleicht die prächtigste Antilopenart Afrikas, obwohl manche Leute den Kudu mehr bewundern und ihm den Vorzug geben. Möglicherweise ist der Kudu tatsächlich schöner, aber man findet ihn selten im offenen Gelände, da er Deckung und hügeliges Land mit viel dichtem Busch liebt. Die Rappenantilope zieht ebenfalls in die Hügel, hauptsächlich um den Fliegen zu entkommen und wegen der Kühle bei sehr heißem Wetter; aber sie liebt das offene Land und hat nichts dagegen, sich zu zeigen.

Oft habe ich dagelegen und Rappenantilopen dabei beobachtet, wie sie ästen oder am Abend zum Trinken an einen Tümpel oder Bach kamen. Die Buren in Südafrika nannten sie „Swartwitpens“, was, wie ich glaube, „Schwarz mit weißem Bauch“ bedeutet; dies beschreibt ihre Farbe, vermittelt aber keinen vollständigen Eindruck ihrer Schönheit. Sie beginnen etwa im dritten Jahr schwarz zu werden; die jüngeren Tiere sind von einem

satten Rotbraun. Sowohl die Weibchen als auch die Männchen tragen Hörner, obwohl diese niemals die Dicke oder Länge des prächtigen Kopfschmucks der Bullen erreichen.

Es hat etwas Faszinierendes, ein Rudel Rappenantilopen in einem offenen Dambo zu sehen, besonders wenn sie in Galopp versetzt wurden und die Sonne auf ihrem tiefschwarzen Fell und den Hörnern glänzt, während sie eine vorübergehende Deckung suchen. Während der Tageshitze ruhen sie im Busch und kommen gegen 4 Uhr nachmittags ins Offene, wie die meisten anderen Antilopen auch.

Meinen ersten guten Rappenantilopenbullen schoss ich in der Nähe von Fort Manning, als ich eines Morgens auf Jagd war. Ich sah ihn in halb verbranntem Gras stehen, schlich mich bis auf 150 Yards heran und erlegte ihn. Seine Hörner maßen etwas über 40 Zoll in der Krümmung, und sein Schädel befindet sich heute über mir, während ich dies schreibe. Es ist fast zwanzig Jahre her, seit ich ihn schoss, aber wenn ich seinen Kopf betrachte (keineswegs ein sehr großer, aber mein erster), scheint es mir, als sähe ich ihn vor mir stehen, wie er in meine Richtung blickt, mit seinem pechschwarzen Fell und dem leuchtend weißen Bauch, die Nase vorgestreckt und die langen Hörner weit über den Rücken geworfen, genau in dem Moment, als die tödliche Kugel ihn in die Schulter traf und niederstreckte.

Man denkt manchmal, besonders in dem Moment selbst, dass es grausam sei, solch herrliche Tiere zu töten; aber wie viel besser ist eine gut platzierte Kugel als die reißenden Kiefer und Klauen eines Löwen – denn früher oder später ereilt der Tod alle Geschöpfe, die in der Nähe der großen Katze leben, deren Leben den Tod bedeutet.

In all dem Land, das ich durchwandert habe, waren Pferdeantilopen sehr verbreitet; tatsächlich gehörten sie zu den zahlreichsten Arten. Wie die Rappenantilope ist auch die Pferdeantilope ein mutiges Tier, das zeitweise das offene Gelände bevorzugt, wenn es in jenen zahllosen Graslichtungen äst, die in Zentralafrika „Dambos“ genannt werden. Überall im Land, besonders dort, wo der Boden wellig ist, finden sich diese Öffnungen im Busch. Während der Regenzeit sammelt sich in den meisten von ihnen Wasser, und sie werden sumpfig. Die Ränder nahe der Waldgrenze sind oft spärlich mit Buschwerk bewachsen, das allmählich in echtes Waldland übergeht.

Viele der Dambos haben große Termitenhügel, die hier und da verstreut sind und dem Jäger eine hervorragende Deckung zum Anschleichen bieten; besonders die größeren, die oft mit dichtem Gras oder in manchen Fällen mit Sträuchern bewachsen sind. Ohne diese Termitenhügel wäre manches Tier, das starb, noch am Leben oder hätte zumindest viele Jahre länger gelebt. Ein weiterer Vorteil des Termitenhügels ist, dass er es dem Jäger ermöglicht, über das Bodenniveau zu gelangen, was ihn zu einem guten Ausguck macht.

In der Nähe meiner Ranch am Kapundi-Bach gab es eine hohe Erhebung namens Manje, wohin ich oft am späten Nachmittag ging, um Ausschau zu halten. An einer der steilen Flanken befand sich eine Höhle, in der ich Zeichnungen sah, die von Einheimischen mit einem dunkelroten Ocker angefertigt worden waren. Das Zeug ließ sich mit der trockenen Hand nicht abreiben, und die wenigen Figuren stellten meist Tiere dar, wie Elefanten und Antilopen. Ein anderer Kopje einige Meilen die Tete-Straße hinunter wurde von den Einheimischen „Chiperi“ genannt. Auf dem Gipfel dieses Kopjes befand sich ein großer Fels in der Form eines Nashornhorns. Viele der Hügel in Nordostrhodesien glichen denen im Mashonaland. Im Mondschein sahen sie oft wie Burgruinen aus, mit Türmen und Zinnen, die hoch in die Luft ragten. Einige dieser Hügel bestanden aus einer soliden Steinmasse oder aus großen Felsbrocken, die in den fantastischsten Formen aufgetürmt waren, was der Umgebung ein Gefühl von Wildheit und Ursprünglichkeit verlieh.

Ich kann mich erinnern, zwei Pferdeantilopen mit einer Kugel geschossen zu haben, und es war nicht einmal ein Vollmantelgeschoss. Durch einen Tausch war ich an eine .275 Westley Richards Mauser gekommen, eine recht gute Waffe, die sehr präzise schoss; aber die Ladung Teilmantelgeschosse, die ich dazu erhielt, pilzte beim Aufprall nicht ausreichend auf. Mehrere Zebras, Rappen- und Kuhantilopen, die ich damit schoss (ich erwähne das kleinere Wild wie Ducker und Oribi nicht, die kaum ein Test sind), hätten ebenso gut mit einem Vollmantelgeschoss getroffen worden sein können. Als ich auf eine Herde Pferdeantilopen stieß, kam ich in Reichweite und wartete ab, ob ich zwei mit einem Schuss erlegen könnte – und es gelang mir, denn es war nicht schwierig zu warten, bis zwei exakt hintereinanderstanden, da sie mich weder gesehen noch gewittert hatten. Das Projektil blieb im hinteren Tier stecken, und nach einiger Mühe fanden es meine Einheimischen. Es hatte sich kaum verformt, obwohl es ein Tier komplett und das andere größtenteils durchschlagen hatte. Das Seltsame an diesem Schuss war, dass, obwohl die beiden Tiere genau in einer Linie standen und beide durch die Schulter hätten getroffen werden müssen (wo das erste getroffen wurde), das hintere Tier weiter hinten durch eine seiner Nieren getroffen wurde. Ich verlor dieses interessante Projektil, als es auf dem Heimweg durch ein Loch in der Tasche meiner Shorts rutschte.

Die Wirkung von Geschossen im Wild interessierte mich sehr, daher bewahrte ich mehrere Dutzend davon auf und habe sie in einem Schmetterlingskasten mit Glasdeckel und Unterteilungen für das verschiedene Wild, wie Elefanten, Büffel, Antilopen und so weiter. Jedes Gewehr ist gut genug für Antilopen, aber wenn ich wieder in Afrika jagen könnte, würde ich wohl ein .318 Gewehr bevorzugen. Mit Gewehren von Rigby, Gibbs und Fraser habe ich meine beste Arbeit geleistet; aber die Firma Fraser existiert nicht mehr. Oft sah man bei der Elefantenjagd jede Menge Antilopen verschiedener Art, und es fiel schwer, an einem guten Gehörn vorbeizugehen, das man wahrscheinlich nie wiedersehen würde.

Mein bester Kudukopf, nur 57 Zoll in der Krümmung, ist im Vergleich zu einigen, die ich gesehen, und vielen, von denen ich gehört habe, kein extrem großer Kopf, obwohl ich recht zufrieden damit bin. Ich bekam ihn während des Marsches von Fort Jameson nach Tete im März 1905. Während ich auf dem breiten Pfad ging, der gemeinhin Tete-Straße genannt wird, wand ich mich durch ein kurzes Tal zwischen Hügeln und hörte das Aufbrechen einer Wildherde, die zwischen den Felsen und Bäumen flüchtete. Ich nahm mein Gewehr von dem hinter mir gehenden „Boy“ und folgte in die Richtung, da wir Fleisch brauchten und ich bereit war, das erste Tier zu schießen, das ich sah.

Als ich über die Kuppe des Hügels kam, sah ich eine stattliche Kuduherde am gegenüberliegenden Hang, mit zwei Bullen und etwa einem Dutzend Kühen. Die Bullen blickten zurück, und ich konnte nicht ausmachen, welcher das beste Gehörn hatte, denn wenn das Wild in dieser Position steht, neigen sich die Hörner nach hinten, und es ist unmöglich zu wissen, wie sie beschaffen sind. Ich entschied mich für den einfacheren der beiden Schüsse; als ich feuerte, bemerkte ich, wie ein Stück Rinde von einem kleinen Baum in der Schusslinie flog. Der Kudu bäumte sich jedoch auf den Hinterbeinen auf, fiel dann um und erhob sich nicht mehr. Die Herde rannte daraufhin davon und war bald im Busch verschwunden.

Als ich zu ihm hinging, bemerkte ich ein Loch von der Größe einer 12er Flintenlaufkugel in seiner linken Seite direkt über der Lunge, obwohl ich mit einer .303 und einem Teilmantelgeschoss gefeuert hatte. Ich ging zu dem kleinen Bäumchen, das nur etwa 3 Zoll dick war, und stellte fest, dass meine Kugel es getroffen hatte und aufgepilzt war, bevor sie den Kudu hinter der Schulter traf. Dies ist eines der wenigen Tiere, die ich bei einem Lungenschuss gesehen habe, die umfielen und fast augenblicklich tot waren, da ein Tier bei einem Lungenschuss gewöhnlich noch eine Strecke rennt, bevor es tot

zusammenbricht. Was das plötzliche Verenden erklärte, war natürlich der enorme Schock des bereits aufgepilzten Geschosses, das ein extra großes Loch in die Lunge gerissen hatte. Bei einem .256 oder .303 Projektil habe ich festgestellt, dass das Austrittsloch bei einem kleinen Tier, das komplett durchschlagen wurde, oft so groß wie eine Untertasse war – nämlich dann, wenn ein Deformationsgeschoss verwendet wurde, wie ein Teilmantel-, Hohlspitz- oder Schlitzgeschoss. Bei Wild mit kräftigerem Körper blieb das Projektil im Allgemeinen, wenn auch nicht immer, stecken, besonders wenn der Schulterknochen getroffen wurde. Bei einem Treffer hinter der Schulter drang es oft durch, hinterließ aber eine furchtbare Wunde. Mein bevorzugter Schuss auf Antilopen war auf das Buggelenk, wenn sie schräg auf mich zu standen, denn bei einem richtigen Treffer schickte das Projektil Knochensplitter ins Innere, die manchmal Herz und Lunge zu Brei rissen. Da dies kein erbauliches Thema ist, außer für diejenigen, die an solchen Details interessiert sind, werde ich fortfahren.

Als ich im Oktober 1908 in der Nähe des Rukusi-Bachs in Nordostrhodesien nach Elefantenfährten suchte, stieß ich auf zwei stattliche Kudubullen und konnte nicht widerstehen, auf sie zu schießen. Einer stand auf; ich feuerte auf ihn und traf ihn schwer. Plötzlich sprang ein anderer auf, den ich zuerst nicht bemerkt hatte, und rannte davon; sein Gehörn sah sehr breit aus. Also feuerte ich auf ihn, und nach mehreren Schüssen – da ich von der Hitze müde war und nicht gut schoss – streckte ich ihn nieder. Bevor ich zu ihm gehen konnte, musste ich mich hinsetzen und einen meiner Stiefel ausziehen, da ich eine schlimme eiternde Wunde unter einem Zehennagel hatte, verursacht durch unvorsichtiges Nägelschneiden und langes Gehen bei Entzündung. Ich humpelte zu dem prachtvollen Geschöpf hinauf, setzte mich, rauchte eine Pfeife und weidete mich an seinem Anblick, denn er war eine Schönheit. Er war nicht so alt wie der zuerst geschossene, was man an der Hornbildung an der Basis erkennen konnte. Wenn Hörner noch wachsen, ist es nach viel Erfahrung möglich, sofort zu sagen, ob ein Tier bejahrt ist, da alte Hörner eine poliertere und festere Textur haben, die unverkennbar ist.

Wenn eine Antilope alt wird, beginnt ihr Gehörn „zurückzusetzen“, und das ist am deutlichsten bei Tieren mit recht geraden Hörnern wie einem alten Elenbull zu sehen. Damit meine ich nicht, dass sie schrumpfen oder kleiner werden, aber das ständige Reiben und die Abnutzung werden nicht durch neues Wachstum ersetzt, daher nimmt die Länge mit der Zeit ab. Ich habe alte Elenantilopen mit Hörnern gesehen, die kaum länger als 20 Zoll waren, obwohl sie wahrscheinlich gut 28 Zoll maßen, als das Tier seine volle Reife erreicht hatte. Dieser prächtige Kudu hatte Hörner, die von Spitze zu Spitze 49,75 Zoll maßen und 46,625 Zoll im geraden Maß. Die Länge in der Krümmung betrug nur 54,75 Zoll, was eine Differenz von lediglich 8 Zoll zum geraden Maß ergibt – viel weniger als der durchschnittliche Unterschied, der normalerweise zwischen 12 und 16 Zoll liegt. Es war in dieser Hinsicht sicherlich ein abnormales Gehörn. Der andere Bulle hatte ein ordentliches Gehörn von 53,375 Zoll in der Krümmung und 41,625 Zoll im geraden Maß, bei einer Spannweite von 32 Zoll von Spitze zu Spitze. Ein Kudukopf macht sich an einer Wand besser als der einer Rappenantilope, es sei denn, letzterer kann von der Seite betrachtet werden, damit man den Schwung der Hörner sieht.

Die Puku-Antilope, die von Dr. Livingstone entdeckt und von ihm zu Ehren von Major Frank Vardon, der mit Oswell und Dr. Livingstone im südlichen Afrika reiste, *Cobus vardoni* genannt wurde, ist eine der hübschesten der mittelgroßen Antilopenarten. Erst als ich das Luangwa-Tal in Nordost-Rhodesien besuchte, sah ich diese wohlgeformten Antilopen in größerer Zahl. Dort kamen sie sehr zahlreich vor. Einige wenige finden sich in der Nähe von Kongoni am Bua-Fluss in Njassaland, aber sie sind nicht leicht aufzuspüren. Nahe dem Luangwa-Fluss jedoch sind sie auf der Westseite extrem häufig, und ich schoss dort so viele, wie ich wollte.

Die Böcke kämpfen viel untereinander; einmal fand ich ein großes Stück Horn im Nacken eines Tieres, das ich erlegt hatte. Es war offensichtlich durch eine plötzliche Drehung abgebrochen, nachdem er den Stoß erhalten hatte. Da Hornsubstanz und der innere Kern aus sehr zähem Material bestehen, muss eine enorme Kraft aufgewendet worden sein, um einen solchen Bruch zu verursachen.

Als ich einen Bock mit einer Kugel traf, sah ich, wie er direkt auf ein anderes Männchen in seiner Nähe losging und es hart in die Keule stieß, wohl in der Annahme, die Schusswunde sei ein Kopfstoß gewesen. Kurz nach diesem Angriff brach er zusammen; daraufhin ging der andere auf seinen Körper los und versetzte ihm mehrere harte Stöße, wobei er die Haut aufschlitzte und etwa 1,5 Zoll tiefe Löcher verursachte. Er schien so fest zuzustoßen, wie er konnte, und ich war überrascht, dass er nicht noch mehr Schaden anrichtete, wenn man bedenkt, dass ich wenige Tage zuvor das gut 5 Zoll lange Hornstück im Nacken eines anderen Bockes gefunden hatte. Natürlich variiert die Schärfe der Hornspitzen, und das Stück, das ich im Nacken des Bockes fand, war nicht besonders spitz; es muss also einem außergewöhnlich starken Tier gehört haben, um so tief einzudringen, besonders im Nacken, wo die Haut bei allen Antilopen fast doppelt so dick ist wie am restlichen Körper.

Eines Morgens bot sich mir ein bezaubernder Anblick an einer Lagune am Luangwa, nicht weit von Chipofus Dorf. Ich war früh zum Fluss gegangen, um nach guten Puku-Trophäen zu suchen. Kurz nach der Dämmerung bezog ich Stellung auf einem Termitenhügel und saß wie gebannt angesichts der Menge an Wild, das zum Trinken kam. Eine Herde Elenantilopen äste nahe dem Waldrand, der an den sumpfigen Boden grenzte, und dicht bei ihnen standen zwei Gruppen Wasserböcke, eine davon mit einem kapitalen Bullen. Dann kam eine große Zebraherde herangetrottet, dazu mehrere Trupps Impalas sowie verschiedene kleine Gruppen Pukus. Nicht weit entfernt saßen einige Kronenkraniche in den Bäumen und gaben Laute von sich, die wie das laute Miauen von Katzen klangen; viele andere Vögel waren zu sehen, darunter zwei Fischadler, die im seichten Wasser der Lagune fischten.

Plötzlich bemerkte ich, wie das gesamte Wild misstrauisch wurde und in eine Richtung starrte. Als ich nachsah, was sie alarmiert hatte, erblickte ich zwei Einheimische, die herbeikamen, um einige Fischreusen zu kontrollieren, die sie an der Mündung der Lagune in den Luangwa ausgelegt hatten. Bald darauf begann das Wild, sich von den Ruhestörern zu entfernen; ich folgte ihnen später und erlegte zwei prächtige Pukuböcke, die ich aus den vielen Tieren, die ich an jenem Morgen sah, ausgewählt hatte. Diese beiden Köpfe habe ich zusammen mit vielen anderen aufbewahrt; sie erinnern mich an vergangene glückliche Tage in Afrika.

Die Impalas, die man in diesem Land findet, entwickeln viel kleinere Hörner als die ostafrikanische Art, die prächtige Trophäen trägt. Ich besuchte Britisch-Ostafrika im Jahr 1911 für kurze Zeit, kam aber nicht in die Impala-Gebiete und erlegte nur Grants Gazellen, Thomsongazellen und einige andere Arten. Die Art der Jagd in den Ebenen Britisch-Ostafrikas sagte mir nicht sonderlich zu; ich bevorzuge dicht bewachsenes Buschland, in dem man mehr Fährten lesen kann und wo man an einem Jagdtag mehr Überraschungen erlebt. Für jene, die gerne weite Schüsse auf Wild abgeben, ist das flache Land genau richtig, da die Tiere von Jahr zu Jahr vorsichtiger werden und sich in größerer Distanz halten. Mit dem Fortschritt flacherer Flugbahnen scheinen sie sich ein entsprechendes Wissen über Ballistik anzueignen.

Es gibt bestimmte Antilopenarten, deren Anwesenheit für den Jäger oder Reisenden ein Zeichen für Wasser ist; wenn die Lage dringlich wird, sollte man der frischesten Fährte folgen, die einen wahrscheinlich zu einem Tümpel, einem kleinen Bach oder einer

sumpfigen Senke führt. Die wasserliebendsten Antilopen sind natürlich der Sitatunga und der Moorantilope (Letschwe); diese findet man jedoch dort, wo es ohnehin reichlich Wasser gibt. Ich beziehe mich auf das Wild, das in trockenem Land in dessen unmittelbarer Nähe lebt. Dies sind Puku, Impala und Riedbock; wenn man sie sieht, wird der Jäger im Umkreis von etwa einer Meile Wasser finden. Wasserböcke hingegen entfernen sich manchmal mehr als sechs Meilen vom Wasser und werden oft in dieser Entfernung in den steinigen, felsigen Hügeln gefunden, die sich von den Flüssen landeinwärts ziehen.

Wenn ein Flussbett trocken ist, man aber grüne Bäume an den Ufern sieht, lässt sich durch Graben sicher Wasser finden. Ein Tümpel ist oft schmutzig und grün vor Tierexkrementen und Urin, und Einheimische, die die Pfade benutzen, baden im nächstgelegenen Tümpel – dieses Wasser sollte man nicht trinken. Das Beste ist, ein ein oder zwei Fuß tiefes Loch nahe am Wasser zu graben, jedoch ohne direkte Verbindung dazu, und das Wasser des Tümpels durch das Erdreich oder den Sand in das Loch filtern zu lassen, bis es das gleiche Niveau erreicht; so wird es gereinigt. Dies ist schlicht ein natürlicher Filter. Die Einheimischen tun dies oft, und ich habe nie direkt aus einem Tümpel getrunken, es sei denn – was vorkam –, er befand sich in massivem Fels, wo man nicht graben konnte.

Einmal, auf einem Marsch nach Tete, waren wir bei furchtbarer Hitze querfeldein gezogen; das Land war staubtrocken, und die Bäume hatten jene graue, leblose Farbe, die man in den trockeneren Teilen des afrikanischen Busches während der sogenannten Trockenzeit sieht. Unser Wasservorrat war bereits mittags erschöpft, und wir hatten den Tümpel nicht gefunden, von dem uns einige Dorfbewohner erzählt hatten. Die Träger waren am Ende ihrer Kräfte, und auch mir ging es ziemlich schlecht, obwohl ich keine Last von 45 Pfund auf den Schultern oder dem Kopf trug wie diese zähen Kerle.

Gegen Sonnenuntergang wurde die Lage ernst; einige der Männer sahen entsetzlich aus, mit starren Augen und geschwollenen Lippen. Ich selbst konnte kaum ein Wort hervorbringen, da mein Hals sich entzündet und wund anfühlte. Ich war zu einem kleinen Hügel hinübergegangen, um mich umzusehen, fand aber, bevor ich dort ankam, die frische Fährte eines Nashorns, das vor höchstens einer Stunde vorbeigekommen war. Es war natürlich unmöglich zu sagen, ob es auf dem Weg zum Wasser war oder von dort kam; man musste logische Schlüsse ziehen. Erstens: Die Fährte verlief schnurgerade, das Tier war also auf der Durchreise und nicht beim Äsen. Zweitens: Nashörner ruhen während der Hitze und bewegen sich erst ein oder zwei Stunden vor Sonnenuntergang; oft suchen sie zuerst das Wasser auf, wenn der Tag heiß war – und dieser Tag war ein echter Brenner gewesen. Drittens: Die Lage des Geländes deutete darauf hin, dass das Wasser vor dem Nashorn liegen musste, da es von steinigen Hügeln kam, die etwa zwei Meilen entfernt lagen.

Ich wies die „Boys“ an, das Lager am Pfad aufzuschlagen, sammelte Kalebassen, Kessel und alles ein, was Wasser fassen konnte, und schickte drei der Männer auf die Fährte. Ich wusste, dass sie gut zu Fuß waren; man findet schnell heraus, wer unter den Trägern die Zähesten sind. Der Anfänger wählt sich gewöhnlich die schweren, großen und muskulösen Männer aus, aber wer viel zu Fuß gewandert ist, wird sich für die kleinen, drahtigen Kerle mit dünnen Waden entscheiden, da diese unter harten Bedingungen ausdauernder sind.

Die Männer, die der Nashornfährte gefolgt waren, kehrten in etwas mehr als einer Stunde zurück. Sie erzählten, sie hätten Vögel aus einem Felsloch aufsteigen sehen, in dem sie Wasser fanden; daher hatten sie die Nashornfährte verlassen. Das Loch könnte durch einen kurzen Schauer gefüllt worden sein, der vor Kurzem niedergegangen war. Zwei der

„Boys“ waren in einem wirklich schlechten Zustand und lagen nach Luft ringend unter Büschen; ich selbst hatte mich in meinem Leben noch nie so durstig gefühlt und konnte kaum flüstern. Als das Wasser eintraf, bekamen es die „Boys“ zuerst; es war eine schreckliche, stinkende Brühe, verunreinigt durch Vögel, Echsen und andere Tiere, aber es war Wasser.

Am nächsten Morgen hörte ich beim Aufwachen meinen „Boy“ draußen vor dem Zelt „Oogwe“ rufen und fragte ihn, was los sei. Er sagte, ein Nashorn sei in der Nacht hinter das Zelt gekommen, als es den sandigen Pfad hinunterlief. Seine Fährte war kaum vier Fuß von meinem Kopf entfernt; es muss die Leinwand fast mit der Nase berührt haben.

Jeder Hügel und jeder Kopje beherbergt gewöhnlich einige Klippspringer, eine der jagdlich interessantesten kleinen Antilopenarten. Ich jagte sie sehr gerne, da die kühlere Bergluft nach der Stickigkeit der Ebenen und des Busches erfrischend und belebend wirkte. Sie haben winzige Füße und laufen auf den Zehenspitzen wie Ziegen; ihr Haar ist steif und steht wie Nadeln in einem Nadelkissen vom Fell ab. Die Buren in Südafrika verwendeten das Haar zum Polstern von Sätteln, da sie glaubten, dass es im Gegensatz zu anderen Materialien keine Klumpen bilde.

Manchmal wirbelte nach einem Schuss eine Wolke aus Haaren vom Tier auf. Wenn man mit der Hand fest über das Fell strich, fielen die Haare oft leicht aus. Ich glaube, das passierte zu manchen Zeiten eher als zu anderen, möglicherweise während des Fellwechsels. Das Fleisch des Klippspringers schmeckt hervorragend, ähnlich wie zartes Hammelfleisch; ich mochte es lieber als alles andere, abgesehen vom Fleisch der Elenantilope. Ich bin auf so manchen einsamen Hügel tief im Busch geklettert, um Klippspringer zu jagen; die Jagd ähnelt wohl der Gamspirsch in Europa. Wenn eines oder mehrere dieser Tiere flüchten, bleiben sie fast ausnahmslos stehen, um zurückzublicken. Diese Gewohnheit ist vielen von ihnen zum Verhängnis geworden.

Die Aussicht von einigen dieser felsigen Hügel war schlichtweg grandios, und an solchen Orten spürte ich die Romantik der afrikanischen Wildnis am stärksten. Vergleiche gelten gemeinhin als unangebracht, aber ich konnte nicht umhin, solche Naturbilder mit den schrecklichen Dingen zu vergleichen, die man in Galerien zu Hause als Kunst bezeichnete – oft bestaunt von verzückten Scharen schnatternder Menschenaffen, die häufig penetrant nach billigem Parfüm rochen.

Eine der Antilopen, die ich unbedingt schießen wollte, war ein Njala, aber ich kam nie zum Schuss. Während der Büffeljagd im Chiromo-Sumpf beabsichtigte ich, zum Muanza aufzubrechen, der in den Shire-Fluss mündet, um eines dieser wunderschönen Geschöpfe zu erlegen; doch ich bekam einen schweren Fieberanfall und musste höhere Lagen aufsuchen, da die Hitze im Sumpf im Oktober unerträglich ist. Ich habe nur zwei Orte gesehen, an denen sie so intensiv ist: das Sambesi- und das Luangwa-Tal zur selben Jahreszeit.

Oft musste ich meine Stiefel ausziehen, um meine Füße zu kühlen, und es war unmöglich, Metall zu berühren, ohne sich die Hände zu verbrennen. Die Einheimischen können trotz ihrer harten Füße, an denen die Haut meist gut einen Viertelzoll dick ist, nicht ohne Sandalen gehen, und zwischen die Blech- und Stahlkisten und die Köpfe oder Schultern der Träger müssen Polster aus Stoff oder Gras gelegt werden. In solchen Zeiten ist auch Wasser knapp, da die Verdunstung rascher voranschreitet; mühsame Märsche in der Sonne von September bis Ende November (wenn die Regenzeit einsetzt) sind wahrlich anstrengende Arbeit.

Eine der jagdlich reizvollsten Antilopen ist der Buschbock, der an den meisten Orten mit reichlich Buschwerk zahlreich vorkommt. Sie haben die Angewohnheit, nachts zu bellen, wenn sie von einem Leoparden oder einem anderen nächtlichen Herumtreiber gestört werden; der Laut erinnert an das scharfe Bellen eines Hundes. Ich liebte die Pirsch auf Buschböcke, da sie gewöhnlich wachsame Geschöpfe sind, besonders ein Bock, der viel bejagt wurde. Da ich eine gute Anzahl von ihnen geschossen habe, fällt es schwer, mein interessantestes Erlebnis herauszugreifen. Es gab einen Bock, den ich mehrmals auf dem Zomba-Plateau gesehen hatte und den ich eines Morgens erlegte, nachdem ich früh aufgebrochen war, um ihn zu finden. Ein recht weiter Schuss streckte ihn nieder, und als ich sein schönes braunes Fell mit den weißen Tupfen betrachtete, empfand ich einen Moment lang Mitleid. Doch dann erinnerte ich mich daran, kurz zuvor einen gefunden zu haben, der von einem Leoparden geschlagen und gefressen worden war, und es wurde mir klar, dass das Opfer der Kugel das glücklichere Tier war.

Diese Art kommt entweder einzeln oder paarweise vor, selten in größeren Gruppen. Wenn sie durch den Busch ziehen, setzen sie ihre Läufe zierlich und leise auf und scheinen wacher zu sein als manche andere kleine Antilope. Sie haben eine kahle Stelle an der Kehle, die ihnen scheinbar nichts nützt; möglicherweise entsteht sie durch Reiben. Die jüngeren Tiere sind oft bläulich gefärbt, und nur die Männchen tragen Hörner. Die Haarlänge scheint zu variieren; ich habe alte Böcke gesehen, die überreich mit bräunlichem Haar bedeckt waren, während andere ein kürzeres Fell hatten.

In Südafrika werden sie oft mit Schrot geschossen; ich halte das nicht für sehr waidmännisch, da der Buschbock ein gutes Ziel für das Gewehr bietet, wenn man sich richtig anschleicht. Vor vielen Jahren las ich in einer südafrikanischen Zeitung von einem weißen Mann, der von einem Bock getötet wurde, den er mit Schrot „gepfeffert" hatte; das Tier griff ihn an und durchbohrte ihm den Magen. Mehrere verwundete Tiere, denen ich mich näherte, sprangen auf und senkten den Kopf, als ich versuchte, sie zu packen; daher beendete ich solche Situationen immer mit einem Fangschuss. Nahe meiner Hütte bei Mzaza am Luangwa hatte ich einen regelrechten Kampf mit einem Tier, zu dem ich hingegangen war, nachdem ich mein Gewehr einige Meter entfernt an einen Baum gelehnt hatte. Er lag flach am Boden, und nach meiner fast ausnahmslosen Erfahrung bedeutet das, dass ein Tier tot oder im Sterben liegt. Dies war eine Ausnahme, denn sobald ich eines seiner Hörner gepackt hatte, begann er heftig zu kämpfen und hätte mich fast umgeworfen. Ich wusste, wenn ich seine Hörner losließ, würde ich sie wahrscheinlich in den Bauch bekommen; also hielt ich fest und drehte ihn herum, bis ich meinen Fuß auf das Horn bekam, das dem Boden am nächsten war. Dann konnte ich ihn leicht töten. Das Tier war durch einen Lungenschuss schwer getroffen; wäre er nur leicht verwundet gewesen, hätte ich ihn sicher nicht halten können. Alle Tiere haben eine enorme Kraft im Nacken, daher sollte man starken Geschöpfen wie Pferde- oder Rappenantilopen mit Respekt begegnen. Ein verwundeter Rappenantilopenbulle, der von Jagdhunden angegriffen wird, schlägt diese mit schnellen, aufeinanderfolgenden Hieben seiner säbelförmigen Hörner rasch nieder; ich kannte einen Einheimischen, der auf ein Tier zuging, das aufrecht saß (nicht flach lag), von der Hornspitze durch eine Niere getroffen wurde und innerhalb weniger Minuten starb. Da der Buschbock, mit dem ich kämpfte, stark blutete, sah ich nach dem Gerangel aus, als hätte ich ein Blutbad genommen.

Apropos Blutbad: Wenn ein großes Tier wie ein Elefant oder ein Nashorn geschossen wird – besonders das erste der Expedition –, steigen die Einheimischen nach dem Ausweiden in die Körperhöhle und übergießen ihren ganzen Körper mit Blut. Sie waschen es nicht ab – das widerspräche ihrem Aberglauben –, sondern lassen es trocknen, bis es in der Sonne abblättert. Sie riechen danach ein wenig, aber nicht schlimmer, als sie es gewöhnlich ohne das geronnene Blut tun. Eine Dame, die zum ersten Mal nach Zentralafrika kam, wurde gefragt, was ihr stärkster Eindruck vom Land sei. Ohne Zögern

sagte sie: „Der seltsame Geruch der Schwarzen.“ Sie hatte recht, aber hätte sie die Sprache gekannt, wäre sie überrascht gewesen zu erfahren, dass dies genau der Eindruck der Einheimischen von den Weißen ist; sie sagen, wenn ein Europäer Fieber hat, rieche er „ganz furchtbar abscheulich“.

Wenn sie mit einer *Machilla* (Hängematte an einer oder zwei Stangen) rennen, kommen die Einheimischen natürlich stark ins Schwitzen, da es harte Arbeit in der heißen Sonne ist. Sie pflegten Schweißschaber aus Weicheisen bei sich zu tragen, mit einer flachen, speerförmigen Klinge, die an der Spitze abgerundet war. Diese Schaber sind mit Perlen und manchmal mit Haaren von Elefantenschwänzen verziert; ich besitze zwei schöne Exemplare, die ich vor Jahren erwarb. In früheren Zeiten benutzten Damen Rückenkratzer, wenn sie *Pulex irritans* (den gemeinen Floh) jagen wollten – so gesehen ist die ganze Welt miteinander verwandt.

Eine der interessantesten kleineren Antilopen ist Sharpes Greisbock; es ist schwierig, sie vor das Gewehr zu bekommen (und ich mochte sie nie mit der Schrotflinte zur Strecke bringen). Wenn sie aufgeschreckt werden, bleiben sie selten stehen, um zurückzublicken, wie es der Ducker, der Klippspringer und andere tun; wenn man also nicht schnell schießt, muss man sich an Fluchtschüssen versuchen. Ihre Hörner sind sehr kurz; ein gutes Paar misst etwa 1,5 Zoll. Einmal erhielt ich ein Gehörn von 2,125 Zoll, was das zweitgrößte ist, das jemals verzeichnet wurde. Ich sollte anmerken, dass es ebenso schwierig ist, einen Rekord bei einem kleinen Gehörn zu erzielen wie bei einem großen; vielleicht sogar schwieriger, da mehr kleine Tiere geschossen werden als große. Es wäre nicht sonderlich interessant, noch viel mehr über die kleineren Antilopen zu sagen, daher werde ich fortfahren und einige der anderen Wildarten beschreiben.

Kapitel VIII – Verschiedene Tiere

Ich habe bisher nicht viel über Zebras, Gnus, Leoparden, Warzenschweine, Buschschweine, Paviane, Krokodile und Hyänen gesagt; daher möchte ich versuchen, sie in einem kurzen Kapitel zu beschreiben, da der Reisende in der Wildnis ihnen früher oder später begegnen oder sie hören wird.

Zebras sind sehr zahlreich, besonders in hügeligem, buschbewachsenem Gelände. Es sind wunderschöne Geschöpfe mit einer Zeichnung, die manche Naturforscher als Tarnfärbung bezeichnen würden. Wenn das Sonnenlicht durch das Geäst von Bäumen und Büschen fällt, sind sie schwer auszumachen, abgesehen vom Wedeln ihrer Schwänze. Kein Tier kann als getarnt bezeichnet werden, das einen Schwanz zum Wedeln hat, da die ständige Bewegung schnell Aufmerksamkeit erregt. Wenn die Sonne voll auf sie scheint, wirken sie weiß; steht die Sonne hinter ihnen, erscheinen sie schwarz. Die Streifen sind auf eine Distanz von mehr als zweihundert Yards ohne Glas nicht sichtbar.

Der Elefantenjäger verabscheut Zebras, denn wenn sie aufgeschreckt werden, stürmen sie davon und verursachen auf steinigem Boden ein lautes Poltern oder wirbeln auf weicherem Boden eine große Staubwolke auf, die oft über mehrere Meilen hinweg zu sehen ist. Die Einheimischen mögen das Fleisch, obwohl es den Europäer nicht sonderlich anspricht, der es naturgemäß mit Pferdefleisch assoziiert. Ich habe es oft gegessen, wenn es nichts Besseres gab, aber ich hieß meinen Koch gewöhnlich, es durch einen kleinen Fleischwolf zu drehen – ein höchst nützliches Küchengerät in Afrika, wo das meiste Fleisch zäh und sehnig ist. Wenn man einem „Boy“ einen Fleischwolf gibt, zeigt man ihm am besten, wie man ihn benutzt, da er sonst leicht einen Finger in die Öffnung steckt und ein Stück davon abtrennt; dieses Stück würde wahrscheinlich darin bleiben und mit dem Gericht serviert werden.

Köche sind sehr nachlässig und lassen oft scharfe Geflügelknochen in der Suppe; ich hatte ein unangenehmes Erlebnis, als mir ein scharfer Splitter im hinteren Teil des Rachens stecken blieb, den ich erst nach einiger Zeit herausbekam. Bevor das gelang, wäre ich fast erstickt, da mein Gesicht bereits bläulich angelaufen war. Dies bemerkte ich in dem Handspiegel, den ich benutzte, um den Splitter zu lokalisieren. Als ich ihn mit dem Finger herausdrückte, verletzte ich meinen Rachen so stark, dass ich heute noch eine Reizung spüre, wenn mir eine Fischgräte in den Mund gerät.

Zebras ziehen, wie das meiste Wild, gewöhnlich gegen den Wind zum Äsen; mir ist aufgefallen, dass sie dabei ihre Köpfe alle in die gleiche Richtung halten. Anderes Wild mag sich zwar naturgemäß gegen den Wind vorarbeiten, dreht sich aber zeitweise um; Zebras tun dies gelegentlich auch, aber ich habe es nicht oft gesehen. Die Zebras in Njassaland, Nordrhodesien und den angrenzenden Gebieten sind Burchell-Zebras und finden sich in Herden von bis zu dreißig Tieren zusammen, wobei etwa die Hälfte dieser Zahl die übliche Herdengröße ist. Löwen fressen extrem gerne Zebras und schlagen große Mengen von ihnen; ich habe gelegentlich Überreste im Busch gefunden und mehrere Tiere gesehen, die einem Löwen entkommen waren, nachdem sie an den Hinterkeulen schwer zugerichtet worden waren. Einmal stieß ich auf ein armes Tier, das im Sterben lag; die Kugel, die ich ihm gab, war eine gnädige Erlösung, da die Wunden eitrig, zahlreich und tief waren.

Wenn man eine Tragödie dieser Art betrachtete, erschien die Vorstellung der Idealisten vom Frieden im Dschungel nur wie ein angenehmer Traum. In der wilden Natur gibt es keinen Frieden, solange Fleischfresser existieren, denn das wahre Gesetz des Dschungels ist Zahn und Klaue. Selbst wenn dem nicht so wäre, herrscht noch immer das Gesetz des Stärkeren, wenn die Männchen um die Weibchen kämpfen.

Das Gnu oder Streifengnu ist in den Gegenden, in denen ich mich aufhielt, nicht sehr häufig, obwohl ich einige geschossen habe. Die Njassaland-Varietät hat ein weißes Winkelmuster im Gesicht, was sie zu einer Unterart macht; ich erlegte 1903 eines in den Sümpfen des Chiuta-Sees. Gnus mischen sich gerne unter Zebras und Kuhantilopen und schienen sich gut mit beiden Arten zu vertragen, wenn ich sie zusammen äsen sah. Kuhantilopen zeigen diese Freundlichkeit häufiger als jedes andere Großwild, da ich sie gelegentlich mit fast allen Antilopenarten zusammen gesehen habe. Es ist natürlich keine Gewohnheit, die man als alltäglich für diese Arten bezeichnen kann, aber bei einzelnen Gnus oder Kuhantilopen ist es nicht außergewöhnlich.

Leoparden sind sehr zahlreich, aber äußerst schwer zu finden. Ich kam nur selten zum Schuss, obwohl ich eine ganze Reihe von ihnen in dichtem Gras und Busch aufgeschreckt habe, woraufhin sie wie ein Blitz davonstoben. Nahe meinem Lager am Bua-Fluss erlegte ich einen mit einem hübschen Fell; die Jagd auf ihn war nicht sonderlich aufregend. Im Mlanje-Gebirge waren sie sehr häufig und sind es wahrscheinlich noch immer, wo sie nicht durch Selbstschussanlagen dezimiert werden. Sie lieben hügeliges Gelände und reißen große Mengen an Buschböcken, Buschschweinen, Klippspringern und anderen kleineren Antilopen; sie müssen auch viele Kitze holen, bevor diese alt genug sind, um zu entkommen. Mein Freund Garden erzählte mir eine interessante Geschichte von einem Leoparden, der in einer Rotte Buschschweine seinen Meister fand; sie trieben ihn mehrmals auf einen Baum, was zeigt, wie mutig diese Schweine sind.

Das Warzenschwein ist häufig anzutreffen, und sein Fleisch ist recht gut, sofern das Tier nicht alt ist. Die Einheimischen jagen sie mit ihren Hunden und Speeren und töten große Zahlen. Da sie sehr fruchtbar sind, lässt sich ihr Bestand kaum reduzieren. Eines, das ich einmal traf, war durch den Schock so betäubt, dass es gegen einen Baum rannte und sich

durch den Aufprall einen seiner Hauer in Splitter schlug. Dann brach es zusammen und starb.

Ein kapitaler Keiler mit seiner dunkelgrauen Haut ist ein sehr gutes Ziel für ein Perlkorn aus Emaille oder Elfenbein. Von vierunddreißig Tieren, die ich geschossen habe, versuchten nur zwei bösartig zu werden, als ich mich ihnen näherte – und das waren beides Sauen, obwohl ein Keiler einmal auf einen meiner Leute losging. Sie sind recht leicht zu erlegen, außer wenn sie zu weit hinten getroffen werden; dann kommen sie noch ein ganzes Stück voran. Bestimmte Wunden, wie ich wohl schon erwähnte, verursachen oft eine Lähmung der Nerven, was ein Tier extrem zählebig macht; doch ich muss dieses Thema nicht weiter vertiefen.

Es ist amüsant zu sehen, wie eine Sau mit ihrem großen Wurf daherkommt; alle trotten hinterher, versuchen Schritt zu halten und geben kleine Quieklaute von sich, genau wie Hausschweine. Wenn sie flüchten, halten Warzenschweine ihre Schwänze steil in die Luft, was ihnen ein recht drolliges Aussehen verleiht. Es sind sehr hässliche Bestien mit den Warzen im Gesicht, und es gilt als große Beleidigung, wenn ein Einheimischer einen anderen als Warzenschwein bezeichnet. Ebenso ist es schimpflich, die einheimischen Namen für Hyäne und Pavian als Koseworte zu verwenden. Dies zeigt, dass die Einheimischen ganz eigene Vorstellungen von Schönheit haben, die mit dem Ausdruck von Empfindungen verbunden sind; vielleicht werden sie also doch noch die Wunder der impressionistischen und futuristischen Kunst zu schätzen wissen.

Das Buschschwein ist im Vergleich zum Warzenschwein weit weniger oft zu sehen und hält sich lieber in dichtem Busch und hohem Gras auf. Obwohl seine Hauer viel kleiner sind als die des Warzenschweins, ist es ein mutigeres Tier; ich habe bereits erzählt, wie eine Rotte einen Leoparden auf einen Baum trieb und ihn dort fast eine ganze Nacht lang festhielt, da der Boden um den Baum herum völlig von den Schweinen zertrampelt und mit Fährten übersät war.

Sie ziehen in der Regel paarweise umher, genau wie Warzenschweine; wenn der Wurf jedoch herangewachsen ist, bleiben sie unter Umständen eine Zeit lang zusammen, bis die jungen Keiler von den alten vertrieben werden und für sich selbst sorgen müssen. Das Buschschwein sieht besser aus als das Warzenschwein, da ihm die Warzen fehlen. Entlang des Rückgrats hat es einige weißliche Haare, die nicht so borstig sind wie die Rückenhaare des Warzenschweins.

Als ich einmal nach Fleisch für mein Weihnachtsessen suchte, schoss ich zwei Tiere nahe dem Luambali Hill in Nordost-Rhodesien; der Schweinebraten schmeckte sehr gut, serviert mit Bananen anstelle von Apfelmus.

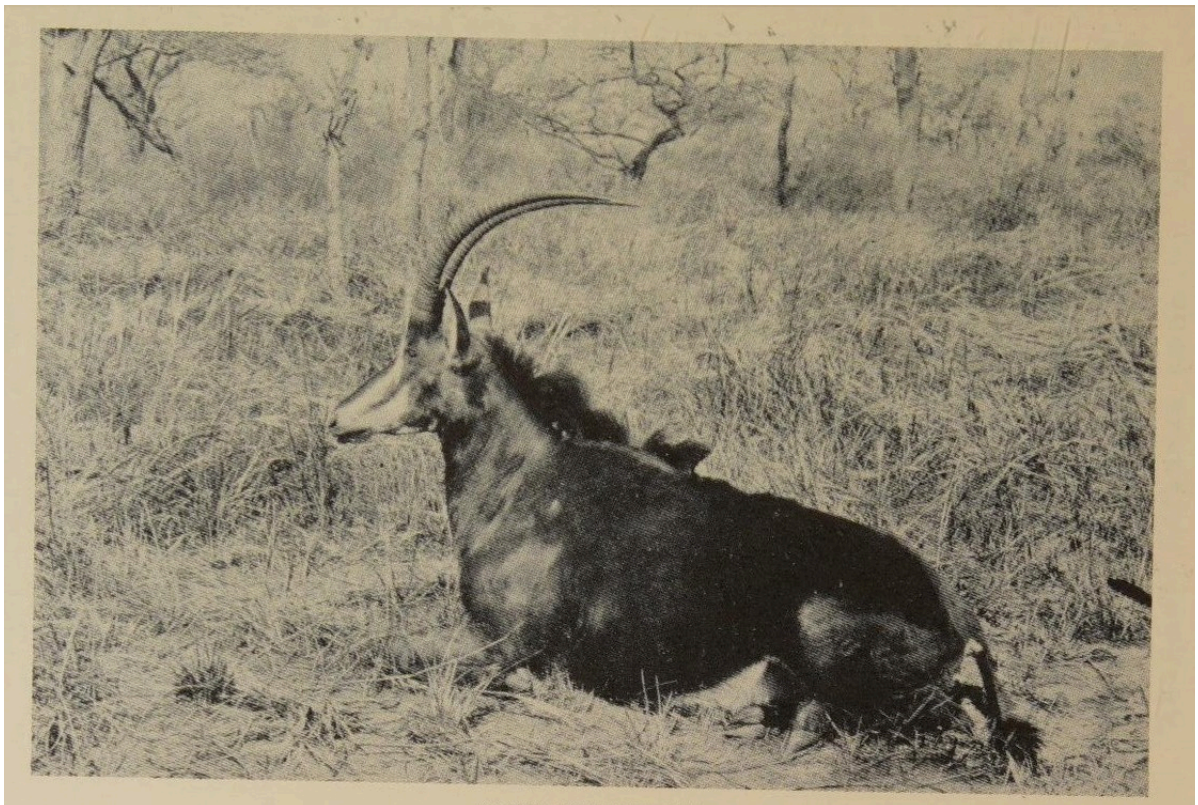
Paviane sind in jedem Hügelland häufig und richten einigen Schaden in den Pflanzungen der Einheimischen und Weißen an. Auf Mr. Gardens Anwesen im Distrikt Mlanje kamen sie und zerstörten die Pflanzen; ich schoss ein stattliches altes Männchen und hoffte, seinen Schädel behalten zu können, aber er hatte seine Zähne bis auf das Zahnfleisch abgenutzt.

In Südafrika behaupten die Leute manchmal, sie seien gefährlich, obwohl ich sie nie so erlebt habe; allerdings ging ich im Busch auch nie ohne Gewehr umher, und sie wissen, wenn ein Mann bewaffnet ist, falls sie jemals zuvor beschossen wurden. Ich habe fast nie auf sie gefeuert oder es für nötig befunden und insgesamt nur zwei Männchen getötet.

Wenn sie gestört werden, bewegen sie sich manchmal nur langsam weg, sitzen da, bellen und keifen einen an – vermutlich in der Hoffnung, einen zu vertreiben. Sollte man jedoch

vorrücken statt sich zurückzuziehen, flüchten sie immer; macht man hingegen Anstalten zum Rückzug, folgen sie einem, um den Eindringling im Auge zu behalten. Tiere sind wie manche Menschen: Der Anreiz, Furcht zu sehen, spornt sie an, während eine offensive Handlung Angst einflößt und sie zum Rückzug bewegt. Hyänenhunde, über die ich bereits in diesem Buch geschrieben habe, verhalten sich ganz ähnlich wie Paviane und weichen zurück, wenn sie einem Gewehr gegenüberstehen.

Ich erinnere mich, dass ich mich an einem Schriftverkehr über sie in der Fachzeitschrift *The Field* beteiligte; dort gab es einen Brief eines Beitragszahlers aus Südafrika, der einen Fall schilderte, in dem ein Hirtenjunge (Einheimischer) von einem Rudel wilder Hunde getötet und gefressen wurde. Das ist durchaus wahrscheinlich, denn alle Tiere unterscheiden zwischen weißen Männern und Einheimischen; sie wissen, dass eine einheimische Frau oder ein Kind weniger in der Lage ist, in die Offensive zu gehen als ein erwachsener Mann. Einheimische Frauen haben große Angst vor Pavianen, da sie sagen, die Männchen würden sie in die Felshöhlen verschleppen, aber das ist natürlich unsinnig.



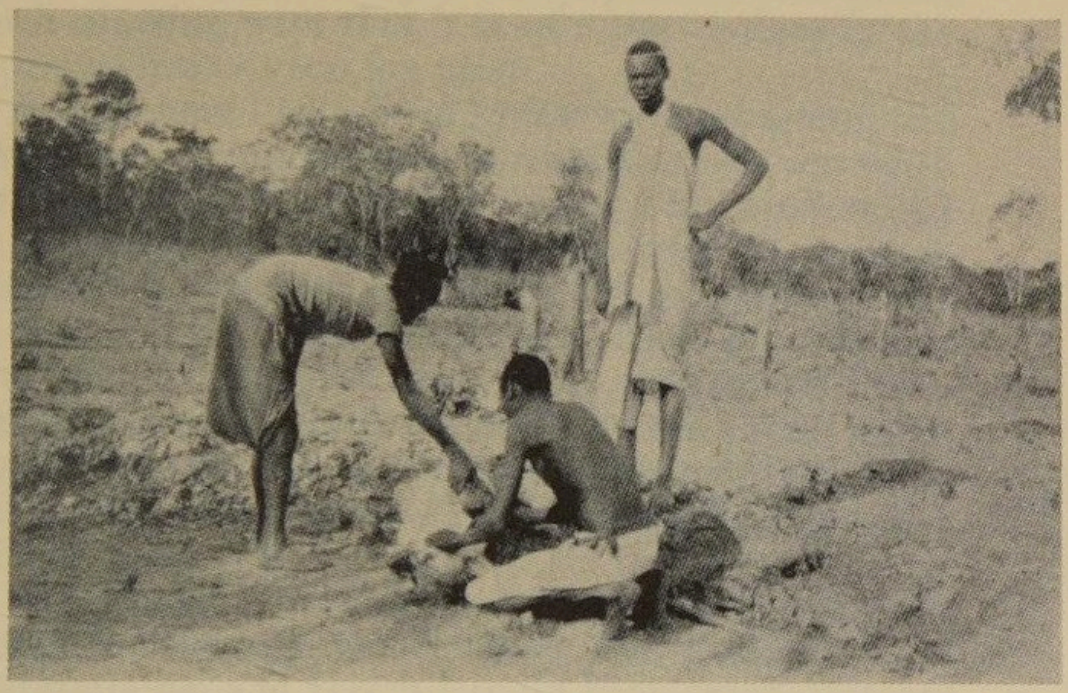
SABLE ANTELOPE COW.
196] Shot and photographed by George Garden.

Als ich einmal in der Nähe des Bua-Flusses auf Jagd war, hörte ich einige Frauen schreien, die auf ihren Feldern unterhalb eines großen Kopje arbeiteten. Meine zwei Begleiter und ich gingen nachsehen, was los war. Wir trafen die Frauen auf dem Pfad, und sie erzählten uns, dass ein Trupp Paviane hinter ihnen her gewesen sei. Ich ging weiter und sah die Tiere am Hang sitzen, keifend und bellend. Als sie mich erblickten (ich trug einen Bart), stoben sie in höchstem Tempo über die Felsen davon. Der Schuss, den ich dem Hinterteil eines großen Kerls hinterherschickte, verfehlte ihn zwar, wirbelte aber Erde über ihn auf, was das Tempo des Trupps wunderbar beschleunigte; sie waren bald hinter dem Horizont verschwunden.

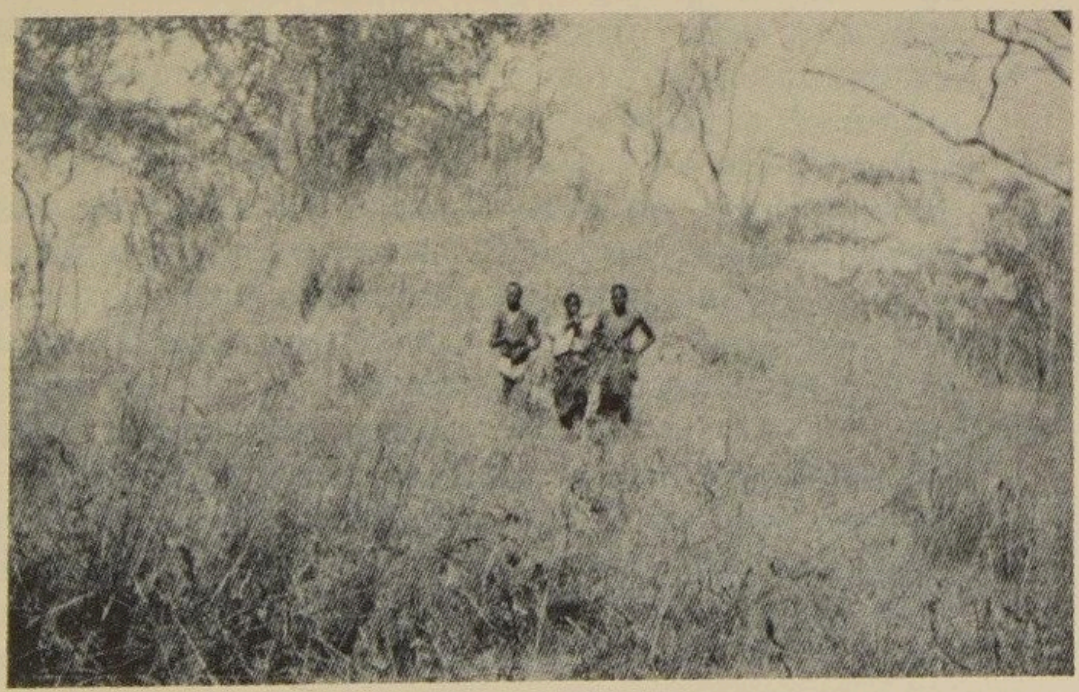
Wenn Frauen sich streiten, sagen sie sich oft gegenseitig, dass ihr Vater oder ihre Mutter ein Pavian war; die prompte Antwort lautet meist, dass die Eltern der anderen Hyänen oder Warzenschweine waren. Ich habe nie einen Einheimischen ein gutes Wort über einen

Pavian oder eine Hyäne verlieren hören. Bei letzterer Bestie haben sie einen guten Grund, denn manch ein Einheimischer wurde durch ihre schrecklichen Kiefer verletzt.

Hyänen leben von Knochen, und ihre Kiefermuskeln müssen ungeheuer stark sein, denn sie brechen die größten Knochen durch. Ich habe gesehen, wie der Oberschenkelknochen eines Elefanten von den Tieren durchtrennt wurde, obwohl dies durch Nagen und nicht durch einen einzigen Biss geschah. Dort, wo ich am Bua lebte, gab es eine alte Frau, die vor einigen Jahren die Wade ihres rechten Beins verloren hatte; es war eine schreckliche Wunde. Ich habe auch einige Männer gesehen, denen Stücke aus dem Gesicht fehlten – sie wurden gepackt, während sie im Freien schliefen. Anstatt einen sauberen Biss abzugeben, schlägt die Hyäne immer die Zähne ein und reißt das Stück mit Gewalt heraus; sie hat solch heimtückische Arten an sich, dass es sicherer ist, nicht ohne ein gutes Feuer in der Nähe im Freien zu schlafen.



SKINNING A HYENA, NORTH-EASTERN RHODESIA.
Odoriferous work !



A LARGE ANTHILL IN NORTH-EASTERN RHODESIA.

Überall, wo ich gelebt habe, waren Hyänen zahlreich. Mein denkwürdigstes Erlebnis mit ihnen hatte ich, als mein Zelt außerhalb einer Umzäunung aufgeschlagen war, die ich um einen erlegten Elefantenbullen errichtet hatte. Meine Leute befanden sich innerhalb des Palisadenzauns bei guten Feuern, aber als ich mich schlafen legte, ging das kleine Feuer vor meinem Zelt aus. Gegen 23 Uhr wurde ich geweckt, weil etwas gegen ein Zeltseil stieß, sodass das Zelt bebte. Es war eine pechschwarze Nacht, und ich konnte nichts

sehen, als ich durch den Schlitz im Zelteingang spähte; also zündete ich eine Kerze an und rauchte eine Pfeife.

Mittlerweile hörte ich Hyänen zwischen dem Zaun und meinem Zelt patrouillieren; der Lärm, den sie machten, war höchst unterhaltsam, und ich wünschte, ich hätte ihn für späteren Gebrauch aufnehmen können. Natürlich bestand keine Gefahr, und ich hatte mein Gewehr, also machte ich mir nicht die Mühe, jemanden zum Anzünden des Feuers zu rufen, da ich ihnen gerne zuhörte. Sie heulten, kicherten, klapperten mit den Zähnen und stöhnten abwechselnd; dabei stießen sie immer wieder gegen das Seil, das nahe am Zaun befestigt war. Dieses Gezupfe ärgerte mich so sehr, dass ich beschloss, den Hering herauszuziehen und das Seil an einer der Zaunstangen zu befestigen. Ich öffnete das Zelt langsam, um zu sehen, ob ich zuerst einen Schuss abgeben könnte, aber die schlauen Biester hörten mich und stürmten unter verärgertem Kichern davon. Die Männer hinter dem Zaun hörten mich herauskommen und sahen das Licht der Laterne, da sie noch immer an ihren Feuern saßen und Elefantenfleisch kauten. Ein oder zwei von ihnen halfen mir, das Seil weit oben zu befestigen, und dann ging ich wieder ins Bett.

Der Lärm hielt die ganze Nacht an, und die Hyänen verschwanden erst kurz vor der Dämmerung; als es hell wurde, hielten sie sich weiter fern, denn ich war früh aufgestanden und hatte gehofft, eine Kugel durch eine von ihnen jagen zu können. Als es hell genug zum Sehen war, sah ich mich um; die Tiere hatten durch ihr ständiges Hin- und Herlaufen einen regelrechten Pfad rund um den Zaun getrampelt.

Auf meiner Ranch am Kapundi-Bach starb ein Kalb, das ich begrub. Zwei Nächte später kam eine Hyäne und grub es teilweise aus, wurde jedoch gestört. Also legte ich mich im Mondschein auf die Lauer und schoss sie – oder verwundete sie zumindest so schwer, dass ich kurz nach der Dämmerung ihrer Fährte folgte und sie etwa fünfzig Yards tief im Busch im Sterben liegend fand.

Um diese Zeit hörte ich eines Abends einen Ducker kläglich schreien; ich rannte in meine Hütte, um mein Gewehr zu holen, und ging hinaus, da ich dachte, etwas hätte ihn gepackt. In einiger Entfernung hörte ich ein Rascheln, aber der Busch war zu dicht, um etwas zu sehen. Als ich jedoch weiterging, fand ich eine Duckersau mit tiefen Wunden in der Kehle, die von einem Leoparden stammten, den ich von seiner Beute aufgeschreckt hatte.

Als ich mich bei Mzaza an einige Warzenschweine anschlich, kroch ich auf einen großen Termitenhügel, um die Schweine im langen, dichten Gras zu entdecken. Auf dem Hügel wuchsen einige kleine Sträucher und Gras. Als ich über die Kante blickte, sprang ein Leopard kaum einen Meter von mir entfernt ins Gras und verschwand sofort. Sie sind wunderbar schnell und schlau und bei weitem die schwierigsten Tiere, die ich kenne, um einen guten Schuss auf sie abzugeben.

Um noch einmal kurz auf die Hyäne zurückzukommen: Sie sind erstaunliche Wanderer und legen in einer Nacht riesige Strecken zurück; oft nutzen sie die Pfade und ziehen in der Nähe von Dörfern umher, um nach Abfällen zu suchen. Bei meinem Lager am Bua-Fluss gab es eine alte Hyäne, die auf ihrer Runde jede Nacht an meinen Hütten vorbeikam; sie traf pünktlich gegen 3 Uhr morgens ein, stieß einige ihrer melancholischen Heullaute aus und zog dann weiter in Richtung einiger Kopjes, wo sie wohl hauste. Sie war so regelmäßig, dass ich – nachdem ich ihre Besuche mehrmals gestoppt hatte – wusste, wie spät es war, ohne Licht zu machen und auf meine Uhr zu schauen.

Die afrikanischen Schakale (zwei Arten) machen nachts bei weitem nicht so viel Lärm wie die indischen Schakale. Es sind hübsche kleine Tiere mit schönen Fellen während der kalten Jahreszeit; in Südafrika werden ihre Felle häufig zur Herstellung von Karossen

(Pelzdecken) verwendet. Es gibt zwei Hyänenarten: die gefleckte und die braune. Erstere ist extrem zahlreich, während letztere sehr selten ist.

Krokodile gibt es in den meisten der großen Flüsse, und ich habe eine große Anzahl geschossen. Wenn ein Krokodil nicht augenblicklich getötet wird, schafft es es meist noch ins Wasser, wo es (falls gut getroffen) wahrscheinlich stirbt und von den anderen gefressen wird. Das größte Krokodil, das ich je traf, beschoss ich von einem Dampfer auf dem Sambesi aus. Es schien nach dem Schuss gelähmt zu sein, schaffte es aber, vom Ufer zu gleiten und zu verschwinden. Der weiße Kapitän des Dampfers, der seit einigen Jahren auf dem Fluss war und Tausende von Krokodilen gesehen hatte, sagte mir, er habe noch nie eines gesehen, das diesem Ungetüm an Größe nahekam. Er meinte, wenn ich es getötet hätte, hätte er den Dampfer gestoppt und mich an Land gesetzt, um es zu vermessen. Ich traf es mit einer .303 Teilmantelkugel; nach dem Schuss nahm ich mein Glas, um es zu betrachten, und sah Blut zwischen seinem kurzen Nacken und der Schulter herausspritzen. Gerade als ich mich anschickte, einen weiteren Schuss abzugeben, feuerten zwei portugiesische Soldaten vom Unterdeck aus mit ihren Snider-Gewehren auf das Tier; die Kugeln gingen darüber hinweg und trafen den Sand, wie ich am aufgewirbelten Staub sah. Dies schien das Krokodil aufzuwecken, und wie erwähnt, gelangte es ins Wasser und verschwand.

Ich habe nie eines über 14 Fuß Länge geschossen und geborgen, und das Ungetüm, das ich im Sambesi traf, sah anderthalbmal so lang aus. Das nächstgrößte sah ich im Luangwa-Fluss; es war bei weitem nicht so groß wie das im Sambesi, aber größer als ein 14-füßiges Tier, das ich nahe Mzaza am Luangwa tötete und vermat.

Als ich in ein Dorf kam, erzählten mir die Einheimischen, eine Frau sei an jenem Morgen beim Baden im Fluss von einem Krokodil geholt worden; also bat ich sie, mir die Stelle zu zeigen, und fragte auch, ob das Krokodil noch da sei. Sie bejahten dies. Unglücklicherweise kam ein ganzer Trupp Einheimischer mit, um das Spektakel zu sehen; ihretwegen gelang es mir nicht, das Tier zu bergen.

Als wir uns der Stelle näherten, wies ich die Leute an zu warten, und ging mit dem Sohn des Häuptlings weiter. Wir schlichen uns hinter einigen Schilfrohren an und sahen das Krokodil auf einer großen Sandbank in nur etwa sechzig Yards Entfernung liegen; ich war sicher, dass es sterben würde. Ich zielte auf das Buggelenk, die Stelle für das Herz – und wahrscheinlich das Rückgrat, falls der Schuss etwas hoch läge. Auf meinen Schuss hin versteifte sich das Krokodil sofort, wie sie es immer tun, wenn sie gut getroffen sind. Gegen meine Anweisung hatten sich die Dorfbewohner herangeschlichen, und als sie ihren Feind starr daliegen sahen, stießen sie laute Schreie aus und stürmten als geschlossene Gruppe über die Sandbank, die vom Ufer bis zu der Stelle reichte, wo das Krokodil noch immer reglos lag. Ich beobachtete es, bereit für einen zweiten Schuss, falls es Anzeichen von Erholung zeigen sollte.

Als die vordersten Einheimischen mit ihren Speeren bis auf wenige Schritte heran waren, begann das Tier zu zappeln, hob zweimal seinen Schwanz und ließ ihn mit einem dumpfen Schlag auf den Sand krachen. Es war mir völlig unmöglich, einen weiteren Schuss zu riskieren, da alle Einheimischen in der Schusslinie standen; so musste ich zusehen, wie es allmählich ins Wasser glitt, gerade als der nächste Mann ihm einen Stoß mit dem Speer versetzte, der an den dicken Schuppen abglitt, wobei der Mann fast über den Schwanz stolperte. Es war gut getroffen und starb, denn als ich die Einheimischen später fragte, ob es wieder aufgetaucht sei, sagten sie mir, es sei nie zurückgekehrt.

Krokodile töten in Zentralafrika wahrscheinlich jährlich mehr Einheimische als Löwen; an manchen Stellen sind sie so gefährlich, dass die Dorfbewohner Palisaden im Wasser

errichten, damit sie sicher Wasser schöpfen und baden können. Es sind abscheuliche Geschöpfe, und wenn ich in der Nähe des Luangwa nichts Besseres zu tun hatte, ging ich hinaus und schoss auf jedes, das ich sah – und das waren eine ganze Menge.

Wenn ein Krokodil im Wasser liegt und lauert, sieht man nur die zwei Höcker über seinen Augen und manchmal ein Stück seiner Schnauze. Selous zeigt in seinem interessanten Buch *African Nature Notes and Reminiscences* wunderbare Fotografien eines großen Krokodils, das ein Nashorn in einen Fluss zieht. Es muss ein gewaltiges Krokodil gewesen sein, um dies fertigzubringen, und es zeigt ihre immense Kraft und die Unbeugsamkeit ihrer Kiefer. In tiefem Wasser hat ein Landtier natürlich keine Chance, aber in diesem Fall stand das Nashorn nicht sehr tief, als es an einem Hinterbein gepackt wurde. Da die Hinterbeine gewissermaßen die Antriebskraft aller Tiere sind, vermute ich, das Nashorn hätte entkommen können, wenn es an einem Vorderbein statt an einem Hinterbein festgehalten worden wäre.

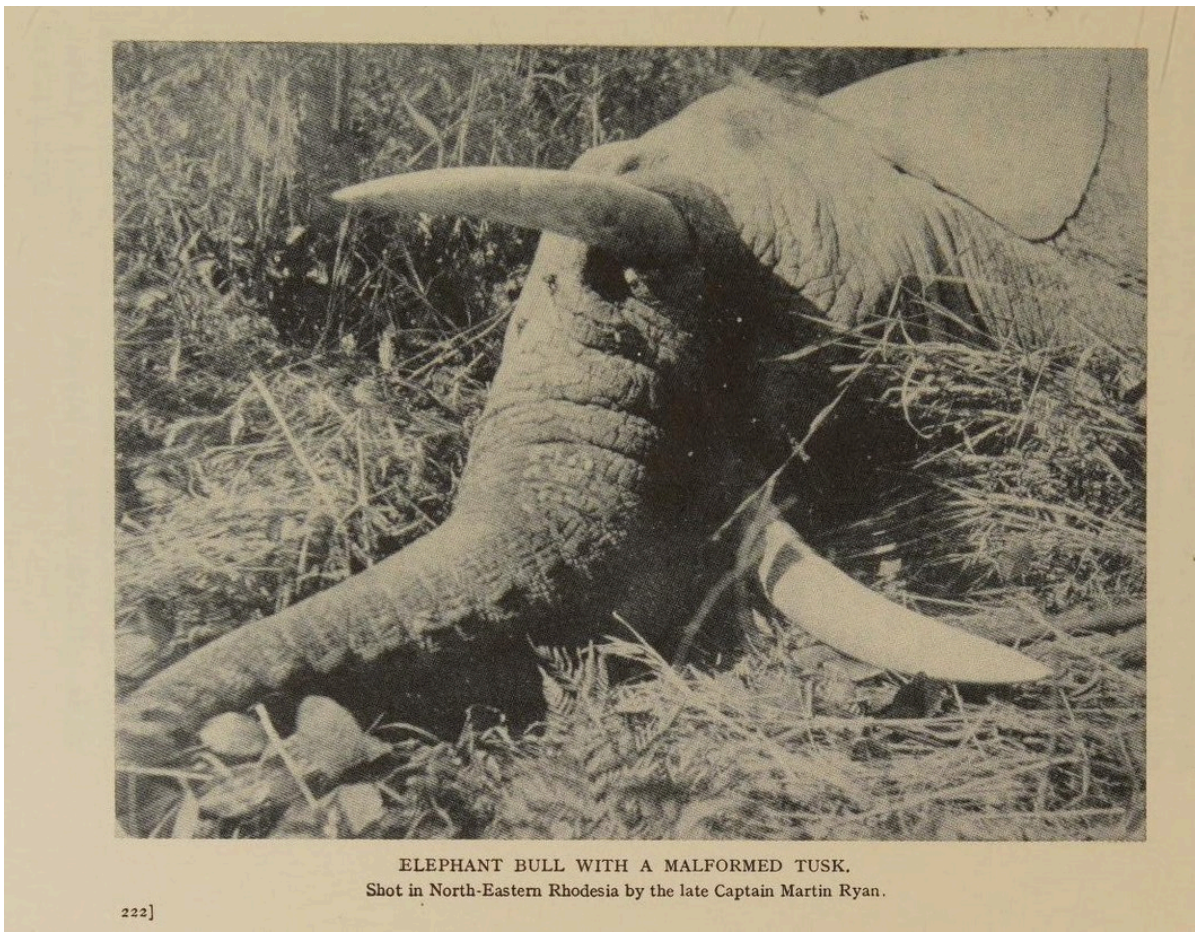
Nach meiner Erfahrung im Bua-Fluss, als ich bis zur Taille im Wasser stand, um auf ein Flusspferd zu schießen, achtete ich peinlich genau darauf, nicht in tiefes, schlammiges Wasser zu gehen. Man nimmt an, dass das Krokodil seine Beute, wenn es sie einmal gepackt hat, in ein Loch im Ufer oder unter einen Felsen zerrt und den Körper dort aufbewahrt, bis er mürbe wird; aber ich glaube das nicht, da sie gewöhnlich so hungrig sind, dass sie wahrscheinlich sofort fressen. Würde es den Körper lagern, wie manche glauben, kämen bald andere Krokodile und würden ihn stehlen; das räumt mit dieser Vermutung auf. Viele der Flusspferde, die ich schoss, wiesen Narben von Krokodilzähnen auf, wenn sie an die Oberfläche kamen, wenngleich die Wunden nie sehr tief waren – was daran liegt, dass es schwierig ist, einen so massigen Körper richtig zu packen.

In diesem Buch habe ich keine Schlangengeschichten angeführt, obwohl ich es hätte tun können, da ich mehrere unangenehme Erlebnisse mit Giftschlangen wie Puffottern, Mambas und Vipern hatte. Eine Schlangengeschichte hat (ähnlich wie eine Anglergeschichte) etwas an sich, das die Leute an der Integrität des Erzählers zweifeln lässt; daher sehe ich davon ab.

Kapitel IX – Einige seltsame Vorfälle und Kontraste

Wenn man in einem wilden Land umherzieht, stößt man auf seltsame Charaktere und hört viele unheimliche Geschichten, die wahr sein mögen oder auch nicht. Die meisten Personen, die mit diesen Geschichten in Verbindung stehen, sind bereits verstorben; aber für den Fall, dass Verwandte oder Freunde noch leben, nenne ich keine vollen Namen, sondern gebe nur vage Initialen an, da ich natürlich niemanden kränken möchte.

B. war ein seltsamer Geselle, ein wilder Waldläufer und ein hervorragender Elefantenjäger. Er und ein anderer Mann waren in Südrhodesien auf Prospektion und kamen eines Abends in ein Dorf. Sie gaben dem Häuptling ein Yard Kattun für die Miete einer leeren Hütte für die Nacht, da ihr einziger Wetterschutz eine Zeltbahn war, die sie im Veld als Unterstand benutzten.



ELEPHANT BULL WITH A MALFORMED TUSK.
Shot in North-Eastern Rhodesia by the late Captain Martin Ryan.

222]

Zu dieser Zeit suchte die rhodesische Polizei nach einem Mann, der aus dem Gefängnis von Salisbury ausgebrochen war; der Häuptling dieses kleinen Dorfes war gewarnt worden, nach ihm und einem weiteren Mann Ausschau zu halten, von dem man glaubte, er habe sich ihm angeschlossen. Unglücklicherweise hatte man dem Häuptling keine sehr genaue Beschreibung des Flüchtigen gegeben, aber man hatte ihm gesagt, es könnten zwei sein. Als B. und sein Freund in der Hütte waren, versammelte der Häuptling einige seiner Dorfbewohner um sich und erklärte ihnen, er wolle die weißen Männer fangen, während sie schliefen, und sie der Polizei übergeben. Gegen Mitternacht, als alles ruhig war, gelang es ihm und einigen anderen, in die Hütte einzudringen und sich auf die Fremden zu stürzen. B. und sein Freund hatten keine Gewehre bei sich, aber jeder besaß einen Revolver. Als sie sich mitten in der Nacht plötzlich angegriffen sahen, gelang es ihnen, ihre Revolver zu greifen, die neben ihnen lagen, und zu feuern. Sie streckten schnell drei Angreifer nieder, woraufhin die anderen flüchteten. Der Häuptling war einer der Getöteten!

Etwa eine Woche später wurden sie von der Polizei verfolgt, gefasst und erhielten mehrere Monate Gefängnis für das, was ein reines Missverständnis war; sie hatten sich lediglich gegen einen vermeintlichen Mordanschlag der Einheimischen verteidigt. Dies nagte an B., und so beschloss er, bei der ersten Gelegenheit zu fliehen. Eines Tages, als einige Gefangene am Salisbury Club vorbeigeführt wurden – B. war unter ihnen –, sah er ein Pferd, das an einer Stange angebunden war. Er flüsterte seinem Nachbarn zu, dass dies seine Chance sei. Der andere schüttelte den Kopf, also verließ B. die Reihe, schaffte es, den Zügel zu lösen und aufzusitzen, bevor der Aufseher etwas unternehmen konnte, um ihn aufzuhalten. Als er die Straße hinunterritt, um das offene Veld zu erreichen, fiel ein Schuss, der ihm den Absatz vom Stiefel riss.

Da er ein guter Reiter war, kam er heil davon und ritt viele Meilen nach Norden. Dann schickte er das Pferd an den Besitzer zurück, den er dem Namen nach kannte. Er zog zu

Fuß weiter zum Sambesi, überquerte ihn in portugiesisches Gebiet und verbrachte dort einige Zeit. Später ging er nach Nordost-Rhodesien und begann mit der Elefantenjagd – ein abenteuerliches Leben, das ihm zusagte. Später besaß er genug Kapital, um eine kleine Farm zu gründen; er verdiente gut mit Elefanten, die er regelmäßig jagte, meist als Wilderer in portugiesischem Gebiet. Ich glaube, die Behörden in Südrhodesien erfuhren mit der Zeit, wo er sich aufhielt, aber sie beschlossen, ihn in Ruhe zu lassen, da sie wussten, dass er im Zusammenhang mit der Schießerei im Dorf ursprünglich ungerecht behandelt worden war.

Auf einer seiner Wilderer-Touren im portugiesischen Gebiet war den Beamten mitgeteilt worden, dass er sich mit einigen guten Stoßzähnen in einem bestimmten Dorf aufhalte. Ein portugiesischer Beamter beschloss daher, ihn festzunehmen. Er und seine Polizei umstellten nachts sein Lager und schafften es, ihn heimlich zu fassen, während er schlief.

Am nächsten Tag wurde der Gefangene zusammen mit dem Offizier und mehreren Polizisten in einen großen Einbaum gesetzt; das Elfenbein und einige von B.s „Boys" wurden in ein zweites ähnliches Kanu gepackt, und sie begannen die Fahrt flussabwärts. Das rechte Ufer des Luangwa ist in diesem Abschnitt britisch, das linke portugiesisch. Der Fluss hatte natürlich viele Windungen, und die Strömung war für das Fortkommen manchmal nahe am rechten Ufer am günstigsten. An einer Stelle hinter einer Biegung ergriff B. mit einer Hand ein Gewehr und packte mit der anderen Schilfrohre, an denen sie gerade vorbeistreiften; er zog den Einbaum so weit herüber, bis dieser allmählich sank.

Als er gefangen genommen worden war, hatte er drei .400er Kordit-Patronen in der Gesäßtasche seiner Hose, und das Gewehr, das er sich geschnappt hatte, war seine eigene .400er, die der Offizier törichterweise zwischen sie am Heck des Kanus gelegt hatte. Er gelangte schnell an Land, lud sein Gewehr und wies den Offizier an, sich ruhig zu verhalten, was dieser nur zu gerne tat. Als dann der zweite Einbaum auftauchte, der ein Stück zurückgeblieben war, hielt er ihn an und zwang die schwarzen portugiesischen Polizisten, an seine Seite zu kommen – unterstützt von einigen seiner „Boys", die nun bereit waren, einen Kampf zu wagen, obwohl sie in Handschellen waren. Hätte der Offizier B. besser gekannt, wäre auch dieser in Handschellen gelegt worden, aber er hatte anständig auf diese Erniedrigung verzichtet, was für seine gute Gesinnung spricht.

B. zwang die Portugiesen nun, seinen Männern die Handschellen abzunehmen; außerdem mussten sie helfen, den Einbaum, der in etwa 4 Fuß tiefem Wasser lag, an Land zu ziehen und seine Ausrüstung zu bergen. Diese war unversehrt, aber natürlich klatschnass. Da er sich auf britischem Territorium befand, wusste er, dass die Portugiesen nun machtlos waren, und so bot er ihnen etwas zu essen an, nachdem der Offizier seine Kleidung getrocknet hatte. B. machte sich nicht die Mühe, sich umzuziehen, sondern trocknete in der Sonne. Dann verabschiedete er sich von dem Offizier und wünschte ihm für das nächste Mal mehr Glück.

Es gab zwar einen kleinen diplomatischen Briefwechsel zwischen den beiden Regierungen, aber es geschah nichts weiter, und B. verdiente an dem Elfenbein dieser Reise etwa 100 Pfund. Ob ich die Geschichte exakt so wiedergegeben habe, weiß ich nicht, aber ich glaube, dass meine Fakten im Wesentlichen stimmen. Während meiner Zeit in Nordost-Rhodesien verließ B. das Land in Richtung Australien, da er schwer unter Fieber litt; später hörte ich, dass er dort gestorben sei.

K. war ein weiterer interessanter Charakter, der es liebte, in portugiesischem Gebiet auf Elefanten zu wildern, wo er viele erlegte. Der einzige Vorwurf, den ich einem Elefantenwilderer mache, ist, dass er auf alles schießt, was ein paar Pfund Elfenbein im Kopf hat; er erlegt auch eine Kuh oder ein kleines Tier, wann immer es sich anbietet,

wenn er keinen Bullen bekommen kann. Mit der Zeit ging K. nach Norden, um im Kongo zu jagen, und trat in Konkurrenz zu den Arabern, die den Tanganjikasee in Dauhs zu überqueren pflegten, um Trupps zur Elefantenwilderei im Kongo anzulanden.

Aus irgendeinem Grund gerieten K. und ein Araber in Streit, und der Araber drohte, K. töten zu lassen. Da der Araber ein harter Brocken war, wusste K., dass er es ernst meinte. Das reichte K., der an das Sprichwort glaubte: „Dreifach ist der gewappnet, dessen Sache gerecht ist, aber zehnfach der, der zuerst zuschlägt." So beschloss er, das nächste Mal, wenn das Dauh des Arabers am Horizont auftauchte, seinen rachsüchtigen Feind in die Enge zu treiben – und das tat er auch! So wurde mir die Geschichte erzählt, und ich glaube, sie ist wahr.

Vor einigen Jahren (1912) erschienen verschiedene Berichte in den Zeitungen über den Tod eines Elefantenwilderers im Kongo; ein Bericht trug die Überschrift: „Tragödie im Kongo: Elefantenwilderer in der Falle." Sein voller Name wurde genannt, ebenso wie der Name des britischen Offiziers, der ihn so mutig aufspürte, daher gibt es keinen Grund, die Namen hier zu verschweigen.

Um 1910 hielt ich mich für ein paar Tage bei einem Freund namens Greer auf, der eine Rinderfarm und eine Baumwollplantage nahe der Sasare-Goldmine in Nordost-Rhodesien besaß. Ein weiterer Freund, Martin Ryan, war zeitweise ein Partner von Greer, aber der „Ruf der Wildnis" war zu stark für ihn, und er verlegte sich später auf die Elefantenjagd. Während Greer und ich in seinem Bungalow waren, trafen einige Einheimische ein und berichteten Greer, dass einige Meilen die Tete-Straße hinunter ein weißer Mann schwer an Fieber erkrankt sei. Er schickte einige seiner „Boys" mit einer *Machilla* (Tragesessel) aus, um ihn herzuholen. Er traf nach etwa sechs Stunden ein und sagte uns, sein Name sei Rogers und er sei ein Prospektor, der in allen goldführenden Regionen der Welt gewesen sei. Nach einigen Tagen besserte sich sein Zustand dank der gütigen Pflege durch Greer, und er zog weiter nach Norden.

Im Jahr 1912 las ich, wie erwähnt, in den Zeitungen von seinem Ende, das sich wie folgt zutrug: Er hatte mit der Elefantenwilderei im Kongo und in der Gegend um Lado begonnen, und die britischen Beamten waren ihm auf die Spur gekommen. Eine Truppe einheimischer Polizisten unter Captain C. V. Fox (ich glaube, er wurde später im Großen Krieg gefangen genommen und schaffte es, aus Deutschland zu fliehen) verfolgte Rogers und seine Gefährten. Die Jagd führte durch unwegsamen Busch und Sümpfe, und es dauerte einige Zeit, bis Captain Fox' Truppe Kontakt zu den Wilderern bekam, doch sie wurden allmählich eingeholt. Da es die Regenzeit war, gab es große Schwierigkeiten beim Überqueren hochwasserführender Flüsse; die Wilderer zerstörten auf ihrem Rückzug die Brücken, da sie durch die Einheimischen erfahren hatten, dass sie verfolgt wurden.

Tagelang hielt die Verfolgung an, bis Captain Fox hörte, dass die Wilderer in der Nähe seien. Er eilte mit vier seiner einheimischen Polizisten voraus, von denen drei als Vorhut geschickt wurden. Zu diesem Zeitpunkt waren die Verfolger in großer Not wegen des Proviants, da sie nur kleine Vorräte mitgenommen hatten, weil sie dachten, sie müssten nicht weit gehen. Dann kamen sie in ein Dorf, wo sie hörten, dass die Wilderer einen Einheimischen erschossen hatten. In jener Nacht drängte Captain Fox in der Dunkelheit vorwärts, da er hörte, dass die Gruppe ganz in der Nähe sei. Schließlich kam er zu einem großen Dorf, das von einer beträchtlichen Anzahl von Rogers' Leuten verteidigt wurde.

Captain Fox hatte die drei vorausgeschickten Männer noch nicht wiedergefunden, und es war schwierig zu entscheiden, was mit einer so kleinen Truppe zu tun sei. Er nahm sich einen Führer, der ihn zu einer großen Hütte führte und darauf deutete, um anzuzeigen, dass die weißen Wilderer darin seien. Mit seinem Gewehr klopfte er mutig an die Tür; ein

Einheimischer kam heraus und sagte ihm, sein Herr sei krank und wolle ihn sehen. Als er dies hörte, betrat er die Hütte, die durch eine flackernde Kerze erhellt wurde. Zuerst konnte er niemanden sehen, doch allmählich erkannte er einen weißen Mann, der auf einem Bett lag, während ein anderer Europäer neben ihm saß. Es wurde nichts gesagt, und Fox dachte schon, er sei in eine Falle getappt; doch er fragte, wer Rogers sei, und der Mann am Bett antwortete: „Rogers wurde angeschossen." Es stellte sich heraus, dass die Polizisten, die Captain Fox vorausgeschickt hatte, angegriffen worden waren, das Feuer natürlich erwidert hatten und Rogers dabei eine schwere Wunde erlitten hatte, an der er langsam starb.

Nach einem kurzen Gespräch verließ Captain Fox die Hütte; Rogers hatte ihm gesagt, er hätte ihn erschossen, wenn er in der Lage gewesen wäre, sich zu bewegen. Rogers behauptete zudem, er befinde sich auf belgischem und nicht auf sudanesischem Territorium. Es stellte sich heraus, dass er recht hatte, aber er war gerade erst dort angekommen und war zuvor auf britischem Gebiet verfolgt worden. Später in der Nacht wurde Captain Fox zu Rogers gerufen, der kurz vor seinem Ende stand. Sie führten ein Gespräch, in dem Rogers bat, den weißen Mann bei ihm – ich glaube, es war ein Arzt – nicht zu behelligen, da er selbst der Anführer der Bande sei.

Captain Fox musste dem belgischen Kommandanten den Vorfall erklären, da er sich jenseits der Grenze befand. Rogers war offenbar im Unterleib getroffen worden, konnte aber noch einige Zeit sprechen; er sagte Captain Fox, dass sie alle getötet worden wären, wären die vorausgeschickten „Boys" nicht in der Dunkelheit eingetroffen. Rogers hatte mit einem Mauser auf sie gefeuert, sein weißer Gefährte mit einem Winchester-Gewehr. Nach Rogers' Tod brachte der belgische Kommandant den Begleiter und einige der Einheimischen zu seiner Station, wo sie sich für ihre Beteiligung an dem Vorfall vor Gericht verantworten mussten. Die drei vorausgeschickten „Boys" tauchten später wieder auf; da sie sich in der Unterzahl sahen, hatten sie versucht, ihren Offizier zu finden, den sie in der Dunkelheit verpasst hatten.

Als ich Rogers traf, sah er wie ein ziemlich harter Brocken aus, aber in Nordrhodesien traf man viele solcher Leute, da weiße Männer oft aus dem Süden heraufkamen, um nach Gold zu suchen oder Arbeit in einem Land zu finden, in dem es kaum Bedarf an Gelegenheitsarbeitern gab, da Einheimische für alle niederen Arbeiten eingesetzt werden. Ich glaube, Rogers war ein Amerikaner, der in Alaska gewesen war; jemand erzählte mir, er habe zu „Soapy" Smiths Bande gehört. „Soapy" war ein Desperado in den frühen Tagen Alaskas, der versuchte, mit „Yankee-Methoden" – also zuerst zu ziehen – jeden auszuschalten, der ihm nicht passte, ohne ihm eine Chance zu geben. Die Amerikaner nennen sie wohl „Bad Men", und ihr Tod zieht gewöhnlich den Tod des Mannes nach sich, der sie stellt. Der Sheriff, der „Soapy" erledigte, wurde selbst getötet, da sie praktisch gleichzeitig feuerten. Derlei Dinge werden auf britischem Territorium nicht geduldet; das einzige Mal, dass ich Schusswaffen im Einsatz sah, war in einer Bar in Salisbury, als ein Betrunkener anfing, auf Flaschen zu schießen und dabei immer die falsche traf.

Als Alaska unter dem Goldrausch litt und viele wilde Männer ins Land kamen, stellten sie fest, dass auf britischem Gebiet die *North-West Mounted Police* unter Colonel Steele ihnen überlegen war, also verhielten sie sich ruhig.

Zwei Prospektoren trafen einmal bei meinen Hütten am Kapundi-Bach ein, nur mit einer Decke, einigen Töpfen und einer abgenutzten .303er. Einer namens C. erzählte mir, er sei bei B. gewesen, als die Einheimischen bei dem nächtlichen Angriff erschossen wurden; ich hörte später, dass dies stimmte. Diese Männer hatten kaum einen Cent, und ihre Kleidung und Stiefel waren zu Lumpen verschlissen. Ich fragte sie, was sie vorhätten, und sie sagten, sie wollten in portugiesischem Gebiet auf Elefanten wildern. Ich fragte sie, ob

sie jemals einen Elefanten gesehen hätten; sie verneinten. Gemessen am Zustand der Züge in ihrem .303er-Lauf hätte ich mein Geld jederzeit auf den Elefanten gesetzt.

Nachdem sie mit etwas Proviant und Socken aufgebrochen waren, kam C. nach etwa 100 Yards zurück und sagte zu mir: „Ich nehme an, Sie haben kein ordentliches Paar Stiefel übrig, das Sie nicht vermissen würden?" Ich gab ihm ein altes Paar, das fast so schlecht war wie sein eigenes, da ich so viel zu Fuß unterwegs war, dass meine Stiefel gewöhnlich kurz vor dem Zerfall standen. Einige dieser alten Prospektoren sind sehr interessante Menschen; sie bettelten selten um Dinge, obwohl man sehen konnte, dass sie sie brauchten. Sie sind meist völlig mittellos und leben von der Hand in den Mund; sie sind auch nicht immer ehrlich gegenüber den Einheimischen, heuern „Boys" an, um ihre wenigen Lasten zu tragen, und bezahlen sie dann nicht. In Nordost-Rhodesien nannte man sie gewöhnlich „Distressed British Subjects" (Notleidende britische Untertanen), und die Regierung musste etliche von ihnen zurück in den Süden schicken und ihnen genug Vorräte für die Reise mitgeben, um zu verhindern, dass sie die Einheimischen beraubten.

Im Dezember 1905 reiste ich von Fort Jameson nach Tete und wurde unterwegs sehr krank durch Fieber, kombiniert mit einem leichten Sonnenstich, was mich für einige Tage an mein Zelt fesselte. Es war drückend heiß, und da ich ein Stück von einem Dorf entfernt war, konnte mein Koch keine Hühner für eine Suppe bekommen. Allmählich ging es mir jedoch besser, und ich erreichte Tete, wo ich mit einem portugiesischen Halbblut ein Hausboot vereinbarte, das mich den Sambesi hinunterbringen sollte. In Tete wohnte ich im Haus der *African Lakes Corporation*, da sie dort meist ein paar Zimmer für Reisende frei hatten. Ein Mann namens Bird war der Manager; er fand kurz nachdem ich ihn getroffen hatte, ein seltsames Ende.

Ich hörte später, dass er von seiner Gesellschaft den Auftrag erhalten hatte, ihren Laden in Feira, weiter oben am Sambesi, zu übernehmen. Während der Reise war er eines Tages zur Jagd gegangen und hatte eine kleine Antilope verwundet, die einen Flusspferd-Pfad zum Fluss hinunterlief. Er rannte ihr den Pfad nach. Plötzlich stieß sein Bein gegen ein Seil, das eine gewaltige Flusspferd-Speerfalle auslöste, die von den Einheimischen über dem Pfad aufgestellt worden war. Der Speer traf ihn am Hals nahe einer Schulter und drang tief in den Körper ein; er war auf der Stelle tot. Ich hatte später einen einheimischen Diener, der zu jener Zeit bei ihm gewesen war und geholfen hatte, die Leiche nach dem Unfall zu finden; er nannte mir diese Details. Es war ein außergewöhnlicher Unfall, der aber jedem passieren konnte, der das Seil über dem Pfad nicht rechtzeitig bemerkte. Einmal trat ich mit dem Fuß in eine Fallgrube, brach aber nicht durch; ein anderes Mal löste ich eine Falle für kleines Wild aus, als ich sie berührte – der gebogene Schößling und die Schnur schleuderten meinen Filzhut weg, ohne mein Gesicht zu berühren. Es war ziemlich erschreckend, da es laut knallte.

Um kurz von Menschen zu Tieren zu wechseln: Mein Freund Captain J. Brander Dunbar aus Pitgaveny brachte 1903 eine feine Bulldogge mit nach Njassaland auf eine Jagdreise. Die Einheimischen hatten so etwas noch nie gesehen! Während er in Zentral-Angoniland jagte, ließ er den Hund eine Kuhantilope jagen, die er stellte; doch die Kuhantilope wandte sich gegen den Hund und spießte ihn so schwer auf, dass er starb. Wäre es eine Rappenantilope gewesen, hätte ich dies nicht erwähnt, aber eine Kuhantilope, die sich so verhält, war meines Erachtens ungewöhnlich. Es zeigt dem Jäger, dass er von jeder verwundeten Antilope einen tödlichen Stoß erhalten kann, wenn er ihr zu nahe kommt.

Ein seltsamer Vorfall, der zum Tod eines sehr tüchtigen Mannes führte, war der, als D. D. Dobson, ein Hilfsmagistrat, von einem Nashorn nahe seiner Station Ngara in Njassaland getötet wurde. Er war abends zu einem Spaziergang ausgegangen, um etwas trockenes Gras anzuzünden – wohl um das Wild zu der Asche und dem frischen Grün zu locken,

das in einigen Wochen sprießen würde. Ein Nashorn stürmte plötzlich auf ihn zu und traf ihn im Unterleib; der arme Kerl starb am nächsten Tag an der Wunde. Ich kannte Dobson recht gut aus der Zeit in meinem Jagdlager am Bua-Fluss und mochte ihn sehr. In Oxford war er einer der besten Rugby-Stürmer seiner Zeit gewesen, da er ein außergewöhnlich kräftiger Mann war. Er jagte gerne und war sehr tapfer; als die Verwaltung Beamte für die Schlafkrankheitsgebiete suchte, war er einer der ersten, die sich für diese gefährliche Arbeit freiwillig meldeten.

Als Sir David Bruces Schlafkrankheits-Kommission im Land arbeitete, um diese abscheuliche Krankheit zu untersuchen, sammelte ich einige Blutpräparate von Wild für die Kommission. Ich war oft in Distrikten, in denen Einheimische an der Schlafkrankheit starben und in denen mehrere Weiße infiziert wurden; ich schätze mich sehr glücklich, ihr entkommen zu sein. Eines der ersten Anzeichen ist, wie ich glaube, eine Schwellung und Steifheit im Nacken. Wenn also jemand dort eine Steifheit verspürte, war es amüsant zu sehen, wie er misstrauisch seinen Nacken befühlte und dabei sehr ernst dreinschaute. Als die Kommission eintraf und ich feststellte, dass sich Jagd und Sammeln zu jener Zeit nicht besonders lohnten, versuchte mein Freund Dr. Barclay mir einen Job bei der Kommission zu verschaffen, um für sie Wild zu schießen. Sir David Bruce hielt das Risiko offenbar nicht für mehr als ein paar Pfund im Monat wert, also verzichteten sie auf mich, obwohl ich bereit war, ihnen einige Präparate umsonst zu schicken. Als mein Freund, der Arzt, hörte, was sie zu zahlen bereit waren, war seine Wortwahl (ebenso wie meine) sehr schwefelhaltig. Der Doktor war ein feiner Kerl; wenn er unter Hexenschuss litt, woran er oft verzweifelte, lief er auf seiner Veranda auf und ab und sagte in sonoren Tönen: „Verdammtes Land! Verdammtes Land!“ Das hat mich immer sehr amüsiert, aber heute leide ich selbst an Rheuma in diesem miesen Ostküstenklima Schottlands, und wenn ich morgens aufstehe, sage ich ebenfalls: „Verdammtes Land! Verdammtes Land!“, denn wir haben seit fast zwei Monaten die Sonne nicht mehr gesehen und jeder Tag war trübsinnig und feucht.

Einer der besten Kerle, die ich in Afrika kannte, war der verstorbene Major (damals Captain) C. H. Stigand, der im November 1919 getötet wurde, als er eine Strafexpedition gegen die Aliab führte, einen Teil des Dinka-Stammes im südlichen Sudan. Er und ein Major White gingen der Kolonne in hohem Gras voraus, wurden von einer Menge Dinkas in einen Hinterhalt gelockt und getötet. Ich hörte von einem Freund, der zu jener Zeit im Sudan jagte, dass Stigand sechs Feinde tötete, bevor er fiel. Zu jener Zeit war er Gouverneur der Provinz Mongalla, und sein Tod war ein echter Verlust für das Empire, denn er war ein idealer Verwalter in einem neuen Land, da er die Wildnis und die Einheimischen liebte. Er hatte die wunderbarsten Rettungen vor wilden Tieren, von denen ich je gehört habe; er wurde in Nordost-Rhodesien von einem Elefanten umgestoßen und nahe Fort Manning in Njassaland von einem Nashorn schwer verletzt, kurz nachdem er mit seinem Bataillon eine Strecke von 240 Meilen marschiert war. Als er später an der Uganda-Bahn entlangfuhr, hörte er von Löwen bei Simba, legte sich auf die Lauer und schoss drei. Einer war verwundet; er folgte ihm nachts und wurde nach einem harten Kampf schwer zerfleischt. Glücklicherweise hatte einer seiner Schüsse den Kiefer des Löwen gebrochen, und dem verdankte er wohl sein Leben. Es gelang ihm, nach Nairobi zu kommen und rechtzeitig zu genesen, obwohl er jahrelang einen steifen Arm hatte. Dann wurde er wieder von einem Elefanten umgestoßen, der ihm einen Stoßzahn durch das Bein rammte, und er musste zur Behandlung nach Hause. Er wurde Gouverneur der Provinz Mongalla, in der er, wie erwähnt, den Tod fand. Eines seiner besten Bücher ist *Hunting the Elephant in Africa*; ich rate passionierten Großwildjägern, dieses Werk zu lesen, da es eines der besten ist, die ich über die Jagd und Abenteuer in Afrika kenne. Was Stigands Verletzung durch das Nashorn betrifft, habe ich mich oft gefragt, ob das Tier, das Dobson tötete, dasselbe war, das Stigand angriff. Ich halte es für

möglich, da das schwarze Nashorn in Njassaland und Nordost-Rhodesien nicht dazu neigt, unangefochten auf diese Weise anzugreifen.

In Nordost-Rhodesien hörte ich folgende amüsante Geschichte: Ein junger Mann, der eine Stelle im Postdienst angetreten hatte, stellte nach einigen Monaten fest, dass ihm das Land nicht zusagte. Er beschloss daher, seine Entlassung mit bezahlter Heimreise und Spesen zu erschleichen. Das war ein schwierig umzusetzender Plan, und es bedurfte einiges an Überlegung, damit er Erfolg hatte. Schließlich kam er auf die Idee, Wahnsinn vorzutäuschen. Er rief den Häuptling eines Dorfes zu sich und befahl ihm, ein *Machilla*-Team aus einheimischen Frauen zusammenzustellen – eine völlig unübliche Sache. Als sie eingetroffen waren, zog er sich nackt aus, stieg in die Trage und machte sich auf den Weg zum Haus des Magistrats, das nicht weit entfernt lag. Der Magistrat war fassungslos, eine solche Erscheinung eintreffen zu sehen, und kam sofort zu dem natürlichen Schluss, dass der arme Kerl „nicht ganz richtig im Kopf" sei. Er schickte die Dorfschönheiten weg, nahm ihn auf und bereitete sich darauf vor, ihn in seinem Gästezimmer zu pflegen. Diese Maskerade aufrechtzuerhalten war schwierig, also musste der „Wahnsinnige" ständig neue Tricks ersinnen. Nachdem der Magistrat in jener Nacht zu Bett gegangen war, hörte er jemanden in sein Zimmer kommen und dort herumtasten, wo er seine Gewehre aufbewahrte. Er sprang aus dem Bett und lieferte sich einen Kampf mit dem nächtlichen Dieb, dem es gelungen war, eine Waffe zu greifen, die er als Keule benutzen wollte (da er keine Patronen hatte). Daraufhin musste er in seinem Zimmer eingesperrt werden, das er so sehr demolierte, dass die Trümmer am nächsten Tag entfernt werden mussten. Er weigerte sich standhaft, Kleidung zu tragen; da das Klima tagsüber nicht streng ist, war das recht angenehm – allerdings achtete er nachts sorgfältig darauf, die Decken im Bett zu benutzen.

Der Administrator war bereits seit einigen Tagen zu einem seiner regelmäßigen Inspektionsbesuche erwartet worden, und dies war Teil des Plans des jungen Mannes; denn um sein Ziel eines kostengünstigen Ruhestands zu erreichen, war die Autorität des Administrators natürlich unerlässlich.

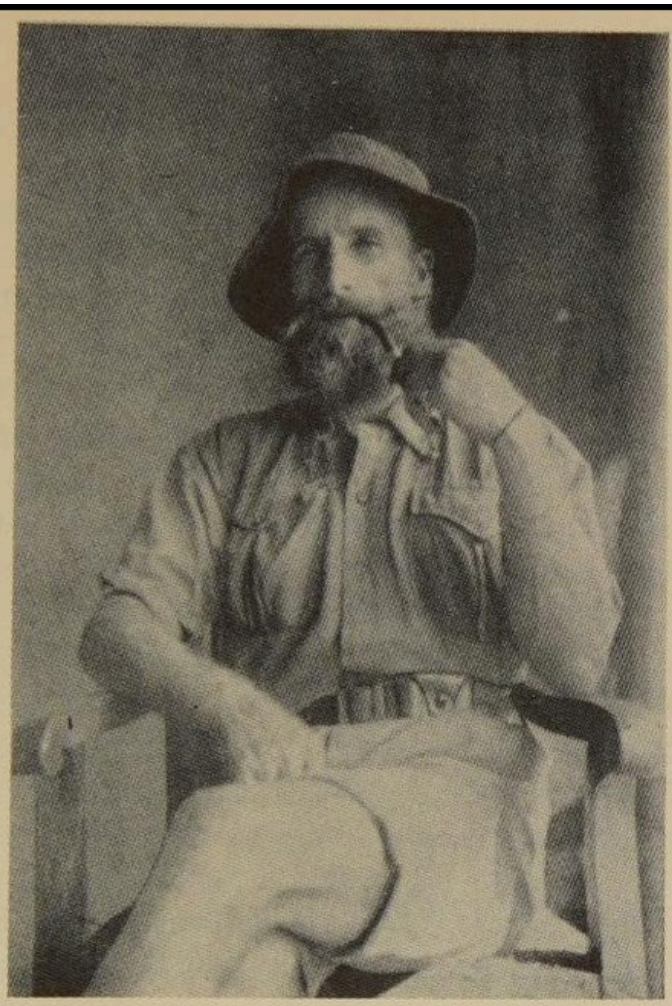
Als der Administrator zu gegebener Zeit eintraf, berichtete ihm der Magistrat ausführlich von der traurigen Geschichte, und der Administrator stimmte zu, dass es sich um einen Fall von Sonnenstich handle – die „verdammte Sonne", wie er es ausdrückte. Er sagte: „Lassen Sie mich einen Blick auf den armen Teufel werfen", und sie begaben sich zu dem Zimmer, das natürlich verschlossen war.

Als die Tür geöffnet wurde, trat der Administrator ein und sah einen nackten Jüngling, der auf dem Rücken auf dem Boden lag, die Beine gegen die Wand gestreckt, und mit einem heftigen Schrei begrüßt wurde: „Gehen Sie weg, ich bin eine Fliege; gehen Sie weg, ich bin eine Fliege." Sie zogen sich mit Bemerkungen wie „Armer Kerl!", „Armer Teufel!" und so weiter zurück; und das Ergebnis war äußerst zufriedenstellend, denn der „Wahnsinnige" wurde „frachtfrei" nach Hause geschickt, und nach etwa sechs Monaten traf die Nachricht ein, dass er eine höchst bemerkenswerte Genesung für einen so scheinbar hoffnungslosen Fall vollzogen habe.

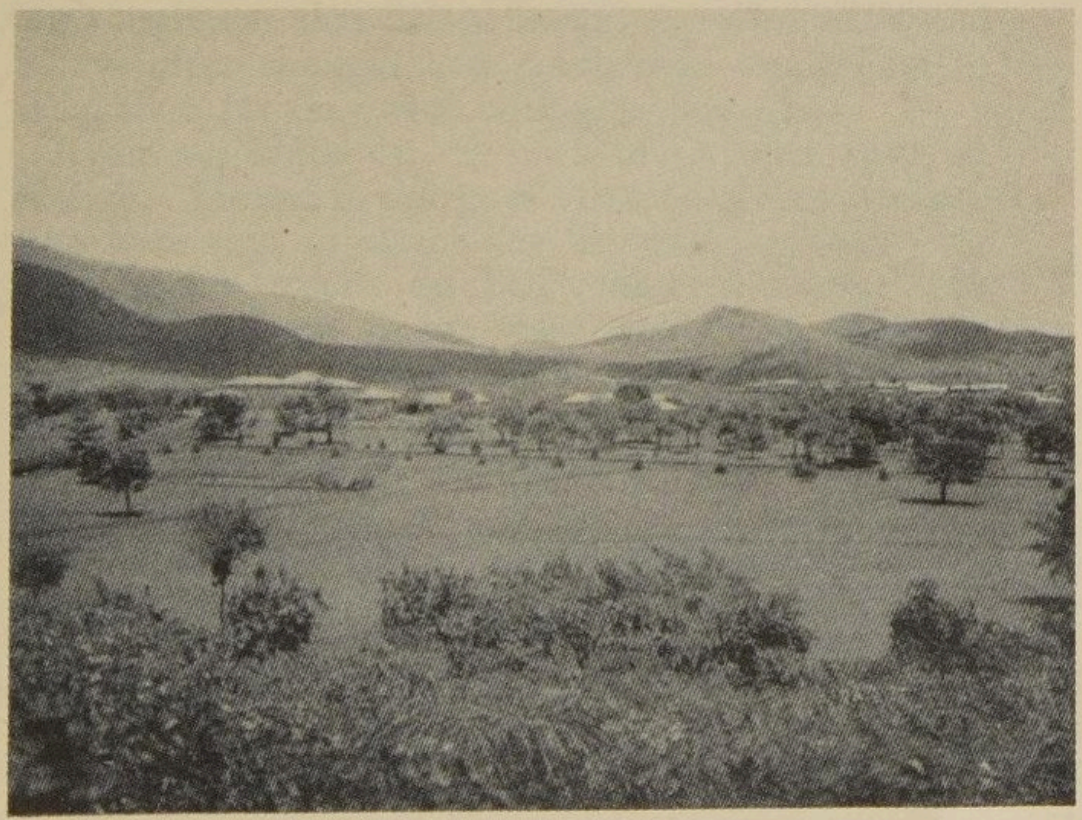
Als ich 1905 am Luangwa-Fluss lebte, kannte ich einen Mann namens Watkins, der ein trauriges Ende fand. Eine Zeit lang leitete er die Luangwa-Baumwollplantagen, verließ diese jedoch, um im damaligen Deutsch-Ostafrika zu jagen. Nach einiger Zeit litt er unter ständigen Fieberanfällen, wie es Jägern im Busch oft ergeht, und er wurde schwächer und schwächer, bis er nicht mehr jagen konnte. Er war weit entfernt von Dörfern und konnte weder Geflügel noch Getreide kaufen, befand sich also in einer verzweifelten Lage.

Er schleppte sich mühsam voran, musste aber schließlich aufgeben. Seine „Boys“ errichteten ihm einen Unterschlupf aus Zweigen und Gras, unter dem er liegen konnte, da die Sonne tagsüber glühend heiß war. Hier lag er einige Tage, bis er schließlich starb. Seine „Boys“ verließen ihn und nahmen seine Gewehre und die wenigen Kleinigkeiten mit, die er bei sich hatte, einschließlich eines kurzen Tagebuchs seiner Reise und einer Nachricht an seine Angehörigen. Ich erinnere mich, dass Watkins mir erzählte, er sei Mitglied von Selous' Kolonialtruppe während des Matabele-Aufstands von 1896 gewesen.

Eine der interessanten Geschichten, die ich in Nordost-Rhodesien hörte – an die ich nie ganz glaubte, obwohl sie wahr sein mag –, handelte von einem Arzt, der einige unheilbar Kranke (Einheimische) auf eine Insel in einem großen Fluss brachte, um sie von anderen Einheimischen zu isolieren. Diese großen afrikanischen Flüsse treten, wie Flüsse überall auf der Welt, nach heftigen Regenfällen schnell über die Ufer. Dem Arzt war gesagt worden, dass die Regenfälle überfällig seien und er die Kranken besser fortschaffen sollte, aber er war entweder zu faul oder es war ihm gleichgültig.



MARTIN RYAN.
After a hunting trip.



FORT JAMESON, NORTH-EASTERN RHODESIA, 1905.

236]

Jedenfalls brachen heftige Regenstürme los, und der Fluss, der während der gesamten Trockenzeit sehr niedrig gewesen war, stieg in einer Nacht um viele Fuß an, überflutete die kleine Insel vollständig und riss die Kranken alle fort. Manche Leute dachten, es sei eine gute Sache gewesen, da sie alle schwere Fälle ihrer Art waren und nicht vermisst würden. Jenen Menschen, die über eine solche Geschichte schockiert sein mögen, sei gesagt, dass das Leben in neuen Ländern sehr gering geachtet wird und Dinge, die in Britannien mit Entsetzen betrachtet werden, als Selbstverständlichkeit gelten. In den Tropen kann ein Mann heute am Leben und morgen fort sein, und die Menschen beginnen, ein so alltägliches Ereignis wie den Tod einfach als das Wirken eines unerbittlichen Schicksals zu sehen.

Der Krieg brachte die Menschen dazu, auf dieselbe Weise zu denken, und Katastrophen, die vor dem Krieg sehr ernst genommen worden wären, blieben kaum länger als ein paar Tage im Gedächtnis, weil ihnen ständig andere, ebenso oder noch verheerendere folgten.

Einer der Männer, die ich in Nordost-Rhodesien am meisten mochte, war Martin Ryan. Wir hatten viel gemeinsam, da er sehr passioniert für die Jagd und das wilde Lagerleben war. Er war ein Mann, der die wahre Romantik der Wildnis spürte, und in den Briefen, die er mir oft schrieb, nachdem ich das Land verlassen hatte, schwang ein seltsamer Ton der Niedergeschlagenheit mit. Dies lag zum Teil an dem einsamen und harten Leben, das er führte, und an der Schwierigkeit, über die Runden zu kommen.

Nachdem er mit einigen Rindern, die er veräußern wollte, nach Südrhodesien gegangen war, wurde er aufgrund der Vorschriften für importiertes Vieh viele Monate lang unter Quarantäne gestellt, sodass er die meiste Zeit mit Jagen verbrachte. Da es oft schwierig war, Träger zu finden, tat er es auf die „harte Tour“ und nahm nur das Nötigste mit. In seiner Freizeit lag er gewöhnlich auf dem Bauch, wie er es ausdrückte, und schrieb mir viele Seiten über seine Erlebnisse und über tödliche Schüsse auf Wild, was eines meiner Hobbys war. Vielleicht werde ich eines Tages einige der interessanten Briefe veröffentlichen, die ich von Großwildjägern erhalten habe. Ich besitze ein großes Bündel Briefe von Selous, geschrieben von 1898 fast bis zu seinem Tod, viele interessante Briefe von J. G. Millais, Stigand und anderen; alle enthalten großartige Berichte über Jagderlebnisse, Trophäen und andere Themen rund um das Wild.

Als der Krieg ausbrach, kam Ryan nach Hause, um sich zu melden, und kam zu King Edward's Horse. Bald darauf erhielt er ein Patent im 25. Royal Fusiliers, demselben Regiment, in dem Selous kämpfte und starb; ich habe oft daran gedacht, wie viel sie sich zu erzählen gehabt hätten, da sie beide große Jäger waren.

Ryan fiel am 18. Oktober 1917 bei Nakadi. Er befehligte 110 Mann seines Bataillons, die ausgesandt worden waren, um deutsche Stellungen anzugreifen, wobei auf beiden Seiten einheimische Truppen standen. Die Fusiliers wurden aus irgendeinem Grund vorausgeschickt, was dazu führte, dass sie teilweise eingekesselt wurden. Nach einem verzweifelten Gefecht gelang es ihnen, sich zurückzuziehen, wobei sie etwa neunzig Verluste erlitten, darunter mein alter Freund. Ich kann mir Ryan in einem solchen Handgemenge vorstellen, denn er würde in der Aufregung und dem Risiko aufgehen, und ich bin sicher, falls er Zeit hatte, starben einige der Feinde, denn er war ein besonnener Schütze. Es ist seltsam, wie viele der Besten gehen, aber es war natürlich, dass Männer wie Ryan unter den Ersten waren, die eingriffen, denn es gab nie einen mutigeren oder patriotischeren Kerl.

Es ist ein gewaltiger Kontrast zwischen dem Leben daheim und dem Leben in der Wildnis, wo man in der Trockenzeit im Zelt oder während des Regens in einer Hütte lebt. Die Hütte sollte, wenn sie gut gebaut ist, wasserdicht sein, obwohl sie, wenn sie neu ist,

sicher leckt. Dann wird man nachts von kleinen Tropfen über dem Bett und überall geweckt. Badewanne, Schüssel sowie Töpfe und Pfannen werden zusammengesucht, um das Wasser aufzufangen, aber bei einem schweren tropischen Sturm reichen sie gewöhnlich nicht aus, um viel auszuwirken.

Man vergleiche ein wetterfestes Zimmer zu Hause mit bequemem Bett, weichen Teppichen und Gasfeuer im Winter mit einer Behausung wie einer Hütte, einem Bett aus Hirschleder oder einem Leinwand-Feldbett und einheimischen Matten oder Fellen auf dem Boden. Für jemanden daheim scheint der Kontrast groß, aber ich habe mich in der Hütte genauso wohlgefühlt, denn das Klima ist weniger streng. Man kann sich in einer Leinwand- oder Emailleschüssel genauso gut waschen wie in einer aus Porzellan mit vernickelten Hähnen, obwohl ich zugeben muss, dass es einfacher ist, Wasser aus Hahn und Leitung zu bekommen, als einen Knirps zum Bach zu schicken, um einen Eimer voll zu holen. Das Leitungswasser ist auch sauberer.

Aber zu Hause ist man an kleinliche Vorschriften und lästige Beschränkungen gebunden. Statt ein freier wilder Waldläufer zu sein, ist man zu einem Herdentier geworden. Der eigene Individualismus tritt weniger hervor, weil weniger Raum dafür vorhanden ist. Die Menschen verstehen nicht, dass ein zurückgekehrter Wanderer die Dinge von einem anderen Standpunkt aus betrachtet, da sein Leben fernab in den weiten Räumen verbracht wurde, wo Einfachheit die Regel ist und nicht Komplexität. Er fühlt sich selbst in großen Menschenmengen verloren, da nichts und niemand Verständnis zu haben scheint. Die Leute, die er kennt, mögen gute Kerle sein, aber sie verstehen ihn nicht, und er versteht sie nicht. Das Umfeld (ein Lieblingswort der Pfarrer) ist schuld, weil es ihm fremd geworden ist, und er sehnt sich danach, zurück in den Busch, in die Berge und die Ebenen zu kehren, wo er einige der glücklichsten Tage seines Lebens verbrachte; denn dort fühlte er eine Erhebung, die kein zivilisiertes Land jemals bieten kann.

Dies, so darf ich dem Leser sagen, ist ein wahres Bild der Gefühle eines Wanderers, wenn er versucht, sich nach Jahren wilden Umherschweifens in Britannien niederzulassen. Es gibt nur eine Sache, die das Verlangen nach Rückkehr stillen wird, und das ist, wenn ein Mann die richtige Frau heiratet. Wenn er Glück hat, wird er wieder glücklich sein.

Wenn man von Kontrasten spricht, war der größte, den ich je erlebte, der Unterschied zwischen dem 1. Juni 1914 und dem 1. Juni 1918. Am ersten Datum heirateten meine Frau und ich. Am 1. Juni 1918 war ich mit anderen Mitgliedern der Sanitätskolonne (Croix Rouge Française) der 45. Division der französischen Armee zugeteilt. Die Franzosen und Briten befanden sich seit dem historischen 21. März 1918 und viele Monate danach auf dem Rückzug. Unsere Kolonne war am oben genannten Datum damit beschäftigt, viele Verwundete aus dem Schloss von Gueux abzutransportieren, um sie in Sicherheit zu bringen, bevor die Deutschen vorrückten. Eine amerikanische Kolonne half uns später, und der Ort war gerade noch rechtzeitig geräumt worden. Einige von uns saßen in einem Unterstand etwa dreißig Yards vom Schloss entfernt beim Essen, als das Herannahen einer deutschen 4,2-Zoll-Granate (manche hielten es für eine 5,8er) zu hören war, die knapp über uns hinwegging und die übliche Wolke aus Kies und Erde aufwirbelte, die auf uns herabprasselte. Der Vorgesetzte gab uns Befehl, in eine Art unterirdischen Gang zu gehen, der zu den Küchenräumen des Schlosses führte.

Wenige Stunden zuvor hatte ich Rooper, einem unserer Fahrer, geholfen, einen Reifen an seinem Wagen zu montieren, und mir fiel auf, dass er sehr nervös wirkte. Vielleicht waren es zwei deutsche Flugzeuge, die über uns summten und ihn beunruhigten. Ein anderer unserer Männer, Lee, hatte kurz zuvor nach einer Tasse gesucht, die er verloren hatte, und ich erinnerte mich später, dass auch er gereizt wirkte. Wie alle anderen Mitglieder der Kolonne, die meist aus recht jungen Männern mit irgendeinem körperlichen Gebrechen

bestanden, das sie am Dienst in den Linienregimentern hinderte, waren Rooper und Lee beide sehr mutige Kerle. Tatsächlich habe ich auf meinen Reisen viele tüchtige junge Männer gesehen, und ich sah nie eine tapferere Truppe als die Mitglieder unserer Kolonne.

Die Deutschen bombardierten das Schloss, obwohl sie wussten, dass es als Krankenhaus genutzt wurde, mit einer Anzahl von Granaten mit hoher Mündungsgeschwindigkeit; mehrere trafen das Dach, was Schauer aus Stein, Zement und Glas herabregnen ließ. Ein anderer Mann und ich bekamen eine Ladung des Letzteren in den Nacken, wurden aber nicht geschnitten. Dann schlug eine Granate draußen ein, und wir hörten furchtbare Schreie von einem Mann, der sich als der Chauffeur unseres Offiziers herausstellte. Er verlor später sein Bein. Ein anderer unserer Männer bekam einen kleinen Splitter in die Wade, und ein französischer Fahrer eines Pferdesanitätswagens erlitt eine schreckliche Kopfwunde. Als er hereingetragen wurde, lag sein Gehirn offen, und er starb bald darauf. Eines seiner Pferde wurde von derselben Granate getötet und blieb in der Allee liegen.

Als das Geschützfeuer aufhörte, erhielten wir den Befehl, zu unseren Wagen zu gehen und umzukehren; da stellte sich heraus, dass Rooper und Lee fehlten. Ihre Leichen wurden nahe Roopers Wagen gefunden, in den sie sich gesetzt hatten, anstatt in das Schloss zu kommen. Vor dem Abfahren hob ich eine Zange in der Allee auf, die vermutlich aus Roopers Wagen geschleudert worden war. Einige der Wagen hatten Splitter abbekommen, und der Gepäckwagen war an mehreren Stellen getroffen; verschiedene Ausrüstungsgegenstände hatten Löcher, darunter meine Rollmatratze.

Es gab einen sehr steilen Hügel namens Bouloise, der überquert werden musste, und die Deutschen, die die Steigung kannten, nahmen ihn an der steilsten Stelle unter hartes Feuer, sodass alle Truppen und Wagen auf der Straße anhalten mussten, bis das Schießen nachließ. Ich sah etwa hier zwei tote Pferde am Straßenrand, arme verstümmelte Kreaturen, Opfer der menschlichen Schlachtlust. Warum, weiß ich nicht, aber ein zerfetztes Pferd tat mir immer genauso leid wie verwundete Menschen; denn schließlich war es nicht ihr Streit, und man fühlte, dass das Schicksal grausam zu ihnen gewesen war.

Nachdem wir die Wagen wieder gestartet hatten, nahmen die Deutschen das Feuer wieder auf, und eine ganze Reihe von Splittern schlug um uns herum auf der Straße ein; Inglis bekam acht kleine Stücke in seinen Wagen, bevor wir eine ruhigere Gegend erreichten. Ich habe mich oft gefragt, ob Rooper und Lee eine Vorahnung ihres Endes hatten, denn wenn ich später darüber nachdachte, erinnerte ich mich, dass beide an jenem Morgen sehr angespannt gewesen waren. Jeder war nervös durch die Belastung, auf beschossenen Straßen zu fahren, und besonders durch diese schreckliche Nachtarbeit ohne Licht. Auch der Anblick verstümmelter Menschlichkeit (und die Sanitäter sehen die schlimmste Seite des Krieges) war eine Qual für sensible Gemüter.

Ein anderer unserer Männer, ein Ire namens Malcomson, wurde ein oder zwei Tage nach einem gemeinsamen Einsatz in den beschossenen Dörfern Coullemelle, Le Plessier und Villers-Tournelle getötet. Eines Tages, als eine Granate nahe der Straße einschlug, wirbelte ein Splitter Schlamm vor dem Wagen auf, und Malcomson wandte sich mir zu und sagte: „Ich glaube nicht, dass ich den Krieg überleben werde." Dies war eine seltsame Bemerkung von einem Mann mit einem so fröhlichen und optimistischen Naturell.

Wenige Tage nachdem er dies gesagt hatte, war er mit Beaumont, seinem Partner auf dem Wagen, in Le Plessier und wurde von einem Granatsplitter ins Herz getroffen, der ihn augenblicklich tötete. Als ich von seinem Tod hörte, erinnerte ich mich an seine Bemerkung, und ich habe mich oft gefragt, ob der Mensch in seinem Unterbewusstsein

gelegentlich einen Blick in die Zukunft erhascht. Es mag so sein. Diese beiden ersten Junitage in den Jahren 1914 und 1918 waren in der Tat erschütternde Kontraste.

Noch eine Erinnerung an Frankreich und diese schrecklichen Tage, als die Welt im Blutrausch versank. Am 13. April 1918 wurden mein Cousin, Robert S. Low, und ich ausgesandt, um einen schwer verwundeten Mann aus einem Unterstand unter einem Haus im Dorf Rocquencourt zu holen. Bevor ich fortfahre, muss ich erwähnen, dass mein Cousin eine ganz wunderbare Rettung vor dem Tod in den Neuseeländischen Alpen erlebt hatte. Er überquerte die Alpen allein am 21. Februar 1906, rutschte aus, renkte sich einen Knöchel aus und zertrümmerte sein Knie; er lag einige Tage und Nächte im Freien, bevor er von neuseeländischen Bergführern gerettet wurde, die aufgrund der schroffen Beschaffenheit der Berge große Schwierigkeiten hatten, ihn wegzubringen. Damals schrieb *The Times* am 9. März 1906 in einem kurzen Bericht: „Mr. Lows Abenteuer in den Neuseeländischen Alpen stellt eine Leistung an Mut und Ausdauer dar, die in den Annalen des Bergsteigens wahrscheinlich unerreicht ist, etc."

Nun, um nach Frankreich zurückzukehren und zu einer Nacht, die mir immer als eine glühende Erinnerung bleiben wird! Die Deutschen beschossen das Dorf schwer. Als die französischen Rotkreuzmänner den Mann auf seiner Trage herbeigetragen und in den Wagen geschoben hatten, rannten sie zurück in ihren Unterstand, nachdem sie uns beim Wenden des Wagens im Schein einer Laterne geholfen hatten. Mein Cousin saß am Steuer; gerade als er anfahren wollte, stellten wir fest, dass man uns nicht gesagt hatte, in welches Lazarett im Hinterland wir diesen Mann bringen sollten. Also sprang ich heraus, rannte durch das Tor in den kleinen Hof und eilte zum Unterstand.

Genau in diesem Moment explodierte eine Granate nahe dem Wagen und mir; der lodernde Blitz blendete mich fast. Ich wurde durch den Luftdruck der Detonation mit ziemlicher Wucht gegen eine Wand geschleudert, rettete aber mein Gesicht mit den Händen, als ich gegen die Mauer prallte. Es gab einen Schauer aus Dreck und Kies; eine Burberry-Regenjacke, die vom Regen nass war, fühlte sich kurz darauf wie grobes Sandpapier an, da der feine Kies in den Stoff getrieben worden war. Mein Cousin und ich riefen uns fast im selben Moment gegenseitig zu, um zu fragen, ob alles in Ordnung sei.

Die Franzosen, die die Explosion hörten, rannten aus ihrem Unterstand, und einer von ihnen packte mich, um mich in das Loch zu ziehen; aber es gelang mir, obwohl mir der Atem so ziemlich geraubt war, ihn zu fragen, wohin der Mann gebracht werden müsse. Dann fuhren wir los. Das Glas der Windschutzscheibe hatte ein Loch von einem Splitter, der – wie ich glaube – die Nadel traf, die den Kragen des Hemdes meines Cousins hielt, da diese, wie wir am nächsten Tag feststellten, verbogen war. Er ging dann durch die Polsterung im Rücken des Sitzes, den ich gerade verlassen hatte, und blieb im Holz dahinter stecken, wo wir ihn später fanden. Wäre ich auf meinem Platz geblieben, hätte ich ihn in die Brust bekommen. Wir fuhren so schnell wie möglich weiter, da der Beschuss ziemlich schlimm war und Rocquencourt in jener Nacht ungesund aussah und roch.

Etwa eine halbe Meile außerhalb von Rocquencourt stießen wir auf einen großen Lastwagen, der in den Graben geraten war und die Straße blockierte. Wir hielten an, und der Motor des Wagens soff ab. Beim Versuch, ihn zu starten, rutschte die Kurbel ab, und das verdammte Ding wollte nicht anspringen. Mein Cousin lief voraus, um zu versuchen, an ein Telefon zu gelangen und das Hauptquartier anzurufen, damit ein anderer Wagen geschickt würde, um den Verwundeten zu holen; ich blieb bei ihm. Der Lastwagenfahrer dachte, er könne versuchen herauszufinden, was mit unserem Wagen nicht stimmte, also zündete ich eine der Seitenlampen an, die bis dahin nicht gebrannt hatte. Ob es an diesem Licht lag oder ob die Deutschen die Straße routinemäßig absuchten, weiß ich nicht; aber

ich weiß, dass das Geschützfeuer näher zu kriechen begann, sobald das Licht brannte, also löschten wir es.

Dann trafen zwei weitere große Lastwagen ein, und auch deren Fahrer mussten halten, da der erste die Straße versperrte. Sie führten für solche Notfälle gewöhnlich ein Stahlseil mit; sie holten es heraus, befestigten es an dem festsitzenden Lastwagen und zogen ihn beiseite. Dabei hörten sie den armen verwundeten Franzosen stöhnen, und einer von ihnen sagte, er würde mich abschleppen. Sie fuhren in dieselbe Richtung wie mein Cousin, also stimmte ich sehr törichterweise zu. Dann stieg ich ein, und wir fuhren los; ich habe nie eine solche Hölle erlebt wie die nächsten fünfzehn Minuten. Es war stockfinster und regnete; und der unglückselige Fahrer des Lastwagens gab Gas – vermutlich, um schnell aus der Gegend zu verschwinden, die im Moment ungesund war. Da der Sanitätswagen schlingerte und holperte, begann der arme Leidende vor Schmerz zu schreien; und ich schrie, bis ich heiser war, um den Fahrer dazu zu bringen, mich zu hören, damit er anhalte. Aber es half nichts, und alles, was ich tun konnte, war den Wagen zu lenken und zu verhindern, dass er gegen den massigen Lastwagen vor mir prallte, während er auf der schmierigen Schlammschicht ratterte und schleuderte.

Ich glaube, er war gute fünfzehn Minuten gefahren, bevor er meine Rufe hörte und anhielt, als wir durch ein kleines Dorf kamen. Mein erster Gedanke galt dem Verwundeten, den ich in einem benommenen und halb besinnungslosen Zustand vorfand, wobei Kopf und Schultern vom Sitz hingen. Ich wandte mich dann an den Fahrer des Lastwagens und verfluchte ihn auf Englisch, Hindustani und Chinyanja – keine dieser Sprachen schien er zu kennen. Glücklicherweise kam nach etwa zehn Minuten Wartezeit einer unserer Wagen vorbei, der aufgrund des Telefonanrufs meines Cousins geschickt worden war; so konnten wir den Leidenden umladen und ins Lazarett schicken. Der arme Kerl hatte eine furchtbare Zeit hinter sich und befand sich in einem Zustand schweren Kollapses.

Nach etwa dreißig Minuten tauchte mein Cousin auf. Er erzählte mir, er sei zu der Stelle zurückgekehrt, an der wir liegen geblieben waren, und habe, als der Wagen weg war, eine Mitfahrgelegenheit gefunden und den Wagen beim Durchfahren des Dorfes gesehen. Schließlich wurde die Startkurbel repariert, wir kehrten zum Hauptquartier zurück und waren beide froh über den Schlaf, der auf unseren aufregenden Abend folgte.

Als ich von dem polternden Lastwagen dahingeschleift wurde, wanderten meine Gedanken natürlich zu anderen Themen, und aus irgendeinem Grund dachte ich an Barry in Assam, der eine wunderbare Rettung vor einem menschenfressenden Tiger erlebt hatte. Ein Menschenfresser hatte zwei Nachtwächter (*chowkidars*) an Barrys Bungalow getötet. In der folgenden Nacht beschlossen Barry, sein Assistent und ein weiterer Mann, auf der Veranda des Bungalows Wache zu halten und zu versuchen, den Tiger zu erschießen, falls er zurückkehrte. Barry saß auf einem Klappstuhl an einer Ecke der vorderen Veranda; sein Assistent lag auf einer Matratze neben ihm, und der dritte Mann saß auf der hinteren Veranda. Ich muss erwähnen, dass der Assistent, da er kein gutes Jagdgewehr besaß, mit einem militärischen Snider-Gewehr bewaffnet war, an dem er das Bajonett befestigt hatte. Der Assistent sollte später die Wache übernehmen und war daher eingeschlafen; auch Barry, der neben ihm saß, wurde schläfrig, nachdem er einige Zeit gewartet hatte, ohne dass etwas geschah.

Vielleicht schnarchte der Assistent, was einschläfernd wirkte, denn auch Barry schlief ein; eine Hand hing frei herab, während die andere das Gewehr auf seinem Schoß umklammerte. Er hatte ein seltsames Erwachen, denn plötzlich spürte er, wie sein Handgelenk wie in einem Schraubstock gepackt wurde. Er wurde unwiderstehlich auf die Beine gezogen und sah sich von dem Tiger weggeschleppt, der leise zum Bungalow

gekommen war, um nach Nahrung zu suchen, da er von den Wächtern, die er in der Nacht zuvor getötet hatte, vertrieben worden war.

Eine eigenartige Tatsache an diesem Vorfall, die völlig der Wahrheit entspricht, ist, dass der Tiger nicht wegrannte und Barry von den Füßen riss. Das Tier ging einfach in einem zügigen Schritttempo, und Barry war es möglich, auf den Beinen zu bleiben.

Gleich nachdem er gepackt worden war, stieß er einen Schrei aus und versetzte dem Assistenten mit dem Fuß einen Tritt, bevor er vom Tiger weitergezogen wurde. Glücklicherweise war der Assistent (ich habe seinen Namen vergessen) ein sehr mutiger Kerl; er ergriff das Snider-Gewehr und rannte Barry im Mondlicht hinterher. Barry hielt natürlich so stark wie möglich dagegen, was das Tempo etwas drosselte, sodass der Assistent bald aufschließen konnte. Er stieß das Bajonett in die Seite des Tigers und drückte im selben Moment den Abzug. Die doppelte Wunde veranlasste den Menschenfresser, das Maul zu öffnen, Barry loszulassen und in den Dschungel davonzustürmen. Barry und sein Freund verloren keine Zeit, um in den Bungalow zurückzukehren; Ersterer mit einem zerfleischten Handgelenk, obwohl ich glaube, dass der Knochen nicht gebrochen war. Ich bin Barry in Assam nie begegnet, aber Leute, die ihn kannten, erzählten mir, dass sein Haar kurz darauf weiß wurde. Ich glaube, ich habe Barrys Bruder getroffen, der ebenfalls Teeplanter war und weißes Haar hatte; vielleicht war es also eine Familientendenz, früh im Leben weiß zu werden.

Ob der Schock eines schlimmen Erlebnisses das Haar weiß werden lassen kann, ist zweifelhaft, aber es mag so sein. Jedenfalls war es eine abscheuliche Erfahrung; warum ich jedoch daran dachte, als ich hilflos hinter dem Lastwagen hergeschleift wurde, kann ich nicht sagen, außer dass meine eigene Erfahrung in meinem Gehirn Vergleiche während jener „albtraumhaften“ Fahrt inmitten der Verwüstung Frankreichs weckte.

Kapitel X – Jagdmethoden, Gewehre, Trophäen, Träger, etc.

Dieses Kapitel ist eher für den jungen Mann gedacht, der noch nicht viel gejagt hat, und nicht für den alten Jäger, der sich zu den Themen der obigen Überschrift bereits seine eigene Meinung gebildet hat. Der einzige wahre Lehrer ist die Erfahrung.

Als ich in Afrika jagte, erhielt ich viele Briefe von Männern, die vorhatten, eine Jagdreise zu unternehmen, und ich gab ihnen ausnahmslos den besten Rat, den ich konnte, und nannte Distrikte und Orte, an denen ich guten Sport gefunden hatte. Ich weiß von anderen, die solche Informationen für sich behielten, da sie eifersüchtig darauf bedacht waren, dass andere nicht den Nutzen aus den Reisen zogen, die sie unternommen hatten, um solche Orte zu finden. Wenn ein Mann ein guter Kerl zu sein schien, half ich ihm so gut ich konnte, und ich rate anderen, dasselbe zu tun, da es hilft, jenes Gefühl des guten Willens zu festigen, das denjenigen, der um Rat bittet, dazu bringt, wiederum anderen zu helfen, wenn er es kann.

Eifersucht ist natürlich die schlimmste und wichtigste menschliche Schwäche, und all unsere Sorgen daheim gründen auf diesem unrühmlichen menschlichen Zug. Ein Wetteifer im Streben mag andere dazu anspornen, es besser zu machen, obwohl es gewöhnlich bei dieser Erhabenheit stehen bleibt und Männer, die selbst unfähig sind, irgendetwas Erstrebenswertes zu erreichen, ihren Besseren dennoch etwas missgönnen, das diese durch Anstrengung, Intelligenz und Mut gewonnen haben. Anstatt die Schwachen ausscheiden zu lassen, was der Plan der Natur ist, erhalten wir die Parasiten und verwässern folglich das Schlechte mit dem Guten, zum Nachteil der gesamten Rasse; denn natürlich bedeutet Verwässerung Schwäche.

Da dies jedoch keine Abhandlung über das Gemeinwesen sein soll, kehre ich zu den Jagdthemen zurück.

Persönlich zog ich es vor, allein zu jagen, obwohl ich immer bereit war, einem Freund zu sagen, wohin er gehen sollte, da ich die Einsamkeit liebte und feststellte, dass man das Leben besser genießt, wenn man in seinen Bewegungen unabhängig ist. Zwei Männer, die ein gewisses Maß an Entbehrungen durchmachen, sind sich selten lange einig. Die Sache muss sich nicht bis zum Streit entwickeln, aber es kann Unannehmlichkeiten geben, wenn ein Mann in die eine Richtung will und der andere woandershin. Außerdem ist Stille das Wichtigste im Wildland, und ein Schuss kann viele Meilen weit gehört werden und das Wild aufschrecken, denn Tiere werden leicht misstrauisch und unruhig.

Daher rate ich Großwildjägern, wenn sie sich einer Gruppe anschließen, ihre Lager mindestens zehn Meilen voneinander entfernt aufzuschlagen und sich nur gelegentlich auf ein Gespräch zu treffen. Persönlich würde ich eine afrikanische Tagesreise zwischen den Lagern bevorzugen, was gut 25 Meilen entspricht. Dann werden die Schüsse und Bewegungen der einen Gruppe die andere nicht stören. Das vorsichtigere Wild mag es nicht, wenn seine Reviere von Menschen überfallen werden, und ich glaube, dass der Geruch einer Gruppe von Einheimischen und des weißen Mannes, der natürlicherweise Stiefel oder Schuhe trägt, ein oder zwei Tage lang am Ort haften bleibt, was für wachsame Tiere eine Botschaft ist, dass Gefahr droht. Natürlich ziehen Einheimische ständig umher auf der Suche nach etwas zu essen oder zu bestimmten Jahreszeiten nach Honig, und ihre Pfade durchziehen alle Wildreviere Afrikas – denn das gesamte tropische Afrika ist ein Spinnennetz aus einheimischen Fußpfaden. Daher vermute ich, dass die Witterung eines

weißen Mannes für die Tiere alarmierender ist als die der Einheimischen, deren Geruch sie schon viele Male wahrgenommen haben müssen.

Es gibt bestimmte Punkte, die der junge Jäger beachten sollte, da sie den Unterschied zwischen Erfolg und Misserfolg ausmachen können:

1. **Beobachtung des Windes**, da der Geruchssinn bei dem Wild, das im Buschland lebt, bei weitem der stärkste Sinn ist. In der Ebene ist wahrscheinlich das Sehvermögen der Sinn, den sie am meisten nutzen.

2. **Stille in der Bewegung** und keine lauten Gespräche.

3. **Die Waffe selbst tragen**, sonst gehen Gelegenheiten verloren.

4. **So nah wie möglich herangehen**, besonders bei gefährlichem Wild, da Nähe besseres Schießen bedeutet.

5. **Nicht auf ein anderes Tier schießen**, wenn eines verwundet geflüchtet ist, sondern dieses zuerst verfolgen und erlegen.

6. **Niemals an ein verwundetes Tier herantreten** ohne geladenes und schussbereites Gewehr; bei gefährlichen Tieren immer von hinten nähern.

7. **Bei der Jagd nicht zu schnell gehen**, sonst könnten viele wichtige Details übersehen werden.

8. **Versuchen, das Wild zu entdecken, bevor es einen selbst sieht**, da dies natürlich hilft, näher heranzukommen.

9. **Eine Anhöhe, einen Ameisenhaufen oder einen Baum erklimmen** oder einen Einheimischen dazu schicken, denn Höhe ist eine große Hilfe beim Finden von Wild.

10. **Mit Maß jagen** und Tiere schnell von ihren Qualen erlösen. Geizen Sie dabei nicht mit einer zusätzlichen Patrone.

Ich könnte noch lange fortfahren, Tipps zu geben, aber eine Vielzahl könnte die Aufmerksamkeit von den bereits genannten ablenken. Sicherlich decken diese Klauseln die wichtigsten Punkte der Jagd in einem Buschland in Afrika ab, und ein junger Mann wird nicht weit fehlgehen, wenn er sie befolgt.

Das Erste, was man natürlich tun muss, ist, genug von der Landessprache zu lernen, um die Einheimischen verstehen zu können und selbst verstanden zu werden.

Was die notwendigen Waffen betrifft, so habe ich dazu bereits einiges gesagt; aber bevor ich fortfahre, möchte ich Anfänger davor warnen, den Theorien von Leuten zu trauen, die wenig oder gar keine Erfahrung in der Großwildjagd haben. Solche Theorien, die nach Experimenten auf Schießscheiben gebildet wurden, sind als Leitfaden in der Praxis praktisch nutzlos, da der Körper eines Tieres und eine harte Stahlscheibe zwei grundverschiedene Dinge sind.

Wenn der Theoretiker dazu rät, ein Gewehr mit der höchsten Mündungsgeschwindigkeit zu verwenden, halte ich das für einen Irrtum, denn das Gewicht eines bestimmten Geschosses und die Form der Spitze sind von größerer Bedeutung als extreme Geschwindigkeit und eine flache Flugbahn. Auf einen Schuss, der mit einem

Hochgeschwindigkeitsgewehr von etwa 2.000 Fuß-Sekunden unter einem Tier hindurchgeht, kommen zwei oder mehr Geschosse, die darüber hinwegfliegen und das Tier verfehlen.

Für das Schießen im Buschland sollte die Visierung auf 100 Yards korrekt eingestellt sein, wobei man daran denken muss, bei kürzeren Distanzen feiner über Kimm und Korn zu schauen. Das Korn sollte sehr klein sein, nicht größer als ein kleiner Stahlstecknadelkopf, und mit einer weißen Emaille- oder Elfenbeinfassade versehen. Der Abstand zwischen Kimme und Korn sollte nicht zu groß sein, da dies zu Unschärfe bei der schnellen Zielaufnahme führt. Sowohl die Kimme als auch das Korn sollten festgeschraubt sein, um zu verhindern, dass ein Stoß sie verstellt. Außer bei der eigentlichen Jagd sollte ein Kornschutz verwendet werden, aber er sollte so konstruiert sein, dass er leicht abgestreift werden kann.

Bei einem Repetiergewehr ist eine Lauflänge von 24 Zoll am besten, da das Magazin etwas Platz einnimmt. Dies ermöglicht es, das Gewehr in dichtem Gestrüpp leichter zu führen und schont es vor Stößen gegen Bäume und Äste. Tragen Sie ein Gewehr niemals in seinem Futteral, selbst wenn es regnet, wenn Sie nach Wild Ausschau halten.

Lassen Sie keine eiserne Schaftkappe an einem Gewehr anbringen, sondern lassen Sie das Ende des Kolbens fischhautartig einkerben. Metall wird so heiß, dass man es manchmal nicht berühren kann, und es ist an kalten Morgen auch sehr unangenehm. Wählen Sie ein Gewehr mit einem Gewicht, das einen auf einem langen Tagesmarsch nicht erschöpft. Sicherlich ist nichts über 8 Pfund geeignet. Eine schwere Waffe reibt einen Mann unter den harten Bedingungen und der heißen Sonne auf, und es ist weitaus besser, ein kleines Kaliber zu verwenden, das leicht zu handhaben ist, als ein leistungsstärkeres und schwereres Gewehr.

Glauben Sie nicht an die Idee des Zweitgewehrs, das niemals zur Hand ist, wenn es am dringendsten gebraucht wird. Der praktische Jäger hält nichts von teuren Doppelbüchsen, die eher zu Ladehemmungen neigen als Repetierer, da schon ein Grashalm oder ein Zweig ausreichen kann, um zu verhindern, dass die kippbaren Läufe bündig mit dem Stoßboden schließen. Mit einer Doppelbüchse hat man zwei schnelle Schüsse und dann eine lange Wartezeit beim Nachladen, genau in dem Moment, in dem ein dritter oder vierter Schuss entscheidend sein könnte. Da Doppelbüchsen schwerer sind als Einzelschuss- oder Repetiergewehre, werden sie gewöhnlich von Gewehrträgern getragen und sind, wie ich bereits sagte, selten da, wenn sie am meisten gebraucht werden.

Wenn man das Gewicht, das auf einem langen Tagesmarsch bequem zu tragen ist, auf maximal 8 Pfund festlegt, finden wir einige hervorragende Gewehre innerhalb dieser Gewichtsklasse. Es gibt drei, von denen jedes alles in Afrika genauso gut erlegt wie das größte hergestellte Gewehr: das 7,9 mm (.311), das .318 „Axite“ und das .350, entweder in der H.V.- oder „Magnum“-Ausführung. Ich fand alle gut, aber wenn ich nach Afrika zurückkehrte, würde ich eine von Rigby gefertigte .318 wählen, weil ich die Balance und die Visierung seiner Gewehre mag und sie immer als gut gearbeitet empfunden habe.

Ein Riemen ist ein nützliches Zubehör an einem Gewehr, nicht nur zum Tragen, sondern auch zum Schießen. Wenn ich nicht von einer Erhöhung oder einem Ameisenhaufen aus schoss, nahm ich immer an einem Baum Maß, wobei ich darauf achtete, dass das Gewehr das Holz nicht direkt berührte, da dies natürlich die als „Springen“ bezeichnete Vibration verursacht, die das Geschoss wahrscheinlich aus der Bahn wirft. Moderne Geschosse mit ihrer hohen Geschwindigkeit werden leicht abgelenkt, daher sollte man darauf achten, zwischen Zweigen und sogar starkem Gras hindurchzuschießen, wenn diese in der Schusslinie liegen.

Moderne Pulver und nickelummantelte Geschosse verschmutzen die Züge stark, daher sollte ein Trichter mitgeführt werden, um heißes Wasser durch den Lauf zu gießen. Es gibt verschiedene Mittel zum Reinigen von Nitrogewehren, und man sollte den Rat des Büchsenmachers dazu einholen, da es weitgehend von der Art des Pulvers in den Patronen abhängt. Nitrozellulosepulver machen weniger Probleme als Nitroglyzerin-Explosivstoffe, und persönlich fand ich Kordit im Vergleich zu anderen Mitteln eher mühsam, da es nicht nur die Bohrung verschmutzt, sondern oft das Patronenlager so stark korrodiert, dass man bei Einzelschuss-Fallblockgewehren unter klemmenden Patronen litt. Das war mein Haupteinwand gegen Fallblockgewehre, obwohl sie besser ausbalanciert und angenehmer zu handhaben sind als Repetierwaffen.

Das Erste, was ich immer tat, wenn ich vom Schießen zurückkam – selbst wenn ich müde war und wie eine Mischung aus Schornsteinfeger und Metzger aussah, bedeckt mit Asche und dem Blut vom Häuten und Zerlegen des Wildes –, war, mein Gewehr sorgfältig zu reinigen. Danach kamen das Bad und heißer Tee, der die reichliche Feuchtigkeit ersetzte, die man bei langen Märschen in der tropischen Sonne verloren hatte.

Was andere Waffen betrifft, so hielt ich nie viel von Revolvern und zog ein .220er Gewehr einer Schrotflinte vor, um für den Kochtopf zu jagen, da eine Schrotflinte in einem Großwildrevier zu viel Lärm macht.

Ich nahm immer drei oder vier Einheimische mit, um das Gewehr und die notwendigen Dinge zu tragen, bis ich mit der eigentlichen Jagd begann. Der Gewehrträger trug gewöhnlich die Patronentasche, die Kamera und das Fernglas, und die anderen hatten eine Axt und einen einheimischen Korb mit einem kleinen Kessel sowie etwas Tee, Zucker und Proviant dabei. Falls es unwahrscheinlich war, dass wir Wasser finden würden, wurden ein oder zwei mit Blättern abgedeckte Kürbisflaschen mitgenommen – vorzugsweise Bananenblätter, um das Wasser kühl zu halten. Ein Segeltuch-Wassersack ist nützlich, außer dass bei sehr großer Hitze die Verdunstung so stark ist, dass ein Sack in wenigen Stunden die Hälfte seines Inhalts verliert, was enttäuschend ist, wenn einem die Zunge am Gaumen klebt.

Leute, die nicht in einem Land wie dem Luangwa-Tal in Nordost-Rhodesien gejagt haben, haben keine Vorstellung davon, was wirkliche Hitze bedeutet, zusätzlich zu den vielen Meilen durch dichten und oft dornigen Busch und hohes Gras. Solche Arbeit lässt einen förmlich schmoren, sofern man nicht in guter körperlicher und marschmäßiger Verfassung ist. Daher ist es das Wichtigste, sich so leicht wie möglich zu kleiden, mit nackten Beinen zu gehen und nur Socken sowie leichte Stiefel oder Schuhe an den Füßen zu tragen. Ich trug gewöhnlich flachsohlige, hellbraune Stiefel mit Elchledersohlen, die mit ein paar Stegen versehen waren, um das Ausrutschen auf trockenem Gras zu verhindern. Gummi ist zu heiß für Sohlen, und ein paar Tage solcher Arbeit schneiden es in Stücke. Die große Hitze macht es oft klebrig, dann trocknet es aus, bekommt leicht Risse und zerfällt bald. Schuhe mit Hanfsohlen sind bei trockenem Wetter passabel, aber bei Nässe unbrauchbar, und sie halten auch der starken Beanspruchung nicht stand. Daher rate ich zu flachen, leichten Elchlederstiefeln für den harten Einsatz, obwohl sie in der Regenzeit nicht so gut sind, da das Leder, das anders gegerbt ist als gewöhnliches Leder, schwammig und weich wird. Achten Sie darauf, Stege anbringen zu lassen; denn mit solchen Stiefeln wäre ich einmal fast über einen Abgrund gestürzt, als meine Füße auf dem trockenen Gras ausrutschten, das so glatt wie Eis war. Ich empfehle Stiefel (aber mit leichtem Oberleder) gegenüber Halbschuhen, weil sie die Knöchel davor bewahren, an Felsen oder Baumstümpfen angeschlagen zu werden, und zudem Schutz gegen viele Dornen bieten, auf die man bei schneller oder unvorsichtiger Fortbewegung stoßen kann.

Leute mit schwachen Augen oder solche, die empfindlich auf die Blendung durch die Sonne reagieren, sollten getönte Brillen mitnehmen. An Flüssen wie dem Sambesi und dem Luangwa ist die Blendung oft schmerzhaft, und man kann auch in weiten Gebieten mit hellem, sandigem Boden darunter leiden. Ich glaube, dass eine Überanstrengung der Augen die Auswirkungen der Malaria so weit verstärken kann, dass der im Blut befindliche Erreger durch die Sonnenblendung in den Augen aktiviert werden kann.

Ich hielt nie viel davon, rotes Tuch als Rückenschutz in das Hemd einzunähen oder in Afrika Tropenhelme aus Mark zu tragen, da ich feststellte, dass ein doppelter „Terai"-Hut als Kopfschutz völlig ausreichte. Was ich bei größter Hitze oft tat, war, ein Stück nasses Bananenblatt in die Krone meines Hutes zu legen. Diese Blätter sind voller Feuchtigkeit und halten länger feucht als alle anderen Blätter, die ich kenne; sie helfen zweifellos, den Kopf kühl zu halten. Wenn ich keine Blätter bekommen konnte, tränkte ich ein Taschentuch mit Wasser und legte es in meinen Hut. Wenn es getrocknet war, nutzte ich einen Teil des Wassers, das ich als meinen gerechten Anteil aufbewahrte, um den Lappen erneut zu befeuchten, anstatt die wenigen erforderlichen Löffel voll zu trinken.

Wenn ich mit den Einheimischen unterwegs war, teilte ich das Wasser immer gerecht unter allen auf und benutzte meines, um Tee in dem kleinen Kessel zu kochen, den ich gewöhnlich bei mir hatte, anstatt die lauwarme und oft schmutzige Flüssigkeit zu trinken, die mich niemals so zufriedenstellte wie der Tee. Ich fand immer, dass heißer Tee erfrischender war als Wasser, selbst wenn dieses kalt genug war, um angenehm zu sein; und obwohl dies paradox klingen mag, ist es eine Tatsache, die außer mir auch andere bei großer tropischer Hitze bemerkt haben.

Ein höchst nützliches und interessantes Objekt zum Mitführen ist ein kleines Taschenmikroskop; eine seiner notwendigsten Anwendungen ist das Finden von Dornenspitzen, die im Fleisch abgebrochen sind. Diese werden oft ein Stück weit hineingetrieben und sind mit bloßem Auge sehr schwer zu erkennen und zu entfernen. Ich trug immer eine kleine Hülse mit Kaliumpermanganatkristallen bei mir, mit denen ich eine antiseptische Flüssigkeit herstellte, um tiefe Kratzer oder Wunden bei den Einheimischen und mir selbst auszuwaschen. Männer, die ich kannte, bekamen oft schlimme „Veldt-Geschwüre", weil sie Schnitte oder Kratzer unbehandelt ließen, und Einheimische entwickeln oft schmerzhafte Ulzera durch Vernachlässigung von Wunden. Seit ich jedoch dazu überging, diese Kristalle zu verwenden, habe ich nie wieder darunter gelitten; es ist eindeutig ein Fall von „Vorbeugen ist besser als Heilen".

Es ist erstaunlich, welche Wunden Einheimische ertragen können, ohne extrem zu leiden. Ich habe oft gesehen, wie sich ein Einheimischer an einem Baumstumpf oder Felsen einen Zehennagel abriss, sich dann hinsetzte und begann, das verletzte Glied mit einem Stück schmutzigen Lumpens von seinem Gewand zu umwickeln. Warum sie nicht öfter an einer septischen Blutvergiftung sterben, ist ein Rätsel, aber sie scheinen unempfindlicher gegenüber giftigen Keimen zu sein als Europäer. Nichtsdestotrotz verlieren sie oft ihr Leben durch brandige Wunden, wenn die Sache zu weit geht; und selbst wenn ihr Leben durch eine Operation gerettet werden könnte, ziehen sie es vor zu sterben, statt sich von einem weißen Chirurgen operieren zu lassen.

Wenn ich in meinen einsamen Lagern im Busch war, habe ich ihnen Antiseptika zur Anwendung gegeben und etliche geheilt, die noch nicht im unheilbaren Stadium waren. Zuerst sind sie gegenüber Hilfe sehr misstrauisch, und wenn ein Einheimischer bereits zu weit abgebaut hat, ist es oft ein Fehler einzugreifen. Wenn er nämlich stirbt, werden seine Freunde wahrscheinlich sagen, dass sein Tod auf die Behandlung zurückzuführen sei, die doch eigentlich gut gemeint war. Ich beziehe mich natürlich nicht auf Medikamente zur

innerlichen Einnahme; denn sofern man nichts von Medizin versteht, ist es ein Fehler, ihnen etwas anderes als die einfachsten Heilmittel zu geben.

Einmal brachte eine einheimische Frau ihr Kind zu mir, als es sich vor Schmerzen krümmte – irgendetwas stimmte mit seinen Verdauungsorganen nicht. Ich gab ihm eine halbe Ein-Gran-Tablette Opium. Sie nahm es mit und kam nach etwa einer Stunde aus ihrem Dorf zurück, das etwa eine Meile entfernt lag, und sagte, es liege im Sterben. Es sah in der Tat nach einem ernsten Fall aus, denn das Kind lag absolut still, mit einem stumpfen Blick in den Augen, und seine Atmung war fast zum Stillstand gekommen. Anstatt weitere experimentelle Versuche zu unternehmen, rief ich meinen Koch und sagte ihm, er solle die Frau seiner Frau in deren Hütte übergeben und das Kind ruhig halten. Glücklicherweise stellte ich nach etwa zwei Stunden, in denen ich das Kind mehrmals besucht hatte, fest, dass es langsam wieder lebendig wurde; aber es war eine knappe Angelegenheit. Später las ich irgendwo, dass Kinder keine Opiate vertragen, und ich war froh, dass ich nicht die ganze Tablette von einem vollen Gran verabreicht hatte, was es sicherlich getötet hätte.

Das Amüsanteste an diesem Vorfall war die Bemerkung meines Kochs, als ich sagte, ich sei froh über die Genesung. Er antwortete: „Es war nur ein Mädchen-Baby und völlig bedeutungslos!“ Seiner Einschätzung nach wäre es wichtiger gewesen, wenn es ein männlicher Säugling gewesen wäre, da Jungen als wertvoller erachtet wurden.

Was Kameras betrifft, so zog ich für Filme immer Kodaks vor, da sie einfach sind und keine Dunkelkammer erforderlich ist. Ich gebe zu, dass Plattenkameras bessere Arbeit leisten, aber Filmspulen sind weniger anfällig für Beschädigungen und liefern recht gute Bilder. In der Hitze und Feuchtigkeit der Regenzeit bekommen die Filme manchmal Flecken; da die Jagd jedoch fast ausschließlich in der Trockenzeit stattfindet, fällt dies kaum ins Gewicht.

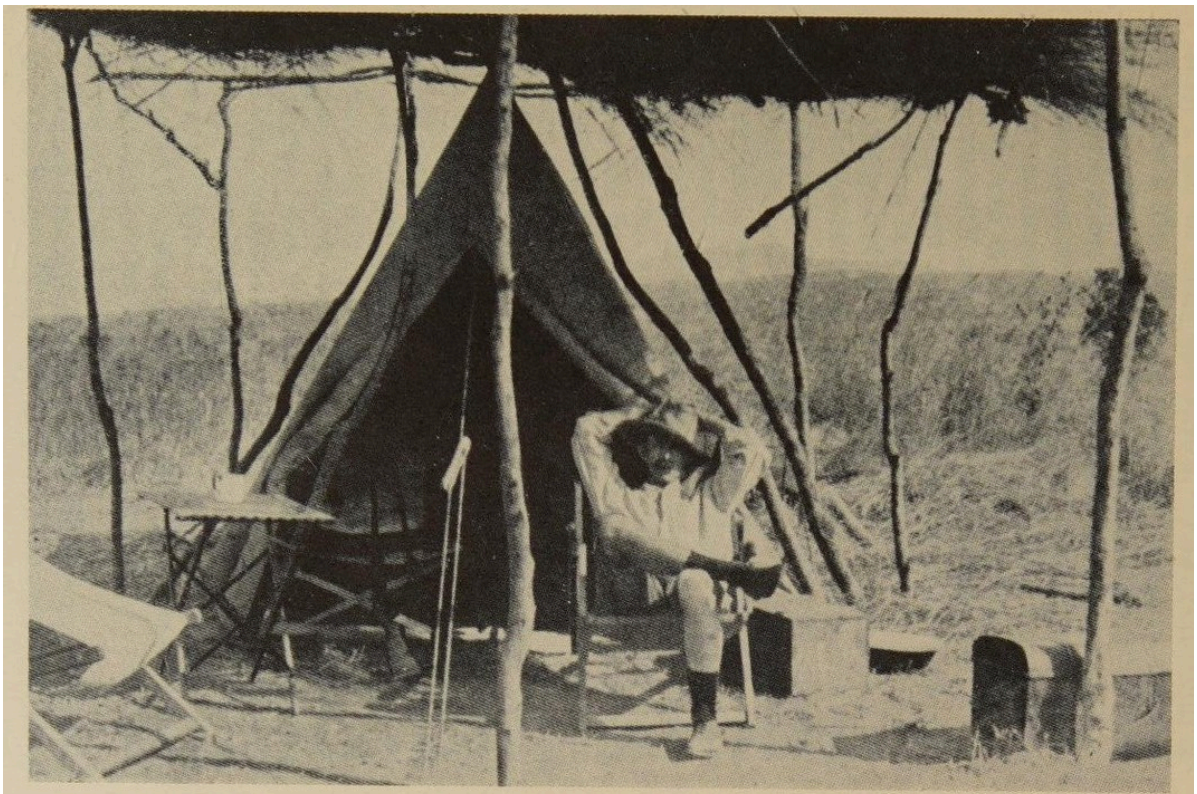
Ich bevorzugte immer gewöhnliche Ferngläser gegenüber den heute so gebräuchlichen Prismengläsern, da Erstere gewöhnlich ein größeres Sichtfeld und eine bessere Schärfe bieten. Ich hatte ein kleines Paar, das ich in einer Brusttasche meines Khaki-Hemdes trug, und sie erfüllten ihren Zweck beim Ausmachen der besten Trophäe oder des besten Paares Stoßzähne in einer Herde. Spektive waren zu umständlich und brauchten zu lange zum Fokussieren für die schnelle Arbeit im Busch.

Das Schreiben über Teleskope erinnert mich daran, dass manche Leute ein Zielfernrohr auf einem Gewehr mögen. Ich persönlich kann sie nicht ausstehen; abgesehen davon, dass sie sperrig und im Weg sind, ruiniert ein schwerer Sturz sie unwiederbringlich. Diopter-Visierungen mag ich ebenfalls nicht, da das Loch durch Staub verstopft werden kann und ein harter Stoß sie verbiegen mag. Bei einem Diopter (das Lyman ist ein bekanntes Modell) ist der Abstand zwischen ihm und dem Korn zu groß, und da das Korn im Kreis zentriert werden muss, dauert dies länger als bei einer offenen V-Kimme, um eine schnelle Zielerfassung zu erreichen. Ich mag es, wenn die Kimme ein recht flaches, breit geschnittenes V mit einer feinen Linie in der Mitte oder einem Kegel aus Elfenbein oder weißem Metall in der Mitte hat.

Das Wichtigste bei einem Gewehr und seiner Visierung ist, sich an den Gebrauch der Waffe zu gewöhnen und dann bei diesem Modell zu bleiben. Ständiges Wechseln ist ein Fehler, wie Selous mir erzählte, nachdem er begonnen hatte, Gewehre mit verschiedenen Systemen und Visierungen auszuprobieren; auch ich stellte fest, dass eine Neuerung keineswegs zwangsläufig besser ist als das Altbewährte.

Die meisten Männer, die Großwild jagen, möchten Trophäen behalten und sind oft unschlüssig, ob sie die Kopf-Häute – oder Masken, wie sie oft genannt werden – aufbewahren sollen. Sofern ein Mann finanziell nicht in der Lage ist, präparierte Köpfe unterzubringen und ihnen die nötige Pflege zukommen zu lassen, sollte er sich lieber gegen die Kosten einer Montage entscheiden. Präparierte Köpfe sind sehr sperrig, und die behaarten Häute sind anfällig für Mottenfraß und andere Insekten. Daher müssen sie mit Mitteln wie Terpentin besprüht werden, das im Alter einen eher unangenehmen und strengen Geruch entwickelt. Ein ungepflegtes Präparat, bei dem bereits viel Haar ausgefallen ist, ist ein unschöner Anblick; und wenn das Ausstopfen nicht von einem wirklich fähigen Tierpräparator durchgeführt wurde, wirkt das Exemplar oft wie eine Missgeburt.

Die Hörner an einem halbwegs gut gereinigten Schädel nehmen weniger Platz ein und lassen sich leicht abstauben, da kein Haar vorhanden ist, das Staub fängt und Motten anlockt. Zudem kosten die Montageschilder nur einen Bruchteil dessen, was das Aufsetzen einer Haut kostet. Wenn ein Mann also nicht in der Lage ist, montierte Trophäen ordnungsgemäß unterzubringen und zu pflegen, sollte er sich definitiv darauf beschränken, nur die Hörner und Schädel seines Wildes zu behalten. Felle, die an einem Ort aufbewahrt werden, der den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, bleichen aus und verlieren ihre Farbe. Die ständige Anwendung von Konservierungsmitteln macht das Haar schmutzig und klebrig, und sie beginnen unangenehm zu riechen. Für ein öffentliches Museum ist es natürlich notwendig, montierte Exemplare für Studenten und andere Interessierte zu haben, aber nur wenige können sich die Kosten und den Platz für ein solches Hobby leisten.



HOT WEATHER IN THE PLAINS, NORTH-EASTERN RHODESIA.

258]

Trophäen besitzen, außer für denjenigen, der sie geschossen hat, kaum einen Geldwert, es sei denn, es handelt sich um Rekorde oder Köpfe, die nahe an die Bestmarken heranreichen. Mancher Mann, der Hunderte von Pfund für die Konservierung seiner Exemplare ausgegeben hat, bereut später das Geld, das er für diese Arbeit bezahlt hat. Ein junger Mann, der nur mäßig wohlhabend ist, sollte es sich also zweimal überlegen, bevor

er die hohen Kosten für die Montage ganzer Exemplare oder Kopf-Häute auf sich nimmt.

Was Zelte betrifft, so sind die komfortabelsten die von Edgington, genannt Doppeldach-Firstzelte, ausgestattet mit einem Überdach (*Fly*). Sie stellen eine Last für zwei Männer dar, da sie über 100 Pfund wiegen. Ich missgönnte mir immer den zusätzlichen Träger und reiste meist mit einem Ein-Mann-Last-„Whymper"-Zelt mit eingenähter Bodenplane, ließ aber im hinteren Teil ein Netzfenster einbauen. Dieses Modell wiegt etwa 40 Pfund, misst 7 x 7 Fuß und passt samt Stangen, Seilen und Heringen in eine handliche Tragetasche. Wenn es extrem heiß war, ließ ich einen Gras-Unterschlupf darüber errichten, wie er auf einer meiner Fotografien zu sehen ist. Ein solches Zelt aus grünem, verrottungsfestem Segeltuch hält bei harter Beanspruchung mehrere Jahre; ich besaß eines, das mir über fünf Jahre diente und mit dem ich Tausende von Meilen reiste.

Ich benutzte ein Klappbett in „X"-Form und einen Tisch desselben Designs, bevorzugte als Stuhl jedoch das gewöhnliche „Liegestuhl"-Modell.

Gewehre, Patronen, Lagerausrüstung und Kleidung sollten in der Heimat gekauft werden, aber heutzutage können alle benötigten Lebensmittel in den Ortschaften in ganz Tropenafrika erworben werden; es ist ein Fehler, sich mit Kisten voller Proviant zu belasten. Vor einigen Jahren war dies noch notwendiger, als die afrikanischen Läden unzureichend bestückt waren, aber heute ist alles Notwendige an Nahrungsmitteln in Afrika erhältlich. Ich hielt nie viel davon, viel Alkohol mitzuführen, da ich Tee als das beste Getränk empfand. Ich habe immer an die stärkenden Eigenschaften von reichlich Zucker geglaubt, da er anscheinend den Substanzverlust ausgleicht, der durch harte körperliche Anstrengung entsteht.

Was die Gesundheit betrifft, so ist Malaria natürlich das am weitesten verbreitete Leiden. Es ist unmöglich, eine Infektion zu verhindern, und nur wenige Männer litten mehr darunter als ich in Indien und Afrika. Die große Anstrengung des Jägerlebens und die Entbehrungen, die man auf sich nehmen muss, sind natürlich förderlich; Weiße, die in komfortablen Backsteinhäusern leben – wie Beamte, Missionare und Ladenbesitzer –, haben zumindest ein trockenes Dach über dem Kopf, zudem sind medizinische Hilfe und Luxusgüter in greifbarer Nähe, und in den größeren Ortschaften gibt es gute europäische Krankenhäuser mit fähigen Krankenschwestern und Pflegepersonal.

Ich machte viele Fieberschübe durch, als ich weit draußen im Busch war und in einem Zelt oder einer undichten Lehmhütte lebte. Ein wirklich schwerer Malaria-Anfall (oder Schwarzwasserfieber, das in manchen Fällen den Kulminationspunkt bildet) erzeugt in seinen schlimmen Stadien eine solche Schwäche und Mattigkeit, dass es einem gleichgültig ist, ob man stirbt oder nicht – obwohl jeder mit einem Funken Mut sein Bestes geben wird, um so lange wie möglich am Leben zu bleiben, solange er bei Bewusstsein ist. Die langen, öden Nächte sind die schlimmste Zeit, wenn alles still ist, abgesehen vom Tropfen des Regens durch das undichte Dach und den Lauten der nächtlichen Herumtreiber wie der Hyäne, die mit ihrem Repertoire an unheimlichen Geräuschen ein klägliches Klagelied zu singen scheint, das ausreicht, um einem eine Vorahnung des Todes einzuflößen. In der Ferne hört man zudem das Schlagen der einheimischen Trommeln aus irgendeinem Dorf, in dem ein Biergelage im Gange ist, und dies klingt, wie die Stimme der Hyäne, für einen Kranken melancholisch. Dann kann es vorkommen, dass die einheimischen „Boys", die wegen der Krankheit ihres Herrn ohne Aufsicht sind, die Gelegenheit zur Flucht nutzen, wenn sie glauben, einen Grund zur Klage zu haben. Einmal wurde ich so zurückgelassen, als ich sehr schwer an Malaria erkrankt war, und ich habe die harte Zeit nicht vergessen, in der ich mich aufrappeln musste, um Holz und Wasser zu holen, Tee zu kochen und ein paar Eier zu sieden. Diese drei „Boys" wurden später für ihre Tat bestraft, aber das

machte die Entbehrungen nicht wett, die sie mich erleiden ließen, bevor ich wieder auf den Beinen war.

In Bezug auf die einheimischen Träger ist es schwer zu sagen, welche die besten sind. Die fähigsten in Nordost-Rhodesien sind die Awemba und Angoni, obwohl auch die Achewa und Achapeta recht gut sind. In Njassaland sind wahrscheinlich die Angoni und Yao die besten, wobei ich die mindergeachteten Stämme nie schlechter fand als die anderen; es kommt darauf an, ob sie aus einem wilden Distrikt stammen oder Bewohner der Dörfer nahe den Städten sind. Die Zivilisation verbessert sie nicht für die harte Arbeit im Busch, und unter ihnen finden sich weniger Männer, die gut im Fährtenlesen und in der Buschkunde sind.

Persönlich missfällt mir der Einheimische, der Hut, Jacke, Socken und Stiefel trägt; er ist niemals halb so tüchtig wie der ursprünglichere Typ, der nur ein Lendentuch trägt. Ersterer mag in der Lage sein, „Fels des Heils“ zu singen und die privaten Briefe seines Herrn zu lesen, aber er kann nicht spüren und Entbehrungen standhalten wie sein wilderer Bruder, und er wird wahrscheinlich ständig über irgendetwas klagen und nörgeln. Ich kam mit meinen Trägern immer gut aus, denn sie bekamen viel Fleisch, das sie über alles lieben. Der weiße Mann, der ihre Bäuche mit *Nyama* (Fleisch) füllen kann, ist gewöhnlich beliebter als derjenige, dem die Jagd gleichgültig ist, und er bleibt länger im Gedächtnis. Nachdem ich das Land verlassen hatte, erhielt ich mehrere Briefe mit der Bitte, zurückzukehren, da sie hungrig nach Fleisch und Fett seien, und ich habe kaum Zweifel, dass ich an den Lagerfeuern noch nicht vergessen bin.

Ich hege große Bewunderung für die Treue, den Mut und die Zähigkeit dieser Männer, denn ich bin mit ihnen viele Tausende von Meilen durch unwegsamen Busch gereist, habe mit ihnen unter dem Sternenhimmel geschlafen und über vergangene und zukünftige Jagderlebnisse diskutiert. Ein guter Einheimischer besitzt eine natürliche Höflichkeit gegenüber dem weißen Mann, den er respektiert. Eines der Dinge, an die ich mich erinnere, weil es so oft geschah, war, wie sie einen Weg durch dichtes Gestrüpp bahnten und Zweige oder Gras mit ihren Händen oder Speeren beiseite hielten, damit meine Augen und mein Gesicht nicht durch zurückschnellende Zweige verletzt wurden. Wenn es ein verborgenes Loch oder einen Felsen gab, schlug der Mann vorn auf sein Bein oder seine Seite als Zeichen, aufzupassen; denn ich hatte sie gelehrt, nicht zu sprechen oder zu rufen, um das Wild nicht zu beunruhigen.

Fanden sie Honig, brachten sie mir das schönste und sauberste Stück auf einer Rindenplatte; und man kam in den alten Tagen selten in ein Dorf, ohne dass einem einheimisches Bier angeboten wurde, das sehr erfrischend war, wenn man durstig war. Als Gegengabe wurde gewöhnlich Fleisch überreicht, und wenn Geflügel und Mehl zum Zelt gebracht wurden, gab man ein paar Yards Kaliko, eine Tasse Salz und etwas Fleisch, falls man kürzlich etwas geschossen hatte. Ich vermute, dass dieser Brauch mit der Zunahme des Reiseverkehrs vorbei an den Dörfern entlang der Hauptrouten ausstirbt, aber vor vielen Jahren war er die Regel und ist es wahrscheinlich in den wilderen Gegenden noch immer. Wenn sich die Einheimischen mehr an zivilisierte Sitten gewöhnen, verschlechtern sie sich unweigerlich, was nicht verwunderlich ist, da ein Zustrom minderwertiger Weißer das Schlimmste für unberührte Einheimische ist. Diese Weißen betrügen die Einheimischen oft, klopfen ihnen auf die Schulter und behandeln sie wie Vertraute, wobei sie völlig vergessen, dass es ein weißes Prestige zu wahren gilt, wenn Weiß mit Schwarz verkehrt. Es besteht eine gewaltige Kluft zwischen reservierter Freundlichkeit und Vertraulichkeit; die Einheimischen erkennen den Unterschied bald und handeln danach. Ich glaube, ich habe bereits geschrieben, dass das Wichtigste ist, ein einem Einheimischen gegebenes Versprechen niemals zu brechen; denn obwohl sie in manchen Dingen nicht so

denken wie wir, haben sie großen Respekt vor der Wahrhaftigkeit der Weißen, auch wenn sie diese untereinander vielleicht nicht praktizieren.

Das Wild in Afrika nimmt in manchen Gegenden aufgrund der Ankunft von Siedlern rapide ab, und es wird zwangsläufig verschwinden, sofern die Regierung keine angemessenen Reservate zu seinem Schutz einrichtet. Ich sage „angemessen", denn es ist nutzlos, ein Reservat in einem Distrikt zu schaffen, der schnell erschlossen wird, und dann zu erwarten, dass die Kolonisten das Wild in Ruhe lassen. Erstens sind nur wenige von ihnen Naturliebhaber, und niemand kann von einem Mann, der seinen Lebensunterhalt mit Ackerbau zu verdienen versucht, erwarten, dass er die Zerstörungen schwerer Tiere in seinen Feldern duldet. Ebenso wenig können wir von einem Rancher erwarten, dass er es hinnimmt, wenn sein Vieh von Raubtieren dezimiert wird. Ich war schon immer gegen das Vergiften von Löwen und Leoparden durch Farmer; aber nicht alle von ihnen interessieren sich für die Jagd, und sie betrachten diese Tiere so, wie der heimische Geflügelzüchter die Füchse oder Katzen betrachtet, die sein Geflügel töten. Manche Farmer würden es vorziehen, einem Löwen oder Leoparden nachzustellen oder auf sie anzusitzen, aber das sind die Ausnahmen; der gewöhnliche Siedler ist meist kein „Sportsmann" im wahren Sinne des Wortes oder jemand, der leidenschaftlich gerne jagt.

Wildreservate kosten Geld – nicht nur für ihre Einrichtung, sondern auch für die Ausstattung mit der erforderlichen Anzahl von Aufsehern und Rangern. Gewöhnliche Zäune halten schweres Wild nicht auf, aber ein Graben oder eine *Nullah* auf der Reservatseite des Zauns hält in der Regel alles ab. Elefanten, Nashörner, Büffel und Elenantilopen würden jeden Zaun bald niederreißen; aber wenn an der Innenseite eines solchen Zauns ein Graben von etwa 4 Fuß Breite und derselben Tiefe ausgehoben würde, würde dieser sehr selten durchbrochen, da schweres Wild nicht darüber hinwegsteigen könnte. Als zusätzliche Sicherung könnte der Graben mit starken Dornenzweigen oder verheddertem Stacheldraht gefüllt werden, was den Ausbruch des Wildes aus dem Reservat sicher verhindern würde.

Es ist beklagenswert zu denken, dass seltene und schöne Tiere mangels Schutzmaßnahmen kurz vor dem Aussterben stehen, während noch Zeit wäre, etwas zu unternehmen. Einmal verschwunden, können solche Tiere niemals ersetzt werden; daher erscheint es als skandalöses Vorgehen, untätig zu bleiben, solange noch Zeit ist – besonders wenn so viel Geld für weniger würdige Zwecke ausgegeben wird. Wir sind lediglich Treuhänder für das Wild, und es ist eine klare Pflicht, dass unsere Behörden ihr Bestes tun, um es vor der Ausrottung zu bewahren und die seltenen Arten, die noch übrig sind, zu schützen. Welch ein gewaltiger Unterschied besteht zwischen einem Landstrich, der von Wild bewohnt wird, und einem anderen, in dem kein Tier zu sehen ist! Natürlich leben bestimmte der selteneren Tiere im Buschland oder in den Tiefen dichter Wälder, und diese halten sich aufgrund ihrer zurückgezogenen Lebensweise gewöhnlich viel länger als das Wild der Ebenen.

Ich war amüsiert, als ich 1911 in Britisch-Ostafrika (der heutigen Provinz Kenia) einige der weißen Männer sah, die in steifen Reithosen und Gamaschen umhergingen; denn an ihren Knien, Schultern und Ellbogen befanden sich hellfarbige Lederaufnäher, die offensichtlich andeuten sollten, dass sie den Großteil ihres Lebens damit verbrachten, auf dem Veldt dem Wild hinterherzukriechen. Das Seltsame war, dass das Leder immer neu und unverkratzt aussah! Dann trugen sie um ihre Taille einen Gürtel, an dem verschiedene Taschen hingen, und ein schweres Jagdmesser in einer mit glänzendem Metall verzierten Scheide. Gewöhnlich gehörte eine glitzernde Armbanduhr zur Pirsch-Ausrüstung, und ich wunderte mich, wie sie dem Zerbrechen entgangen war.

Der echte weiße Jäger trägt in der Regel Shorts oder Hosen aus Khaki. An seinem Gürtel mag ein „Bushman's Friend"-Messer hängen, weil es zu groß für eine Hosentasche ist. Sein Khakihemd hat niemals Lederflicken, ebenso wenig wie seine Knie und Ellbogen, und er läuft nicht wie ein Weihnachtsbaum herum. Der Kneipenbummler an der Bar irgendeines Grenzladens, der mit dem Wild prahlt, das er geschossen hat, ist nicht das Wahre; denn der echte Jäger ist gewöhnlich ein Mann, der wenig spricht, außer zu anderen, die er als Gleichgesinnte kennt. Dabei lässt er Lücken, von denen er weiß, dass sie von seinem Zuhörer, der das Metier kennt, richtig gefüllt werden.

Es ist angenehm, auf jene glücklichen Tage in der Wildnis zurückzublicken, aber unmöglich, die veränderten Bedingungen nicht zu bedauern – mit Eisenbahnen, Autos und stetig zunehmender Besiedlung. Die meisten Menschen denken, dass eine komplizierte Zivilisation das Beste für solche Länder sei, aber ich gehöre zu den wenigen, die glauben, dass die alten Zeiten viel besser waren. Es gibt ein Gedicht von W. H. Ogilvie über die „Brumbies", die Wildpferde Australiens, aus dem ich drei Strophen zitiere, da sie so wahr klingen. Ich würde gerne das ganze Gedicht wiedergeben, halte es aber dem Autor gegenüber für nicht fair, ihn in vollem Umfang zu zitieren. Die drei Strophen lauten:

„Denn ich weiß, es gibt jene in der Welt von heute,

Die im Herzen genau solche Rebellen sind wie sie,

Die ungezügelt auf die Art der ‚Brumbies' laufen.

Männer, die niemals an den Zaum gebunden waren,

Gebändigt oder gegurtet in den sklavischen Trott,

Männer vom Stampfplatz der weiten Welt;

Die zum Sonnenaufgang geschwenkt sind, einsame Wacht hielten,

Wenn die sanften Buschnächte goldbestirnt herankrochen,

Rebellen, die die Welt niemals in den Pferch treiben wird."